

Herbert Hoffmann-Loss

Vom Kreuz  
zum Hakenkreuz



Herbert Hoffmann-Loss

## Vom Kreuz zum Hakenkreuz

Die Bekenntnisschrift «Leben aus Führung»  
des Nationalprotestanten  
Richard Hoffmann



Verlag für Berlin-Brandenburg

**Neue Beiträge zur Geistesgeschichte, Band 6**

Herausgegeben von Wolfgang Hempel, Joachim H. Knoll, Peter Krüger, Irene A. Diekmann, Michael Salewski und Julius H. Schoeps

Eine Publikation des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam.

Covergestaltung & Satz: Moritz Reininghaus  
Gesamtherstellung: druckhaus köthen

© 2007 Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH  
Stresemannstraße 30, D-10963 Berlin

ISBN 978-3-86650-270-3

Jede Form der Wiedergabe oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, erfordert die schriftliche Zustimmung des Verlags.

[www.verlagberlinbrandenburg.de](http://www.verlagberlinbrandenburg.de)

# Inhalt

Vorwort	7
I. Text, Verfasser und Zeithintergrund	9
II. Leben und Persönlichkeit Richard Hoffmanns	25
III. Die Verbindungen zu Justus Wilhelm Hedemann	63
IV. Der «nazifizierte» Nationalprotestant	71
V. Die fundamentalistischen Versuchungen von Glauben und «Schrift»	93
VI. Der Streiter wider die Moderne	105
VII. Wahn und Widersprüche einer mythologisierenden Weltansicht	117
Schlussbemerkung	135
<i>Richard Hoffmann, «Leben aus Führung»</i>	139
Anhang 1: Lebensdaten Richard Hoffmanns	295
Anhang 2: Frühe Erinnerungen Richard Hoffmanns, aufgezeichnet für seine Mutter 1901	297
Anhang 3: Brief Richard Hoffmanns an seinen Sohn Helmuth vom 18. Mai 1934	309
Anhang 4: Brief Richard Hoffmanns an das Ehepaar Hedemann vom 8. November 1935	313
Über den Autor	319



## Vorwort

Dieses Buch gehört in die Reihe der Erinnerungsbücher der «schreibenden Enkel», die das Schweigen ihrer Familien beenden und die Verstrickung ihrer Großväter in die Verbrechen der Nazizeit für ihre Mit- und Nachwelt aufarbeiten. Doch dieser Großvater, Richard Hoffmann, starb schon 1935, als hinfalliger Pensionär und abseits aller Mittäterei. Im Mittelpunkt steht hier andererseits ein schriftliches Zeugnis, Richard Hoffmanns Erinnerungs- und Bekenntnisschrift «Leben aus Führung», die hier vorgestellt wird. Der Verfasser war ein unbedeutender Landpfarrer und sein Manuskript von 1934 alles andere als ein bedeutendes Stück Literatur. Dennoch ist es ein Schlüsseldokument für den Weg eines strenggläubigen Luthertums in den Nationalsozialismus.

Das Besondere an Richard Hoffmann ist dabei, dass er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges aktiver preußischer Offizier gewesen war. Erst danach hatte er protestantische Theologie studiert und war Pfarrer geworden. Das machte ihn zum Nationalprotestanten par excellence. Pietistische Frömmigkeit und deutschnationale Überzeugung verstärkten bei ihm einander in besonders auffallender Weise. So verwandelt sich etwa bei ihm der Gott des Alten Testaments in den kriegliebenden Weltenlenker der nationalprotestantischen Ideologie, ein Gottesbild, das viel mit rechts-konservativer Ordnungstheologie und auch mit Oswald Spengler, aber wenig mit der Bergpredigt des Neuen Testaments zu tun hat. Richard Hoffmann schrieb 1934 im Rückblick, er sei «seinem Sehnen nach Nationalsozialist» gewesen, «ehe es einen Nationalsozialismus gab».

Richard Hoffmann war andererseits mit Margarethe Kummer verheiratet, einer Urenkelin Moses Mendelssohns (und Urenkelin seines jüngsten Sohnes Nathan). Obwohl vom Allerweltsantisemitismus nicht frei, war er als pietistisch geprägter Christ und aus diesem familiären Grunde kein Antisemit im nationalsozialistischen Sinne. Ansonsten aber, in seiner Neigung zum Mystischen, Mythischen und zur Hochschätzung von Ehe, Familie, Sippe und Volk sowie in seiner scharfen Ablehnung von «Pazifismus», «Weltbürgertum» und «Liberalismus» stand er den Nationalsozialisten durchaus nahe.

Richard Hoffmanns Enkel, Herbert Hoffmann-Loss, Jahrgang 1938, von Hause aus Altphilologe und dann jahrzehntelang Diplomat, zeichnet Leben und Persönlichkeit Richard Hoffmanns nach und macht deutlich, wie der Großvater, unberührt von jedem Zweifel und jeder Verpflichtung, nachzudenken und die Welt wirklich anzuschauen, seine nationalkonserva-

tive «Weltanschauung» aus der Bibel heraus und in sie hinein las. Letztlich zeige sich hier im ganzen Ausmaß der geradezu fanatische Irrationalismus starker Kräfte des deutschen Bürgertums, das dem Idealismus huldigte und die Aufklärung nur als die «flache Niederung des Rationalismus» ansah, die Richard Hoffmann so leidenschaftlich verdammt.

Bei alledem gibt der Enkel zu erwägen, dass die Verirrung seines Großvaters nicht nur einem deutschen Sonderweg, sondern letztlich auch einer Möglichkeit des Christentums entsprungen sein könnte. Danach hätte eine Fehlentwicklung wie diese als fatale Anlage sozusagen schon im genetischen Programm einer monotheistischen Offenbarungs- und Erlösungsreligion bereit gelegen.

*Julius H. Schoeps,  
Potsdam, im April 2007*

# I. Text, Verfasser und Zeithintergrund

«Leben aus Führung», die 1934 verfasste Erinnerungs-, Bekenntnis- und Erweckungsschrift meines Großvaters Richard Hoffmann, gehört einer Welt an, die für uns in große Ferne gerückt ist, und zwar weit mehr als nur im zeitlichen Sinne. Diese «Gedanken und Bilder», wie er sie im Untertitel nennt, diese Zusammenschau (§16) seines Lebens, ist für uns nicht einfach von vorgestern, sondern von deprimierender Vorgestrigkeit. Letzteres liegt nicht nur daran, dass ihr Verfasser ein altmodischer Mensch war. Von so rückwärts gewandter Art, von solcher «seelischen Altertümlichkeit und Gebundenheit» (Thomas Mann in «Deutschland und die Deutschen», 1945), war vielmehr seine ganze lutherisch-preußische, nationalkonservative deutsche Welt. Deren Geist oder Ungeist stand damals im begriff, sich zu katastrophaler Aktualität zu entfalten. Richard Hoffmanns Aufzeichnungen sind ein Zeugnis der 1933 besiegelten deutschen Katastrophe des 20. Jahrhunderts.

Ein Zeugnis sind sie jedoch auch in einer weiteren heiklen Hinsicht. Ein tiefer, auf die «ganze Heilige Schrift» gestützter Glaube an das Jüngste Gericht, an Sünde, Vergebung und Erlösung förderte hier eine Heilserwartung, die zum Nationalsozialismus hinführte. Dieser war zwar, wie schon gesagt, durchaus und vor allem ein deutsches Problem; zu seinen Wurzeln aber scheint mir auch die menschenbedingte Mangelhaftigkeit von Glauben und Religion im allgemeinen und einer monotheistischen Jenseits- und Schriftreligion im besonderen zu gehören. Auch für die aktuelle Debatte über den religiösen Fundamentalismus unterschiedlicher Provenienz sind die «Gedanken und Bilder» Richard Hoffmanns deshalb ein aufschlussreiches Dokument.

Neben einer Zusammenstellung der für mich auffindbaren Lebensdaten meines Großvaters habe ich dieser Veröffentlichung von «Leben aus Führung» als Anhänge noch weitere schriftliche Zeugnisse des Autors beigefügt, die mir zur ergänzenden Erläuterung dienlich schienen. Auf Anmerkungen im Text habe ich dagegen weitgehend, jedenfalls überall dort verzichtet, wo Auskunft zu einem Stichwort leicht aus dem Internet zu gewinnen ist.

Mein Großvater, 1877 im schlesischen Lomnitz geboren und später in Görlitz aufgewachsen, war von seinem Elternhaus sowohl pietistisch als auch preußisch-konservativ geprägt, ersteres vor allem durch seine Mutter, letzteres durch seinen Vater. Er war von empfindsamem Gemüt und leicht entzündbarer Einbildungskraft. Dementsprechend neigte er zu schwär-

merischer Begeisterung und hochgestimmter Mitteilsamkeit. Trotz seiner schwachen Konstitution schlug er nach dem Abitur die Offizierslaufbahn ein. In «695 Gefechts-, Schlacht-, und Großkampftagen» (§157) des Weltkrieges wurde er immer wieder wie durch ein Wunder gerettet. 1917 war jedoch seine Gesundheit zerrüttet. Durch Krieg und Kriegserlebnisse immer gläubiger geworden, studierte er als Familienvater von über 40 Jahren in Göttingen evangelische Theologie und wurde 1922 Pfarrer im nahe gelegenen Niedernjesa. Denselben Weg sollen insgesamt etwa ein Dutzend ehemaliger Weltkriegsoffiziere eingeschlagen haben. Von ihnen ist der 15 Jahre jüngere Martin Niemöller wohl am bekanntesten geworden.

Als Landpfarrer blickte Richard Hoffmann im Laufe der Jahre aufgewühlt und voll Hoffnung auf den Nationalsozialismus und besonders auf Adolf Hitler als den von Gott gesandten Führer der Deutschen. «Ich schreibe dies», sagt er in «Leben aus Führung» (§31), «in dem Augenblick, da im Zusammenhang mit dem Aufbruch der Nation in Richtung der lange ersehnten Volkwerdung der Deutschen viele deutsche Menschen voreilig dem Kreuze Jesu Christi entfliehen, von der geheimnisvollen Gotteskraft des Kreuzes nichts mehr wissen wollen. Darum erkläre ich: Ich war meinem Sehnen nach Nationalsozialist, ehe es einen Nationalsozialismus gab». – Er verstand sich als Christ und Nationalsozialist (§74): «Wir sind dabei auch nicht bange, unsere Persönlichkeit als Christen und Nationalsozialisten zu verlieren. Im Gegenteil, uns will Gott durch Dienst am Ganzen, am Volke, erst zu rechten Persönlichkeiten bilden. Unserem König [Christus] nach, der gekommen ist, um zu dienen!». Den «Aufbruch der Nation» sah er zugleich als Bewährung der «Gemeinde» im bevorstehenden planetarischen Entscheidungskampf, der bei ihm zwischen biblischer Endzeit und neuer nationaler und christlicher Erweckung Deutschlands oszilliert. Schon 1935 aber rettete sein Gott ihn ein letztes Mal und gewährte ihm die Gnade eines frühen Todes.

**R**ichard Hoffmann hat seine «Gedanken und Bilder über die Zeit von 1877 bis 1934, lose aneinandergefügt, im Erzählerton» (so der nicht recht passende Untertitel seines Werks) von Februar bis August 1934 in Görlitz, in seiner Ruhestandswohnung in der Blumenstraße 35, auf einer Schreibmaschine niedergeschrieben, anderthalb Jahre vor seinem friedlichen Tode am 1. Weihnachtstag 1935. Das von ihm mit handschriftlichen Korrekturen und z. T. längeren Ergänzungen versehene Manuskript, das ich besitze, war das an meinen Vater Helmuth Hoffmann, den – neben zwei Schwestern – einzigen Sohn Richard Hoffmanns, gegangene oder für ihn bestimmte Original (sofern es noch Durchschläge gab).

Bis oder nach 1945 gelangte das Manuskript, offenbar zusammen mit den übrigen Hoffmann-Unterlagen, aus Bautzen oder Görlitz (von meiner dort gebliebenen Großmutter Margarethe Hoffmann) nach Göttingen. Dorthin war meine Mutter mit meinem Bruder und mir im Februar 1945 aus Bautzen geflohen, wo unser Vater Richter gewesen war. Er war im Januar 1943 in Russland gefallen, als ich selbst vier Jahre und mein Bruder wenige Monate alt war. Mein Großvater war drei Jahre vor meiner Geburt gestorben, 1941 übrigens auch mein anderer Großvater, Erich Loss, auch er wohl letztlich an Folgen von Gesundheitsschäden aus dem Ersten Weltkrieg. (So sind mein Bruder und ich nicht nur in einer vaterlosen, sondern auch in einer großvaterlosen Umgebung aufgewachsen.)

Unsere Mutter und die beiden erwähnten Schwestern unseres Vaters, die eine in Hamburg, die andere in Berlin lebend, zeigten kein Interesse daran, unsere Aufmerksamkeit auf «Leben aus Führung» zu lenken oder es uns zur Lektüre zu empfehlen. Für meine Mutter war es das ungenießbare Produkt eines zum Schwärmen und Schwadronieren neigenden pensionierten Pastors, dessen national-pietistische Frömmigkeit ihr gänzlich fremd war. Sie selbst hatte ihn in der letzten Phase seines Lebens als Verlobte unseres Vaters bei Besuchen in Görlitz noch kennen gelernt. Wohl als Folge seines schweren Nervenleidens litt Richard Hoffmann zunehmend an Herzschwäche. Er habe damals, so meine Mutter, nur noch mit Mühe ausgehen können und sich immer wieder auf einem mitgeführten Stühlchen ausruhen müssen. Er habe sich jedoch immer gern über religiöse und politische Themen verbreitet.

Nach den Erzählungen meiner Mutter waren auch meinem Vater die feierlichen und hochgreifenden Reden seines Vaters fremd. Auch habe es ihn geärgert, dass seine Mutter, eine starke, nüchterne Frau, nach dem Tode des von ihr sehr geliebten Mannes auch selbst immer frommer und – so mein Vater – «katholischer» geworden sei. Ich habe bei Besuchen als Kind und Schüler bei meiner Großmutter in Görlitz die Herrnhuter Losungen in ihren Händen gesehen und an der Wand die Kopie eines großen, in schönen Farben gemalten Christus der Nazarenerschule mit weichen Zügen und langen goldbraunen Locken. Mein Vater, der sich für Religiöses nicht interessierte (verständlicherweise – bei diesem Vater) hat mit seiner Bemerkung über das «Katholische» in der Frömmigkeit seiner Eltern, wahrscheinlich ohne es zu wollen, etwas Tiefgründiges ausgedrückt. Es ist gesagt worden, die Lutheraner seien die Katholiken unter den Protestanten. Richard Hoffmann war in der Tat ein Katholik ohne Papst, Dogmen und Kirchenmacht, dafür durchaus mit Wundern, Heiligen und frommen Legenden; und er war so entschieden gegen die Aufklärung – die er nicht einmal dieses Namens

würdigte – wie noch immer der Papst. Ein «Protestant» im heutigen Sinn des Protestierens war dieser Antipapist jedenfalls ganz und gar nicht. Aber davon später.

Als Gymnasiast blätterte ich ein paar mal in «Leben aus Führung» und fand, dass es nach Geist und Sprache nichts war, womit ich mich hätte befassen wollen. Was meine beiden Tanten anging, so war ihnen – bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen ich sie sah und bei denen die Rede darauf kam – diese Hinterlassenschaft ihres Vaters offenkundig etwas peinlich. Sie deuteten an, dass er damals doch schon recht schwach und hilflos gewesen sei. Zugleich könne man seine Anschauungen nur aus der damaligen Zeit heraus verstehen – eine von meiner Generation übrigens verdächtig oft zu hörende Mahnung der Älteren. Wohl habe er, wie er selbst geschrieben habe (§31), als Pastor in Niedernjesa schon ganz früh an Gemeindemitglieder Werbeschriftchen der Nationalsozialisten verteilt; in der letzten Zeit seines Lebens habe er aber durchaus der Bekennenden Kirche zugeneigt.

Dem war allerdings schwerlich so – ohne dass einfach das Gegenteil richtig wäre. Der im folgenden zu beschreibende Befund ist komplizierter. Richard Hoffmann war ein Sonderling – dabei gewiss kein extremer Fall – auf der verhängnisvollsten Etappe des deutschen Sonderweges. Er war ein Gottesmann mit vielen Widersprüchen, die freilich zum großen Teil auch die seiner damaligen Amtsbrüder waren, z.B. Martin Niemöllers (den er übrigens nicht erwähnt).

«Leben aus Führung» ist eine Lektüre zum Verzweifeln, wenn auch vielleicht nur wenig mehr als viele andere Bekenntnisse damaliger Kirchenleute, von denen ja auch etliche durch ein längeres Leben die Gelegenheit erhielten und genutzt haben, Anstößiges nachträglich zu verbergen oder zu schönem. Aus derselben oben erwähnten Rede von 1945 stammt Thomas Manns Wort, den Deutschen sei «ihr Bestes durch Teufelslist zum Bösen (ausgeschlagen)». Er meinte damit die deutsche «Innerlichkeit», als vielleicht bestes lutherisches Erbe. Litt also die Frömmigkeit Richard Hoffmanns, wenn sie bei Adolf Hitler endete, an einer Art von Vergiftung? Wenn dem aber so war, wäre sie dann von Anfang an und von Grund auf vergiftet gewesen, oder wäre sie nur irgendwann – durch Verführung – in diesen Zustand geraten? Kann aber Frömmigkeit, die ihren Namen verdient, so sehr verführbar sein? Trägt andererseits Frömmigkeit schon das Gütesiegel der Echtheit, wenn sie ihren Mann in endlosen Trommelfeuern des Krieges vor Wahnsinn und psychischem Zusammenbruch bewahrt? Gibt es Frömmigkeit, die subjektiv

«echt» und keine Frömmerei, objektiv betrachtet aber «unecht» ist? Das alles sind Fragen, die sich bei der Lektüre von «Leben aus Führung» unabweisbar stellen und auf die ich keine Antwort weiß, zumal mein Großvater schon 1935 gestorben ist.

Verführbar war nun aber die Frömmigkeit Richard Hoffmanns und seinesgleichen – und wäre eben dies die «Teufelslist» gewesen? – offenbar zuallererst durch sich selbst, d.h. durch ihre gläubige Selbstgewissheit einerseits und durch die von einem radikalen Pietisten wie ihm als absolut gültig und als «gotthauchender Organismus» (§12) verehrte «ganze Heilige Schrift» andererseits. Zwischen diesen beiden Polen – absoluter Gläubigkeit und «Schrift» – vollzog sich bei ihm und seinesgleichen sozusagen ein andauernder Kurzschluss: Zitierte Bibelworte stärkten und steigerten die eigene Glaubensstärke, und diese wiederum bekräftigte die empfundene Gültigkeit des Bibelworts. Eine solche Religiosität kreiste in sich selbst und blieb in sich selbst gefangen. Es fehlte ihr die «Erdung» in den Tatsachen dieser Welt und dem Nachdenken darüber. Über die Fakten, die Ursachen, die Wirkungen, die Verantwortlichkeiten auf dieser Erde hinweg schaute Richard Hoffmann gleichsam himmelwärts in die «Wahrheit der lebendigen Wirklichkeit Gottes», oder wie es in den Varianten dieser Glaubenssprache hieß. Wirklichkeit war für ihn, wie er mehrfach betont, mit geoffenbarter christlicher Wahrheit identisch. Er gehörte zu der großen damaligen deutschen Heerschar bekennender Irrationalisten. Karl Barth wusste, warum er Anfang 1945 in einer Rede, die er in Basel vor seinen Landsleuten hielt, einen «christlichen Realismus» forderte.

In der ekstatischen Selbstgewissheit seines Bibelfundamentalismus konnte Richard Hoffmann so gut wie alles aus der Bibel heraus und in sie hinein lesen. Hatte er doch für alles – von der gottgewollten Notwendigkeit des Krieges und der Verdammenswürdigkeit des Pazifismus im allgemeinen, bis hin zum Lob für «Reichserbhofgesetz», «Winterhilfswerk» und «Kraft durch Freude» im besonderen – Bibelzitate zur Hand. Dass Bibel- und Luthersprache, mitsamt der Welt, die sich darin ausdrückt, einer von der Moderne immer weiter entfernten Vorzeit angehören und deshalb vielleicht keine einfache Übertragung auf unsere Welt erlauben könnten, lag jenseits der Denkmöglichkeiten dieses frommen Lutheraners. Kritische Prüfung der Gewissheiten seines Bibelglaubens, von dessen Inhalten und sprachlichen Ausdrucksformen lag ihm völlig fern. Lutherische Schriftfundamentalisten seines Schlages lebten in einer bigotten, archaischen – genauer: archaischen – Welt, in der sich altkirchliche Strenge und Kargheit mit schwärmerischer Verinnerlichung von Kreuz und Erlösung mischte. Wie für alle

Fundamentalisten waren dabei für Richard Hoffmann die «Schwärmer» immer die Anderen. Von «Nüchternheit ohne lärmende Schwärmerei» konnte er lediglich reden (§105). Dagegen ist etwa der 134 Jahre ältere Brief des ganz anderen Christen und großen Schriftstellers Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes ein Zeugnis sowohl einer tiefen und ernsten Frömmigkeit als auch – bei aller Altertümlichkeit – von einer Nüchternheit des Blicks auf Welt und Leben, deren Modernität staunen und fast erschrecken macht.

Die sonderbare Welt von «Leben aus Führung» ist andererseits von jener oft beobachteten deutschen Lebensferne, ja Lebensfeindlichkeit, gezeichnet, die wie Mehltau über ihr liegt. Der große französische Weltkriegspremier und Deutschegegner Clémenceau (1841–1929) hat sich darüber nach dem Zeugnis Karl Barths (siehe S. 13) kurz vor seinem Tode mit folgenden Worten geäußert: «...es entspricht dem Wesen des Menschen, das Leben zu lieben. Der Deutsche kennt diesen Kult nicht. Es gibt in der deutschen Seele, in der Kunst, in der Gedankenwelt und Literatur dieser Leute eine Art von Unverständnis für alles, was das Leben wirklich ist, für das, was seinen Reiz und seine Größe ausmacht, und an Stelle dessen eine krankhafte und satanische Liebe zum Tod. Diese Leute lieben den Tod. Diese Leute haben eine Gottheit, die sie zitternd, aber doch mit dem Lächeln der Ekstase betrachten, als wären sie von einem Schwindel erfasst. Und diese Gottheit ist der Tod. Woher haben sie das? Ich weiß darauf keine Antwort. Der Deutsche liebt den Krieg aus Selbstliebe und weil an dessen Ende das Blutbad wartet. Der Krieg ist ein Vertrag mit dem Tod. Der Deutsche begegnet ihm, wie wenn er seine liebste Freundin wäre.»

In seinen «Begegnungen» (2004) referiert Joachim Fest eine Äußerung des britischen Historikers Trevor-Roper: «... befremdlich bis zur Unbegreiflichkeit empfinde er die Sterbensbereitschaft der Deutschen, ihre seltsame Bruderschaft mit dem Tod...mitsamt der Vorliebe für solche Bilder wie das vom ‚Verlorenen Posten‘, das seit dem 19. Jahrhundert zur ‚deutschen Gemütsausstattung‘ gehöre. Der Admiral Tirpitz, erinnere er sich, habe einmal von der ‚Selbstmörderecke in der Seele jedes anständigen Deutschen‘ gesprochen. ‚Jedenfalls sind Ihre Landsleute in den vergangenen Generationen‘, setzte er hinzu, ‚mit dem Tod immer halbwegs zurechtgekommen, mit dem Leben dagegen kaum.‘»

In einem der letzten Briefe meines Vaters aus Russland an seine Frau (und Mutter zweier kleiner Kinder) findet sich der verräterische Satz: «Kommt man lebend zurück, so war man wenigstens dabei» (an der mörderischen Ostfront). Das heißt: Heimlich war der Heldentod das Höchste. Mein Vater

fiel dann auf dem vornehmsten, dem «Himmelfahrtsposten», der Artillerie, dem des Artilleriebeobachters.

**Z**u Richard Hoffmann scheint mir hierbei noch ein anderer Punkt erwähnenswert. Soweit ich weiß, besaßen weder meine Großeltern noch deren Eltern, Geschwister und Kinder irgendeine ursprüngliche musische Begabung, d.h. eine solche, die vital genug gewesen wäre, um sich gegen den amüsischen Grundcharakter der preußisch-protestantischen Welt durchzusetzen, in der sie aufwuchsen. So scheint sich Richard Hoffmanns ästhetische Empfänglichkeit nicht zufälligerweise auf Naturromantik beschränkt zu haben, was ja christlich, als Lob der Schöpfung, und für fromme Lutheraner insbesondere durch Paul Gerhardt legitimiert war. Richard Hoffmanns Religiosität mit ihrer Neigung zu Sentimentalität und Kitsch fehlten also nicht nur Vernunft, Humor und Realismus als unabhängige Korrektive, sondern auch ein eigenständiger Schönheitssinn.

Alles in allem waren Richard Hoffmann und viel zu viele seiner Landsleute von schlichter Liebe zum Leben und zu den Menschen, wie sie nun einmal sind, von Lebensfreude, Humor, Friedfertigkeit und so auch von Humanität innerlich weit entfernt. Freude am Leben ist gleichbedeutend mit Freude am Heute. Schon Nietzsche hatte bemerkt, dass die Deutschen «kein Heute» hätten, sondern «von vorgestern und von übermorgen» seien. Was den so «vorgestrigen» Richard Hoffmann anging, so lebte er zugleich in einem wirren «Übermorgen» aus biblischer Endzeiterwartung und der nationalen Verheißung Adolf Hitlers.

Diese unheilvolle Geistesverfassung war viel älter als das 19. Jahrhundert und kam wohl letztlich aus dem seit der Aufklärung so gern als «dunkel» bezeichneten Mittelalter – die Aufklärer konnten nicht ahnen, welch wahrhaft dunkle Zeiten noch kommen würden. Sie war jedenfalls bei den Nationalprotestanten im weitesten Sinne, einer – wenn nicht der – weltanschaulich und politisch führenden Kraft in Deutschland, schon lange vor dem Weltkrieg ausgeprägt und wurde durch ihn aufs äußerste gesteigert. So sind «Ringeln» und «Kämpfen» Leitmotive bei Richard Hoffmann und seinesgleichen. Heitere Gelassenheit und Distanz gegenüber sich selbst und der Welt fehlen völlig – keine Ironie, keine Spur auch nur eines gelegentlichen Lächelns.

**U**msoweniger charakteristisch ist der in die Weite gerichtete ernste Schicksalsblick Richard Hoffmanns, sein Prophetentum und überhaupt sein feierliches Schwadronieren. Unfreiwillige Komik, Kitsch, aber auch Langeweile, er-

zeugt durch die Monotonie entrückter Glaubenssprache, waren der Preis dafür. Das alles trug dazu bei, die Kirchen zu leeren. «Leben als Gemeinschaft mit Gott durch Zuwendung der Vergebung aus Gnaden allein durch den Glauben» (§40) – solches formelhafte, über die Köpfe der Menschen des 20. Jahrhunderts hinweg gesprochene Luther-Idiom war tief ernst gemeint und doch gedankenlos. Es geriet immer wieder zur Phrase. Phrasenhaftigkeit aber ist Symptom und Nährboden von Inhumanität. Auf den letzten Seiten von «Mein Weg als Deutscher und Jude» (1921), seiner leidenschaftlichen Abrechnung mit dem Judenhass der Deutschen, führt Jakob Wassermann diejenigen auf, die den neuen Verführern zuliefen: «Die Unzufriedenen; die Leugner; die Entsäfteten und Morschen; die Enttäuschten; die geborenen Verräter und die aus dem Verrat Nutzen ziehen...» Es folgen weitere defekte Menschentypen, und zwar als erste die «Gottlosen» und – die «Gottsucher» (!); nach ihnen aber auch die, «die am Wort hängen und ans Wort glauben». Einen Absatz weiter fügt er hinzu: «Der Geist gebiert Phrase. Wodurch ist die Menschheit dahin gelangt, wo sie ist, als durch Phrase? Die Phrase gleicht der entzündeten Zelle, die sich weiter frisst und endlich als Krebsgeschwür den Körper zerstört. Sie bläht sich und bläht sich und frisst und frisst und verfinstert die Erde und den Luftraum.»

**M**ein Großvater war in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon deshalb ein Mann zumindest von gestern, weil er nicht mitten im Leben seiner Kirche stand. In vieler Hinsicht immer noch preußischer Offizier, war er erst spät Theologe und Pastor geworden und als Landpfarrer – und wohl auch infolge seiner schwachen Gesundheit – eher isoliert. Mit seiner ersten Pfarrgemeinde bekam er auf grund seiner antiquierten Moralvorstellungen Schwierigkeiten und musste sich wegwersetzen lassen. Andererseits hat er das Reden und Belehren nie lassen können, und die Zeitläufte bewegten ihn heftig.

Zugleich war er durchaus kein origineller Kopf. Dafür hatte er ein lebhaftes Gemüt, mit einem Hang zur Theatralik, und er hatte dies und das gelesen. Im 19. Jahrhundert hatten Bildungsmasse und Massenbildung kräftig zugenommen. Populäre Weltverkürzungen waren gefragt, und das von Jakob Burckhardt beklagte Zeitalter der «schrecklichen Vereinfacher» war schon lange angebrochen. An deren oberen Ende sozusagen stand Oswald Spengler, nur wenige Jahre jünger als der höhenwandernde Pastor, der ihn, versteht sich, als gottlos ablehnte (§87). Spengler türmte das deutsche Bildungs- und Weltanschauungsgeröll des 19. Jahrhunderts zu einem einzigen wirren Kolossalgebäude, seinem «Untergang des Abendlandes», auf.

Am unteren Ende der Skala stand der deutsche Stammtisch, das eigentliche Rekrutierungsreservoir der Nazis.

Über seine bevorzugte Lektüre schreibt Richard Hoffmann (§137): «Den Roman, dessen Helden und Heldinnen erdichtete Persönlichkeiten bilden, habe ich gemieden. Die Weltgeschichte mit ihren blutwarmen Persönlichkeiten in Schilderung und Briefen habe ich dafür von Jugend auf ‚verschlungen‘. Wie mit einem Magneten zog's mich zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Gneisenaus, Werner von Siemens', des Prinzen Krafft zu Hohenlohe, Kaiser Wilhelms I., von Moltkes, Bismarcks, Frommels, von Bodenschwinghs, des älteren Blumhard, Samuel Zellers. Immer wieder habe ich sie gelesen.» Die «Lebensgeschichten», die er dem «Roman» vorzog, waren jedoch durchaus «Romane», nämlich jene Hagiographien im Wortsinn über große Preußen und begnadete Gottesmänner, wie sie im späteren 19. Jahrhundert als Erbauungsliteratur in konservativen Bürgerkreisen beliebt waren (vgl. seine Passagen über Gneisenau [§137f], Bismarck [§§99, 101], Zeller [§230]).

Zu ergänzen wäre das von Richard Hoffmann am meisten zitierte Werk, sein Lieblingsbuch «Weltgeschichte in Umrissen» von 1897, verfasst von dem ebenso gottesfürchtigen wie national gesinnten Obersten Graf Yorck von Wartenburg (1850–1900), ein Autor, so scheint mir, von gewisser Qualität, der auch recht gut schreiben konnte. Das Werk dieses Außenseiters wurde zum beliebtesten Geschichtsbuch deutscher Bürgerhäuser und bis in die 50-er Jahre des 20. Jahrhunderts (!) – ein Beispiel für die Kontinuität nationalkonservativer Geschichtsauffassung in Deutschland – in immer neuen Auflagen mit zeitgemäßen Anpassungen herausgebracht.

Leben aus Führung» soll, wie Richard Hoffmann schreibt (§2), «mehr sein als ein Lebenslauf, nämlich Führung eines Einzellebens, zuletzt des Innersten dieses Lebens, durch Gott. Dabei wird stärker als im jetzt überwundenen individualistischen Zeitalter das Verbundensein des Einzellebens, ja das Eingetauchtsein, das Bedingtsein dieses Lebens durch Volk und Kirche, eher hervortreten.» Die gottgewollte Gebundenheit des Menschen an die Gemeinschaft – im Gegensatz zu seiner Verlorenheit als Individuum – gehört, wie noch zu zeigen sein wird, zum Kern von Richard Hoffmanns Überzeugungen. Nicht zuletzt deshalb konnte sich bei ihm dann auch recht mühelos die «Gemeinde des Herrn» mit der braunen «Gemeinschaft der Volksgenossen» verbinden.

Richard Hoffmann ist ein Bekenntnisschriftsteller, dem nach seinen Worten (d.h. nach Matthäus 12.34) der Mund übergeht, weil ihm das Herz

voll ist (§76), der mit «Leben aus Führung» ein «jubilendes Bekenntnis» ablegen will (§79), der sich auch immer zugleich als «Lehrer und Führer» sieht, als Offizier, auf der Kanzel und am Rednerpult (§4). Vor allem Luthers Weg und Werk ließ ihn schon als 14-Jährigen «erglühen» und «im Schoße der Familie» seinen ersten Vortrag halten (§76). So fand er später auch zu der Einsicht, «dass unserm ringenden deutschen Volke wirkliche, d.h. dauerhafte Hilfe nur werden kann, wenn es den Weg zur Lutherbibel als dem ‚ungeteilten, ganzen Worte Gottes‘ und durch dieses zum ‚Lebendigen Gotte‘ zurückfindet. Selber diesen Weg durch den Vater droben geführt, wollte ich versuchen, meine deutschen Brüder und Schwestern, denen die Bibel fremd wurde, durch meine Darstellung zum Entschluss anzuspornen, es auf dem gleichen Wege zu wagen» (§3).

Schon als 24-Jähriger sei er der «inneren Nötigung» gefolgt (§1), seinen »Lebensgang aufzuzeichnen» (siehe Anhang 2), und er fährt fort: «Beim Übertritt in den Ruhestand Anfang 1934 ließ mir die Frage keine Ruhe mehr: Schuldest du nicht den Reichtum des Lebens, der dir geschenkt wurde, der deutschen Gemeinde Gottes, obwohl dein Körper den Dienst draußen an der vordersten Front verweigert? So wurden diese Blätter zu einem Ausdruck, einem Zeugnis von meinem Ringen um ‚Gott in Jesu Christo‘, Familie und Volk. Jesus Christus hatte bei diesem Ringen die Führung. Er hält sie noch in Händen und wird sie, das weiß ich im Glauben, festhalten bis ‚ans Ende‘. Möchte mein Zeugnis ringenden deutschen evangelischen Menschen eine Hilfe in der inneren Not unserer Zeit werden!» Letztlich ist es für ihn niemand anders als Gott selbst, der ihn zum Schreiben drängt.

Für Richard Hoffmanns neuromantisches, preußisch-konservatives und militärisch geprägtes Luthertum war der «Dienst an der vordersten Front der ringenden Kirche» (§192) die Fortsetzung seines Dienstes als Soldat (§75): «Der Herr, mein Gott, hat mich durch die Betrauung mit dem doppelten Berufe des Soldaten und des Pastors so überaus gnädig zur Erkenntnis der Wahrheit – bedeutet stets auch Wirklichkeit – geführt, dass ich meiner Familie, meinen Kameraden und Amtsbrüdern, meinem Volke diese Wahrheit schulde. – Der Versailler Vertrag entriss meinen Händen das Panier des irdischen Königs. Der Verlust der Gesundheit in der Folge des Krieges zwang mich, am 31.12.1933 die Kanzel zu verlassen. Darf ich nun still ‚Gewehr bei Fuß‘ stehen? Nein, diese Seiten sollen der ringenden Gemeinde davon künden, dass mir durch des Ewigen Güte das Wort Gottes, das Schwert des Geistes (Epheser 6.17) noch gelassen ist, damit ich es führe zu des großen Königs Ehre, zum Heile meines Volkes.» «Leben aus Führung» hätte also wohl auch den – freilich schon vergebenen – Titel «Mein Kampf» tragen können.

Die erwähnte «innere Not unserer Zeit», zwingt ihn zum Schreiben (§2): «So muss ich schreiben als ein Mensch, dessen Inneres aufgewühlt ist von Gott, Volk und Heimaterde... Der Lebensstrom tritt eben augenblicklich über die Ufer. Das ist für viele, auch für mich, ein erschreckender Anblick. Soll ich deshalb warten, bis die Flutwelle vorüber ist? Das hieße doch verzichten auf Wirken, wo es gerade auf Wirken ankommt. Und Verzichten heißt weichen.» Dabei entschuldigt er sich für das Ungeordnete seiner Darstellung. Die Fülle des Stoffes sei zu groß, und er sehe sein Leben zur Neige gehen. «Ich bitte», schreibt er dann (§8), «sich mit mir an dem leitenden Grundsatz genügen zu lassen, dass alles hier Geschaute und Gesagte im Lichte des Lenkers der Welt gesagt und geschaut ist. Dies alles durchstrahlende Licht wird das Ganze meiner Arbeit trotz mancher Schwierigkeiten, die ich mir nicht verhehle, als ein ‚geordnetes Ganzes‘ erscheinen lassen.» Mit rührender Unbescheidenheit vergleicht er sein «Werk» dann auch gleich mit der Bibel, die ja ebenfalls demjenigen, der die ordnende Kraft des Gottesbildes nicht in sich trage, nur als eine «regellose Häufung von Sätzen» erscheinen müsse.

**B**escheidener, wenn auch immer noch pathetisch genug, schreibt er gegen das Ende seiner Aufzeichnungen (§192): «Ich muss wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann (Johannes 9.4). Zwar sehe ich, während ich dies niederschreibe, keinen größeren Kreis, dem diese Aufzeichnungen dienen werden. Das ist gut so. Wer weiß, ob nicht die Stunde meines Wirkens in die Weite längst abgelaufen ist. Rein äußerlich zeigt mir doch Gott durch meinen notwendig gewordenen Rücktritt vom Amt, dass er mein Wirken in die Weite mindestens jetzt nicht haben wollte. So ist denn alles hier Niedergelegte als ein Schatz der Erfahrung an der Hand meines gütigen Herrn gedacht, den meine Kinder einmal haben mögen. Wer kann sagen, wann sie, die mit vollen Segeln aufs Lebensmeer hinausfahren wie ich dereinst, das hier Niedergeschriebene gebrauchen werden?»

Das ist viel rückschauende Selbstinszenierung. «In die Weite gewirkt» hat Richard Hoffmann, wie schon bemerkt, kaum. Seine Situation als Landpfarrer, sein Leiden und vollends sein Ruhestand ab dem 31. Dezember 1933 dürfte seine Verbindungen zur Außenwelt stark eingeschränkt haben. Gelegentlich schrieb er in unbedeutenden militärischen oder frommen Blättern. Er verkehrte – solange seine Kräfte dazu noch reichten, wohl auch als Redner – in Kreisen ehemaliger Kameraden und geistesverwandter Gläubiger. Aber schon seine Kinder, obgleich sie ihren «Vater» durchaus liebten, wollten ihn offenbar nicht hören.

Die für Richard Hoffmann charakteristische Verschmelzung mystischer Religiosität mit dem Militärischen liest sich dabei auch so (§83): «...dass wir in Tod und Auferstehen nicht sofort ins volle Licht gesetzt werden, sondern von Licht zu lichterem Licht schreiten werden, doch so, dass wir auf jeder Stufe eben doch schon Gott schauen. Es wird dort gleichsam vom Schauen zum Schauen gehen, immer näher zu Ihm, den wir schauen dürfen, wie er ist (1. Johannes 3.2). Nicht einsam, sondern umgeben von denen, die mit uns durchs Kreuz zur Krone schritten, ‚durch Kampf zum Sieg‘, wie mein Vater mir den Sinn des Lebens 1897 in den Offizierssäbel einschneiden ließ.» Eine wahrhaft bizarre Vermählung von Auferstehungsmystik und Offizierssäbel, von frommer Entrücktheit und wilhelminischem Triumphalismus. Richard Hoffmann war ein Landsmann nicht nur des Görlitzer Pietisten und Mystikers Jakob Böhme, sondern auch des «Schlesischen Schwans» Friederike Kempner, der Muse des unfreiwilligen Humors (die ja z.B. auch die Muse Wilhelms II. war). Jemand (Kierkegaard?) hat aber auch gesagt, Christentum sei sentimentales Heidentum.

«Durchs Kreuz zur Krone (schreiten)» – das erweist sich übrigens an einer späteren Stelle (§134) als mehr als ein Stück exaltierter Kanzelrhetorik. Dort ist damit der ersehnte welt- und heilsgeschichtliche Endsieg gemeint, zu dem der gottgesandte Führer das christlich erneuerte Deutschland führen soll. – Dahinter steckt aber auch eine radikalisierte – noch christliche? – Kreuzesmystik. Richard Hoffmann fährt nämlich an der Stelle fort (§84): «Ob die Menschen diesen ‚Urkampf‘, der im Kreuz Christi von Gott her beschlossen liegt, ehe die Welt war, ablehnen oder nicht, macht für die Wirklichkeit des Kreuzes Christi nichts aus. Es ist da, gewaltig, wuchtig, kantig, sich nie und nirgends und auf keine Weise in die geistige und örtliche Umgebung einfügen lassend.»

In der «Machtergreifung» Adolf Hitlers sah Richard Hoffmann das unmittelbare Eingreifen Gottes (§7): «Ist doch offenbar eine Gottesstunde angebrochen. Ohne Ihn ist ein Geschehen wie das des 30.1.1933 unmöglich.» In den letzten Abschnitten von «Leben aus Führung» «jauchzt» er vollends dem Führer entgegen (wobei er sich als geübter Kanzelredner durch einen langen Slalom-Satz erfolgreich hindurchschwingt, §255, auch §133): «Aufjauchzen möchte ich, dass der Herr der Welt mich als Deutschen von Blut und Überzeugung diese Jetztzeit schauen lässt, die mich wie eine ‚Gnadenfrist‘ für mein Volk anblickt, in der wir jene christlichen Tugenden – Recht und Sitte, klaren Geist, der mit scharfem Hieb die satanischen Nebel zerteilt, Gemeinschaft unter den Volksgenossen – aus einem uns geschenkten

Kraftzentrum heraus entfalten sollen, in dem das Herz und der Wille des Führers und Kanzlers Adolf Hitler steht. Allein als deutscher, evangelischer Bibelchrist weiß ich auch, dass solche innere Wiedergeburt meines geliebten Volkes letztlich nur durch Beugung unter den ‚Heiligen Geist Gottes in Christo‘ erfolgen kann.»

«Recht und Sitte», «klarer Geist» und «scharfer Hieb» sind einem zuvor von ihm zitierten Vers aus Emanuel Geibels Gedicht «Von Deutschlands Beruf» entnommen, dessen bekannte Schlusszeilen lauten: «...Und es soll am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.» (Das soll übrigens ursprünglich von Fichte stammen.) Bemerkenswerterweise schreibt Richard Hoffmann jedoch dazu (§256): «Auf dem von Emanuel Geibel wenn auch nur zaghaft angedeuteten Wege – über ein erdichtetes, in der Wirklichkeit auch niemals vorhandenes deutsches Wesen an sich – werden wir nicht genesen. Die große Welt aber lehnt es ab, uns als ihren Arzt anzunehmen. Mit Recht. Denn es steht geschrieben: Ich bin der Herr, dein Arzt! (2. Mose 15.26)» Also immerhin – auch solche christliche Unbestechlichkeit kommt bei Richard Hoffmann vor.

Sein Jubel über Adolf Hitler findet aber noch phantastischeren Ausdruck. Die unter dem Namen «Röhmputsch» in die Geschichte eingegangene groß angelegte Mord- und Terroraktion Hitlers vom 30. Juni 1934, die Richard Hoffmann besonders oft erwähnt, weil er in jenen Monaten und Wochen an «Leben aus Führung» schreibt, kommentiert er so (§174):

«So bin ich denn Gott dankbar, dass er mit uns Deutschen die Geduld nicht verlor [vgl. §133], dass er uns noch ein Mal, vielleicht zum letzten Male, die Retterhand reicht, indem er uns im Führer und Kanzler Adolf Hitler den Mann sendet, der sich mit Kraft und Demut, d. h. in dem allein von Jesu Christo stammenden ewigen ‚Willen zum Dienst‘ = ‚Dienemut‘ anschickt, uns in der Stunde höchster Gefahr zu einem wirklichen Volk und Reich zu schmieden. – Mit Gottes Hilfe hat dieser Mann in diesen Tagen den Geist aus dem Abgrund, Hödur, Loki, Satan niedergeworfen, der sich aufmachte, dem deutschen Führer in den Rücken zu fallen, wie er dem Arminius, dem Siegfried, in den Rücken fiel (nach dem 30. Juni 1934 geschrieben). Deutsche, evangelische Gemeinde, wache auf! Die Hölle selbst umzuckt dich! Noch ist Gnadenzeit. Wehe dir, wenn du jetzt nicht dankbar heimkehrst aus der Irre zu deinem Heiland!» Das ist beinahe kabarettreif.

Hinter solch grotesker Komik von Richard Hoffmanns Kanzelschwulst, hinter seinen Kindergottesdienst-Simplizitäten, seiner wilhelminischen, völkischen und schließlich Goebbels'schen Rhetorik und seinen Zitaten aus

(überwiegend) trivialen Autoren zeigt sich immer wieder jene gedankenlose Phrasenhaftigkeit, in der Jakob Wassermann, wie erwähnt, ein todbringendes Krebsgeschwür gesehen hatte. Es manifestiert sich hier zugleich die ganze Irrationalität, die geradezu pathologische geistige Rückständigkeit als Folge der fortschreitenden nationalistischen Blickverengung, die dröhnende politische Ignoranz der Stammtische und Offizierskasinos des späten 19. Jahrhunderts. Pathetische christliche Gläubigkeit verbindet sich in «Leben aus Führung» mit horrender gedanklicher und politischer Naivität, Aufgewühltsein vom Anbruch einer neuen Zeit mit dem Geist von vorgestern, Schlichtheit der Denkungsart mit ausschweifender Halbbildung.

**I**m deutschen Wahn seiner Zeit gefangen, sieht auch Richard Hoffmann die Deutschen als die sittlich und denkerisch führende Nation Europas. Wer sie für etwas gewinnen will, schreibt er, muss sie moralisch überzeugen (§171): «Lauschen wir dem deutsch-evangelischen Geschichtsschreiber [Yorck v. Wartenburg, «Weltgeschichte in Umrissen», 1897, siehe oben S. 17]! Er sagt etwa so: ‚Während der Franzose blind dem Ruhme folgt, der Russe der Macht, der Engländer dem Nutzen, ist es die Veranlagung des Deutschen, dem zu folgen, der sein Gewissen und seine Vernunft überwindet.‘ In der Tat: Die Deutschen folgten Adolf Hitler, der ihr Gewissen und ihre Vernunft überwand.

Dann aber heißt es (§174): «Wie aber die großen Staatsmänner der Deutschen alle, so will auch der Führer und Kanzler Adolf Hitler uns nun erziehen, dass wir ablegen eine in Selbstbesudelung umschlagende Gerechtigkeit, eine Weltaufgeschlossenheit, die zum Weltbürgertum entartet, eine Friedensliebe, die zum widergöttlichen Pazifismus wird.» Da ist das Delirium erreicht. Aber auch Hitler hatte diese Perversitäten nicht zu erfinden brauchen. Sie stammten aus jenem Nazitum, das spätestens am Ende des Ersten Weltkriegs fix und fertig da war und seinen Hitler nur noch zu finden brauchte. Übrigens spukte das alles nach meiner Erinnerung noch in den 50-er Jahren kräftig in den Köpfen meiner Klassenkameraden herum, Söhnen von Nazivätern.

Karl Barth hatte Anfang 1945 den Deutschen (und seinen Schweizern) folgendes mit auf den Weg gegeben (siehe S. 13): «Was den Deutschen wohl heimlich immer gefehlt hat und heute erst recht, heute in fürchterlichem Ausmaß fehlen wird, das ist der Glaube daran, dass es so etwas gibt in der Welt: dass der Mensch des Menschen Freund, dass er unbedingt für ihn statt gegen ihn sein kann... Aber was die Deutschen nun brauchen, das ist nicht, dass man ihnen jene schönen Worte [Freundschaft, Brüderlichkeit,

Solidarität] predigt. Sie haben ein tiefes, uraltes Misstrauen, man kann wohl sagen: sie leben in einem radikalen Unglauben allen jenen Worten gegenüber. Sie vermuten dahinter lauter heuchlerische Selbstsucht. Und nun ist es den anderen Völkern und auch uns Schweizern tatsächlich bis jetzt nicht gelungen, ihnen diese Worte anschaulich, eindrucklich, glaubwürdig zu machen. Sie hielten ein solides, drohendes Gegeneinander von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk immer wieder für die ehrlichere und sicherere Lebensbasis. Sie konnten im Grunde nur an die Feindschaft glauben.»



## II. Leben und Persönlichkeit Richard Hoffmanns

Es kann dem Erinnerungsbild Richard Hoffmanns nicht gut tun, dass ich über ihn nicht viel mehr berichten kann, als er über sich selbst in seinem späten Vermächtnis mitteilt, in dem er sich so stark vom Nationalsozialismus beeinflusst zeigt. Auch jener extreme Bibelfundamentalist, Endzeitphantast und deutsch-nationale Eiferer ist er ja offenbar erst durch seine «Erweckung» in der Folge des Ersten Weltkriegs geworden. Auch sein Leiden dürfte seine Exzentrizität verstärkt haben. Als Pfarrer in Niedernjesa hat er nachts immer wieder geschrien unter seinen Nervenschmerzen aus dem Kriege (siehe S. 56). Als Richard Hoffmann 1934 im Görlitzer Ruhestand seine «Zusammenschau» niederschrieb, waren diese Qualen wohl milder geworden, aber ein zunehmendes Herzleiden war offenbar an ihre Stelle getreten, und das Nahen seines Todes wurde ihm immer gewisser. Zweifellos hat auch dies die rückschauende Stilisierung seines ganzen früheren Lebens zu einem «Leben aus Führung» verstärkt. Da hat er vielleicht manches verzeichnet oder weggelassen, das ihn für uns gewinnender machen würde.

Mein Großvater war aber vielleicht auch damals durchaus noch von einnehmendem Wesen. In seiner Jugend und in seinen besten Jahren war er es ganz gewiss. Der unbeschwert aufgewachsene, begeisterungsfähige, zu Schwärmerei und Redefreudigkeit neigende Gymnasiast, der er war, wurde mit Lust und Liebe Offizier. Die Glorie des alten Preußen zog so manchen an, der nicht gerade zum Kriegsmann geboren war. Er war ein schwächlicher Romantiker in Uniform, eine feine Gestalt zu Pferde, von seinen Leuten liebevoll «Moltke» genannt (der ja ebenfalls das Gegenteil von einem wuchtigen Haudegen war). Dennoch – aber gar nicht ganz ungewöhnlicherweise – entwickelte er sich später zu jenem Hauptmann Hoffmann, der sich in den «etwa 390» von ihm gezählten Tagen, «an denen Gewehrkugeln oder Sprengstücke in meiner unmittelbaren Nähe einschlugen» (§182), als stärker erwies als viele andere. 1917 war jedoch sein «Körper zerbrochen» (§80). Darauf sammelte er neue Energie für sein Studium und hatte dann noch einmal die Kraft für seinen zweiten Beruf.

Richard Hoffmann war keine starke Natur, kein vitaler und energischer Willensmensch. Es war seine Begeisterungsfähigkeit, sein Drang zu reden und zu lehren und immer auch sein mystisch gestimmtes Christentum, das ihn vorantrieb. Zugleich aber vermochte er sich trotz – oder vielleicht

gerade wegen – der gewissen Weichheit seiner Natur die äußeren Kraftquellen zu sichern, die ihm durchs Leben halfen und Halt gaben. Das waren zum einen seine beiden «Führungs»-Berufe, erst der des Offiziers, dann der des Pastors. Zum andern aber war es in beiden Lebensabschnitten seine Frau, die ihn liebte und mit ihrer fast männlichen Durchsetzungskraft und nüchternen Wirklichkeitsnähe unterstützte. Meine Großmutter war das eigentliche Glück seines Lebens.

Wenn es andererseits so etwas wie eine religiöse Begabung gibt, dann hatte er sie offenbar, wobei sie auch bei ihm als eine recht komplexe Angelegenheit erscheint. Neben der pietistisch geprägten lutherischen Frömmigkeit seiner Familie (jedenfalls seiner Mutter) spielte dabei sein sehr gefühlsbetontes Gemüt eine starke Rolle. So schreibt er etwa davon (§48), «dass ein Tränenstrom der Sehnsucht nach den durch eigene Schuld verschütteten Lebensquellen mich wieder durchbrechen ließ zu der ‚Lebendigen Quelle‘ (Jeremias 2.13)....mir ist es vielmehr gewiss geworden, dass die überströmende Träne in der Stunde des Ringens Gottes mit einer Menschenseele der Gottesbote ist, der das Herz zu Ihm zurückführt. Nicht immer kommt es zur Träne, manchmal nur zu einem heilig-stillen Erbeben des ganzen Menschen.»

Eigentlich gehört dergleichen ins Ende des 18. Jahrhunderts, in die Zeit des Pietismus, der «schönen Seelen» und der «Empfindsamkeit». Schon früh zeigte sich seine sehr mitfühlende und für religiöse Bilder empfängliche Natur, wie er in «Leben aus Führung» schreibt (§67): «Ich weiß, wie ich im Vaterhause am Grünen Graben in Görlitz, unter der alten Küchenuhr sitzend, vor meiner Muttern bitterlich weinte, ganz aufgeregt durch die Kreuzigungsgeschichte, die ich zum ersten Male in der Schule gehört hatte.» Bezeichnend andererseits für die schwärmerische Bigotterie des pensionierten Pastors sind dessen darauf folgenden Worte: «Dem Lehrer sei Dank, dem Gott die Kraft gegeben, das Herz des Kindes zu erreichen! Dank der verewigten Mutter, die Zeit und Herz hatte, diesen Tränenstrom zu tragen! Später mag man die erlösende Kraft des Todes des Erlösers an wenigen Worten aufzeigen und einprägen.»

**W**as Richard Hoffmanns Durchdrungenheit von Martin Luthers gewaltiger Predigt von Sünde, Barmherzigkeit, Gnade und Erlösung angeht, so hat unsereiner das Gefühl, dass das alles für diesen grundharmlosen, schmalschultrigen Menschen eine Nummer zu groß war. Der war doch eher das Gegenteil eines Vollblutsünders – und Gnadenanwärters – im Sinne Luthers. Dessen Epigonen, wie Richard Hoffmann, hatte der Teufel eher bei ihrer Selbstgerechtigkeit am Kragen, ihrem «Sündenstolz», jener vertrackten Kombination aus Sündenbewusstsein und Gnadengewissheit. Dagegen

hätte wohl nur selbstbewusste Unbekümmertheit und fröhlicher Zweifel an allem oder fast allem geholfen – aber das wären für meinen Großvater nur Einflüsterungen des Teufels gewesen.

**W**ar Richard Hoffmann andererseits jener Typus des Muttersohnes, der – nach heutiger Kenntnis – zugleich besonders stark dem tradierten männlichen Rollenbild verhaftet ist? In diese Richtung scheinen mir nicht zuletzt die ungewöhnlichen Kindheitserinnerungen zu deuten, die der 24-jährige Artillerieleutnant 1901 für seine geliebte Mutter aufgeschrieben hat (Anhang 2). Ich besitze das in lila Samt gebundene Album mit eingepprägten und kolorierten Blumengebinden auf dem starken Papier, ein sprechendes Zeugnis seiner gefühlvollen Mitteilsamkeit. Der Text beginnt und endet mit rührend hilflosen eigenen Versen. Nach einer umständlichen Widmung und Danksagung an seine Mutter beginnt er mit einer Stilübung in Gymnasiastenmanier: «Am 6. November 1877 – die Sonne stand im Sternbild des Schützen – begrüßte ich in Lomnitz am gleichnamigen Flüsschen im schlesischen Gebirge das Licht der Welt. Mein Vater befand sich an jenem Tage gerade auf Jagd, und wenn ich recht unterrichtet bin, hatte seine Kugel einem Rehbock den Tod gebracht. Wie dem auch sei, unter dem Zeichen des Krieges mit der Natur, aber auch des Sieges über dieselbe war mein erster Lebenstag dahingegangen. Der Kampf begann.»

Der «Kampf» bestand für ihn darin, «immer wieder die Schwankungen des an einen schwachen Körper gebundenen Gemüts (zu) überwinden», wie er in seinem späten Bekenntniswerk schreibt (§136). Indessen taucht in kurios abgewandelter Gestalt die Selbstheroisierung nach Gymnasiastenart auch dort wieder auf. Zu Beginn seiner «Dritten Schau» schreibt er (§180): «Da überhaupt Leben, das verborgene Gottesgeheimnis, nur durch ‚Führung von oben‘ werden kann, so gilt das im Vollsinn für die Kirche. Ich bin in sie hineingeboren nach Gottes Willen als Sohn evangelischer Eltern. Am Tage der heiligen Taufe an den Wassern der Lomnitz, die vom Riesengebirge herabstürzt, schloss der Himmel mit der Erde, Gott mit mir einen Bund, der mich wie ein heiliger Wächter umgeben hat. Ganz folgerichtig nahm mich die Kirche in ihre erziehende Hand.» Sein spätes und kurzes theologisches Studium, wie intensiv auch immer, hatte Richard Hoffmann offenbar keine akademische Nüchternheit mehr angewöhnen können. Neben die Bizarrerie des Bundes, den Gott mit dem Neugeborenen geschlossen habe, tritt hier gleich noch unbekümmertes romantisches Neuheidentum: die schwärmerische Erweiterung, dass zugleich der Himmel mit der Erde einen Bund geschlossen habe.

Dahinter steht freilich Richard Hoffmanns feste Überzeugung, dass nach dem Jesuswort «kein Sperling vom Dach (fällt)» ohne den Willen Gottes, der auch das Kleinste und Unbedeutendste lenkt (§30). «Noch ehe ich atmen konnte», schreibt er in «Leben aus Führung» (§9), «hat mich Gottes Ordnung, die heilige, d. h. die von Gott getragene, durchtränkte, geforderte Ordnung der Familie umfassen. In dieser Familie aber wurden meine Geschwister und ich von im deutschen Volke wurzelnden Eltern, die im evangelischen Glauben auf Gott ausgerichtet waren, zu deutschen, evangelischen Menschen erzogen.» An einer anderen Stelle schreibt er (§182): «Mit Eltern und Geschwistern bin ich als Knabe und Jüngling zum sonntäglichen Gottesdienst gegangen. Eben auch in diesem Stücke bewährte sich die Familie selber als ‚Kirche‘. Und später hörte ich bei D Paul Althaus in Göttingen, dass die Ehe erst dann die rechte sei, wenn sie Kirche geworden sei. Eine Lehre aus der Bibel geschöpft, die in mir den Dank gegen den Allgütigen Gott für im Elternhaus empfangene Gnade auslöste und zur Tat im eigenen Heim anspornte». (Hier kichert schon wieder seine Muse.)

Über Richard Hoffmanns «Ordnungstheologie», seine erkonservative und zunehmend völkisch beeinflusste Hochschätzung der «natürlichen», d.h. gottgegebenen, «Ordnung» von Ehe und Familie wird noch zu sprechen sein. Hier lag jedenfalls ein entscheidender Beweggrund seines «Nationalsozialismus» (§70): «Möge der gnädige Gott im neuen Staat, in dem wir nach dem Siege Adolf Hitlers leben dürfen, die Dreiheit Elternhaus, Schule und Kirche, geschart um Jesus Christus, wieder erstehen lassen!» An einer anderen Stelle schrieb er (§102): «Gott sei Dank geht auch auf diesem heiligen Felde im Augenblick ein deutsches Erwachen vor sich».

**M**ein Großvater hatte augenscheinlich sympathische Eltern. Photographien zeigen sie mit ansprechenden, offenen Zügen. Beide waren offenbar überzeugte und ernsthafte Christen, dabei ohne engstirnige Strenge. Das galt in besonderem Maße für seine Mutter Emilie (1842–1902), geb. (adoptierte) Tscherner, obwohl sie nach seiner Auskunft in «Gnadenfrei in Schlesien durch die fromme Zucht der Herrnhuter Brüdergemeinde hindurchgegangen» war (§10). Näheres darüber ist leider ebensowenig überliefert wie über ihren «vielverschlungenen Lebenspfad» (siehe unten), von dem der Sohn schreibt. Ihre Eltern waren Bäckersleute. Interessanterweise war sie als junges Mädchen von dem angesehenen Görlitzer Sanitätsrat Tscherner adoptiert worden. In der Familie wurde es – zumindest später – als sicher angesehen, dass Tscherner in Wahrheit ihr leiblicher Vater war. Mit ihrer zierlichen Erscheinung und ihrem fein gezeichneten Gesicht sah sie in der Tat nicht so aus, wie man sich eine Bäckerstochter vorstellen mochte.

Richard Hoffmann macht immer wieder deutlich, wie sehr er an seiner Mutter hing und wie viel er ihr zu verdanken hatte. Offenkundig kam dabei seine gefühlvolle Religiosität durchaus von ihm selbst, während seine kluge und natürlich empfindende Mutter, wie es scheint, ihr eine lebensnähere Richtung zu geben suchte. Sie hat ihn auch offenbar nicht eigentlich gedrängt, Pastor zu werden, wie auch der Vater nicht unter allen Umständen einen Offizier aus ihm machen wollte (siehe unten). Wie bereits erwähnt, schreibt Richard Hoffmann in einer für seine späte Lebensphase bezeichnenden Weise über seine Mutter (§10): «Bleib' dir selber treu!‘ Damit entließ mich meine Mutter aufs wogende Lebensmeer. Heute könnte ich vor diesem Worte als einem rein idealistischen erschrecken. Aber meine Mutter wusste, dass das Bild Jesu Christi inmitten alles Idealismus ins Herz ihres Sohnes hineingepflanzt war. Deshalb machte sie sich keine Sorge; ihr Gott und Vater werde gewiss schon die Führung übernehmen. Das war ihr fester Glaube, der aus der eigenen Erfahrung auf einem vielverschlungenen Lebenspfade ihr geschenkt worden war.» Den «Idealismus» verwarf Richard Hoffmann im bigotten Glaubensfanatismus seiner späteren Jahre als gottfernes Streben nach «Selbsterlösung», wovon noch zu sprechen sein wird.

**A**uch seinem Vater hat Richard Hoffmann – in seinen Aufzeichnungen von 1901 – ein liebevolles Denkmal gesetzt. Konradin Hoffmann (1840–98), Sohn eines Gutsbesitzers, war Landwirt und «Wirtschaftsinspektor», d.h. angestellter Gutsverwalter geworden, hatte – bei der Landwehr – in allen drei preußischen Kriegen, 1864, 1866 und 1870/71, mitgekämpft und sich im preußisch-österreichischen Kriege von 1866 bei Skalitz (Königgrätz) Kriegsruhm erworben (§17 und Anhänge 2, 8). Er hatte beim Sturm auf den Bahnhof von Skalitz dem fallenden Fahnenträger die Fahne aus der Hand genommen und an der Spitze seiner Truppe den für den Ausgang der Schlacht wichtigen Bahnhof erobert. 1882 wurde er noch zum Hauptmann der Reserve befördert und erhielt beim Abschied die Erlaubnis zum Tragen der Uniform seines Regiments Nr. 38, Hirschberg, was sonst nur Aktiven gestattet war. Sein Sohn durfte später als aktiver Offizier bei besonderen Anlässen den Offizierssäbel seines Vaters tragen, in den «Skalitz-Sadova» eingraviert war. (Ich entsinne mich dunkel, dass meine Mutter den später nach Göttingen gelangten Säbel 1945 entweder auf Besatzungsbefehl als potentielles Mordinstrument bei einer Sammelstelle abliefern oder ihn bei einem Interessenten gegen Essbares tauschte.)

Sein Vater habe, schrieb Richard Hoffmann 1901, «nicht durch Zureden, lediglich durch den Eindruck seiner Persönlichkeit» einen Soldaten aus ihm gemacht. Die Anschauungen des Vaters habe er übernommen, insbesonde-

re seine Devise «christlich-monarchisch, deutsch-national». Er selbst habe nur «christlich» durch «evangelisch» ersetzt, was sein Vater mit «christlich» wohl auch gemeint habe. «Nur verschmähte sein allem Zanke abholder Sinn den Streit um den gemeinsamen Gott.» In der nationalprotestantischen Weltanschauung des Sohnes hatte wohl die polarisierende Politik Bismarcks ihre Spuren hinterlassen.

König Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., hatte den tapferen Fahnenträger Konradin Hoffmann nicht nur mit dem Wort «Das war brav von Ihnen!» auf dem Schlachtfeld belobigt, sondern sich dann auch nach seinem Beruf erkundigt (oder erkundigen lassen), worauf ihm die Verwaltung der Königlichen Domäne Erdmannsdorf bei Hirschberg übertragen wurde. Sein Glück hat mein Urgroßvater damit nicht gemacht und auch sonst mit keiner wirtschaftlichen Aktivität. In der Gründerzeit nach 1873 ist er für einige Jahre Besitzer oder Mitbesitzer einer Papierfabrik gewesen. Sein Sohn schreibt jedoch lediglich (in seinen Aufzeichnungen von 1901) von dem wirtschaftlichen Unglück, das den Vater und die Seinen getroffen habe. Die Familie übersiedelte erst nach Leopoldshain (heute polnisch) bei Görlitz, dann in die Stadt selbst, wo die Familie im Grünen Graben wohnte und der Vater eine bescheidene Anstellung bei der Görlitzer Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft gefunden hatte. (Er habe für sie übrigens, so erzählte man, jene Schmiere erfunden, die das Quietschen der Straßenbahnräder in den Schienenkurven verhindert. So wirksam kann sie nicht gewesen sein, denn ich habe das Quietschen der Straßenbahn noch von Besuchen bei meiner Großmutter in Görlitz in Erinnerung.)

Eine traurige Korrespondenz Konradin Hoffmanns von 1895 mit dem preußischen Finanzministerium ist erhalten, mit der er sich um die Stelle eines Lottereeinehmers in einer Landstadt bewarb und sich bescheiden lassen musste, dass diese Stellen nur für ehemalige aktive Offiziere reserviert seien, nicht auch für Offiziere der Landwehr. Wenig später muss er leidend geworden sein, mit Symptomen offenbar auch einer Geistes- oder Gemütskrankheit. Er soll in seinen letzten Jahren nur noch stumm vor sich hingestarrt haben. 1898, noch nicht 60-jährig, starb er. Eine Photographie zeigt ihn als einen schönen Mann mit einem offenen Gesicht und eher weichen Zügen, den man sich in der Tat nicht leicht als Geschäftsmann vorstellen kann.

Übrigens erzählte meine Großmutter aus der Familie ihres Mannes die hübsche Geschichte von der Verheiratung der Urgroßmutter Richard Hoffmanns, als sie Witwe geworden war, mit dem Superintendenten und

Ersten Pastor in Landshut/Schlesien, Johann Gottlieb Ludwig Falk, der ebenfalls Witwer war. Jeder der beiden brachte eine große Zahl von Kindern mit in die Ehe. Zwei der neuen Geschwister verliebten sich in einander und waren unglücklich, weil sie meinten, dass sie als Geschwister nicht heiraten könnten. Da eröffneten ihnen die Eltern, dass sie ja gar nicht blutsverwandt seien, ihrer Heirat also nichts im Wege stehe. So heirateten sie dann, und zwar ein Falk-Sohn seine angeheiratete Hoffmann-Schwester. Die Geschichte hat noch eine Pointe: Ein Sohn aus dieser Ehe, Adalbert Falk, war von 1872–79 Kultusminister Bismarcks und betrieb für ihn – als Radikalliberaler! – den «Kulturkampf» gegen die katholische Kirche, und zwar mit solchem Eifer, dass er gehen musste, nachdem er den Bogen überspannt hatte. Vielleicht ist es kein ganzer Zufall, dass sich bei Richard Hoffmann nichts darüber findet.

**B**emerkenswerterweise war es mit der frommen und gutbürgerlichen Gesinnung im Elternhause meines Großvaters nicht ganz so wohl bestellt, wie er es beschreibt. So ging der Älteste, Ludwig, Richards größerer Bruder, ein kräftiger, handfester Bursche, der sich anscheinend aus Bildung, Religion und Bürgerlichkeit wenig machte, seine eigenen Wege. Über ihn wurde geschwiegen, vor allem wohl deshalb, weil er es nicht zu einem angesehenen Beruf brachte. Vielleicht war er so wie später jener Sohn von ihm, ein unbekümmerter Hallodri, wie meine Mutter ihn amüsiert beschrieb, der zur gewissen Verlegenheit meines Vaters, seines Vettters, plötzlich bei meinen damals jung verheirateten Eltern in Bautzen auftauchte – mit einer schwarzen Dreiecksbadehose und einer Zahnbürste in der Hemdentasche als einzigem Gepäck. Später tauchte er noch einmal auf, diesmal mit sehr viel mehr Gepäck. Das war 1945 in Hamburg, bei der dort lebenden Familie einer meiner beiden erwähnten Hoffmann-Tanten, in der schlimmsten Hungersnot. Gut gelaunt wie damals und jetzt ein stämmiger Feldweibel, fuhr er mit einem ganzen Lastwagen voll der begehrtesten Lebensmittel vor, lud einiges davon bei der beglückten Familie ab, verweilte nicht lange und fuhr weiter, wahrscheinlich zum schwarzen Markt. (Danach wurde nie wieder etwas von ihm gehört.)

Noch auffallender ist der Fall einer der drei als die «schönen Hoffmann-Töchter» in Görlitz bekannten Schwestern Richard Hoffmanns, Magdalene. Deren Tochter, eine Tante zweiten Grades von mir, erzählte mir eines Tages zu meiner Verblüffung, dass ihre Mutter ihr Leben lang mit Religion und Kirche nichts, aber auch gar nichts habe zu tun haben wollen. Sie sei auf die einfachste und selbstverständlichste Weise gottlos gewesen, so sehr, dass nie-

mand auch nur versucht habe, sie davon abzubringen. (Die genannte Tochter von ihr, eine wundervolle und noch von meinen Töchtern tief geliebte Großtante, war ganz von derselben Art.) Die Familie habe es hingenommen und geschwiegen. Übrigens heiratete Richards selbe Schwester Magdalene einen späteren Direktor der ehrwürdigen Fürstenschule in Grimma, zu deren Schülern einst Paul Gerhardt gezählt hatte.

Auch in gutbürgerlichen, traditionsverbundenen Verhältnissen des 19. Jahrhunderts war also eine Menge möglich. Schließlich schwankte der Boden unter Kirche und Christentum in Deutschland seit langem, wenn man Heinrich Heines Scharfblick glauben darf, stärker und tiefer als anderswo in Europa. Vielleicht dachte Richard Hoffmann gerade auch an seine Schwester, wenn er später über das ihm rätselhafte Phänomen der «Verstockung» in seiner für ihn so charakteristischen mystifizierenden und mythologisierenden Weise schrieb (§167): «Von der Freudigkeit der Verkündigung aber dürfen wir uns auch durch die Tatsache nichts rauben lassen, dass die Frohbotschaft auch Seelen verstocken kann. Hier bricht eine rätselhafte Urtiefe, vielleicht ein Geschehen in der Geisterwelt vor aller Zeit auf, ein Geheimnis des Ewigen, in das wir in diesem Aeon nicht vorstoßen können.»

Auch das humanistische Gymnasium in Görlitz, schreibt Richard Hoffmann in «Leben aus Führung», sei ganz von christlichem Geiste geprägt gewesen. Freilich habe der «humanistische Idealismus», der die jungen Leute zu Sokrates und Plato hinlenkte, unter ihnen oft lebhaftere Erörterungen – auch mit gelegentlichem Obsiegen des Teufels – ausgelöst. «Auch ich habe in meiner Jugend dem Idealismus gehuldigt. Sogar Subjektivismus griff nach meiner Seele», schreibt er (§48). Aber «dass ich inmitten des deutschen Volkes in diese meine schlesische evangelische Familie hineingeboren war, der die Bindung an Gott, Volk und Boden nicht verloren ging, das erkenne ich als 'Setzung' von oben. Darum vermochten mich alle aus anderer Richtung kommenden Wogen niemals ganz fortzureißen.» Auch hätten glücklicherweise «idealistische und materialistische Naturwissenschaft in den Jahren 1880 bis 1900 noch keinen Einlass ins humanistische Gymnasium meiner Vaterstadt» gefunden (§9). Seine besten Abiturnoten bekam Richard Hoffmann denn auch in den Fächern Religion und Geschichte.

Von hübscher, aber auch vielsagender Komik ist seine folgende Mitteilung (§130): «Als ich dem Knabenalter entwuchs, da seufzten wir wohl in unserem Jugendbunde, dem Leseverein Litteraria, in unserm Tatendrang, dass das Herrenzeitalter für die Deutschen vorüber sei. Man meinte, zu spät ge-

boren zu sein, der starke Arm der Väter habe nichts Großes mehr zu tun übriggelassen. Wirklich schien unter Deutschlands schimmernder Wehr, unter dem Schutze der Kaiserkrone, ein goldenes Zeitalter des Friedens aufzusteigen.» Das dürfte schon die Gemütslage vieler junger Deutscher beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs 20 Jahre später vorweggenommen haben, die sich als Epigonen eines – in ewigen Festreden gepriesenen – Helden- und «Herrenzeitalters» sahen und sich nach Bewährung im Kriege sehnten. «Herren seid!» rief später der Jugendfreund Richard Hoffmanns und spätere Ehemann seiner jüngeren Schwester Hedwig, Justus Wilhelm Hedemann, in einem Kriegsgedicht von 1914 seinen Studenten im Felde zu.

Nach seinem Abitur zu Ostern 1896 drängte Richard Hoffmann mit all seiner Begeisterungsfähigkeit und angefeuert, wie er schreibt (§17), durch das Vorbild seines Vaters in den Offiziersberuf. Dem aber «widersprach (seine) Gesundheit von Geburt an». In den Erinnerungen für seine Mutter von 1901 beschreibt er sich als schwächliches, verzärteltes Kind (Anhang 1,2). Er habe sich jedoch «diesem mir beschiedenen Schicksal in gewollter Selbstabhärtung entgegengestemmt» (§17). Man erzählte auch, dass er oft unter heftigen Kopfschmerzen gelitten habe (wie später seine und leider auch wieder meine Töchter und ich selbst in jüngeren Jahren). Als er am 17. März 1896 für die Offizierslaufbahn angenommen wurde, geschah es nur gegen seinen «Verzicht auf Entschädigung im Falle einer Erkrankung im Dienst» (ebd.) Das galt natürlich nur für den Dienst im Frieden, nicht im Kriege. Bis 1914 scheint Richard Hoffmann im großen und ganzen gesund geblieben zu sein. Allerdings erwähnt er einen «leichten Gelenkrheumatismus», der ihn in seiner Leutnantszeit befiel (§251) – Vorbote der rheumatischen Schmerzen, die ihn später im Weltkrieg peinigten.

In jungen Jahren hat er sich auch einmal, wie mir meine Großmutter erzählte, für den Kolonialdienst in Afrika beworben. Der untersuchende Militärarzt habe ihm jedoch lediglich gesagt, da solle er sich nur gleich seinen Sarg mitnehmen. Das Problem war offenbar wiederum die mangelnde Robustheit seiner Konstitution, kaum ein bestimmtes physisches Leiden. Allerdings soll er schwache Knochen gehabt haben. So erzählte man, dass er bei seiner Heirat 1906 mit einem Gipsbein zum Traualtar gestelzt sei. Er hatte sich im Offizierskasino in einem Sessel ausgestreckt, und ein betrunkenere Kamerad war über seine Beine gestolpert.

Eine Einzelheit, von der berichtet wird, ist für mich selbst immer von besonderem Interesse gewesen: Richard Hoffmann soll unter dem engen Uniformkragen gelitten haben, weshalb er mit besonderer Genehmigung

seines Königs den Kragen offen tragen durfte. Tatsächlich musste auch ich mein Leben lang bestimmte physische Einengungen meiden. Ich bin auch immer extrem schwindelanfällig gewesen. Richard Hoffmann soll im Alter auch über breite Steinbrücken nicht mehr gehen können. Umso mehr dürfte seine Erzählung in «Leben aus Führung», wie er im Kriege als Artilleriebeobachter einen Fabrikschornstein erklimmen und mit ansehen musste, wie die benachbarten Schornsteine durch Treffer umgelegt wurden (§185), jeden erschauern lassen. Wurde er tatsächlich erst im Alter vom Schwindel geplagt? Hat soldatischer Mut und sein starkes Gottvertrauen ihn die Todesangst vergessen lassen? Unter welchen Beklemmungen mag er andererseits in den furchtbaren Unterständen und Bunkern gelitten haben? Als Nervenschmerzen ihn 1917 zum Aufgeben zwangen, waren sie vielleicht auch eine Folge der Belastungen seiner allgemeinen Sensibilität.

**W**as überanstrengte Nerven dem Satan für ein Angriffsziel bieten», schreibt Richard Hoffmann (§58), «erfuhr ich an mir selber in der Winterschlacht in der Champagne. Man hatte mir der größeren Ruhe wegen beim Protzenlager eine kleine Schlafhütte neben der meiner fünf Offiziere gebaut. Als ich sie eines Abends betrat, sah ich mich im Schlafsack, mit der Lagerdecke zugedeckt, leibhaftig tot daliegen. Nur ein energisches Besinnen auf mich selbst ließ mich sofort die Decke auseinanderreißen, dem ‚Gesicht‘ ein Ende bereiten. Ich habe auch deshalb das gleiche nicht wieder erlebt. Wer aber dergleichen erlebt, sei gewiss, nicht Gott, der die Liebe ist (1. Johannes 4.8), sendet solches Erlebnis, sondern jene geheimnisvolle Macht des Bösen, die sich quälend zwischen Gott und Menschen drängt.»

Er beschreibt hier ein offenbar typisches parapsychologisches Erlebnis, das er auf «überanstrengte Nerven» zurückführt. Doch er hatte des öfteren solche Erscheinungen, und sie sind keineswegs auf Situationen mit extremer Nervenbelastung beschränkt. Schon vor dem Kriege hatte er das «zweite Gesicht», wie seine Familie es nannte. Vor allem habe er Menschen angesehen – zumindest des öfteren –, dass sie demnächst sterben oder schweres Unheil erleiden würden. Er selbst schreibt (im Anschluss an das oben beschriebene Erlebnis), dass er den Tod von Vater und Mutter (1898 bzw. 1902), seiner Schwiegermutter (1905) und seines Schwiegervaters (1923) vorausgesehen habe. Zum Tod seiner Schwiegermutter erzählt er an der Stelle: «Ich kann auch einen Abend nicht vergessen, an dem ich im halbdunklen Zimmer in Steglitz sitzend, gewahrte, wie das Bild der Familie meiner Frau plötzlich verschwand und ein Totenkopf im Rahmen erschien. Wenige Monate später starb meine Schwiegermutter.»

Seine Gabe muss ihn belastet haben, wie es auch von anderen berichtet wird, die «Gesichte» hatten. Die Möglichkeit des «Missglaubens» (das aufklärerisch belastete Wort «Aberglaube» sucht er übrigens zu vermeiden) beschäftigt ihn (§55, vgl. die anschließenden Abschnitte): «Wie nahe liegen doch Glauben und Missglauben beieinander!» Er machte – gut lutherisch – «Satan, der mich von Gott abdrängen wollte» (§58) dafür verantwortlich. Etwas weiter unten schreibt er (§62): «Von der ganzen ‚nur seelischen‘, also u. U. dämonisch beeinflussten, von Gott abgeirrten Welt wissen wir aus Gottes Wort, dass wir sie nicht Macht über uns gewinnen lassen dürfen... Darum dürfen wir das Reich des Unsichtbaren (okkulte Mächte) nicht aufsuchen oder gar uns mit ihnen einlassen; und das geschieht, wenn wir ihren Einflüsterungen nachgeben.»

Ich entsinne mich, dass meine Großmutter mir von einer Begebenheit erzählte, bei der er eines Tages der Gemeindegemeinschaft begegnet sei und sie erschrocken angesehen habe. Kurz darauf sei sie auf dem Bahnsteig ausgeglitten, ihr Koffer sei unter den einfahrenden Zug geraten und sie selbst nur um Haaresbreite davongekommen. Er soll auch den Tod seines Sohnes im nächsten Kriege vorausgesagt haben. Ob er es vor ihm verborgen hat, weiß ich nicht. Als mein Vater dann aber 1942 mit seiner Einheit von Frankreich nach Russland verlegt wurde, war er sich nach den Erzählungen meiner Mutter gewiss, dass er nicht zurückkehren würde. Übrigens soll Richard Hoffmann seiner Prophezeiung hinzugefügt haben, die Enkelgeneration werde nicht im Kriege fallen...

Das «zweite Gesicht» Richard Hoffmanns bezog sich aber nicht nur auf Tod und Unheil. So erzählt er, dass er während seines Studiums, als er sich auch mit Rudolf Steiner beschäftigte (den er als verderblich ansah, siehe §47), eines Tages bei dessen Lektüre das ganze Zimmer in Gold getaucht sah, ohne dass er eine Lichtquelle erkennen konnte. Er schreibt (§44): «Jesus Christus oder sein Widerpart?, das ist die Frage. Augenblicklich redet mir der Geist zu: ‚Wie sagt doch Luther?‘: ‚Nicht alle noch so schönen Erscheinungen möchte ich eintauschen gegen Gottes Offenbarung in seinem Wort‘ (nach dem Gedächtnis niedergeschrieben). Sofort verschwand die Erscheinung.»

Eine seiner Töchter erzählte, wie sie im Familienkreise nach dem Theologiestudium des Vaters zu Hause mit Spannung seiner ersten Bestallung als Pfarrer entgegengesehen hätten. Das amtliche Schreiben der Kirchenleitung sei gekommen, und es habe auf Gleina bei Zeitz in Sachsen-Anhalt gelautet. Der Vater sei ganz ruhig gewesen und habe zur allgemeinen Verwunderung nur gefragt, ob die Eisenbahn am Pfarrgarten vorbeifahre, denn das müsse der Fall sein. Darauf hätten sie einen Atlas geholt und kei-

ne Eisenbahn finden können. Darauf der Vater: Dann werde es eben nicht Gleina sein. 14 Tage später sei überraschend ein neues Bestallungsschreiben eingetroffen, das auf Niedernjesa lautete. Dort aber fährt die Eisenbahn zwar nicht am Pfarrgarten, aber in Sicht- und Hörweite vorüber. (Für die letzten drei Jahre vor seinem Ausscheiden aus dem Amt am 31. Dezember 1933 wurde Richard Hoffmann ja übrigens doch noch nach Gleina versetzt).

Schließlich aber sah er auch seinen eigenen Tod voraus. Wie «Leben aus Führung» erkennen lässt, ließ ihn nach seinem Ausscheiden aus dem Amt die Verschlechterung seiner physischen Verfassung – wahrscheinlich durch das Auftreten seines Herzleidens – ahnen, dass er nicht mehr lange leben würde. Ein Jahr später, gegen Ende 1935, muss er vorausgesehen haben, dass sein Tod unmittelbar bevorstand. Geplante Treffen mit Bekannten im Januar 1936 soll er abgesagt haben. Er starb am 1. Weihnachtstage 1935 unvermittelt an einem Herzschlag, friedlich im Lehnstuhl und im Anblick des Lichtenbaumes. Weihnachten mit dem Baum war für ihn übrigens, wie er mit bewegten Worten erzählt (§180), das schönste Erlebnis seiner frühen Kindheit gewesen.

**R**ichard Hoffmann hat in seinen Papieren an einer Stelle handschriftlich vermerkt, dass auch sein Vater – als Landwehroffizier – Artillerist war. So könnte ihn das väterliche Vorbild auch bei der Wahl der Waffengattung bestimmt haben. (Wäre er andererseits den Strapazen der Infanterie gewachsen gewesen?) Aber es dürfte gerade auch sein militärtechnisches Interesse gewesen sein, das ihn zur Artillerie zog, und zwar zur schweren Artillerie (damals «Fußartillerie»), an deren Großgeschütze aus dem Hause Krupp sich seit dem 70-er Krieg hohe Erwartungen knüpften. Ich entsinne mich dunkel, dass J. W. Hedemann mir damals in Berlin (siehe unten S. 63f.) auch vom Interesse des jungen Leutnants am Fernmeldewesen und von einem Flug mit dem Fesselballon erzählte. Dazu passt die Eintragung in seinen Militärunterlagen, dass er 1902 und 1903 eine zweistufige Ausbildung im (1901 neu aufgestellten) «Luftschiffer-Bataillon» mitmachte, für Luftbeobachtung. Dazu passt auch, dass er sich 1912, wie er schreibt (§145), mit einem kritischen Beitrag in der Militärzeitung für Flugzeugaufklärung im Kampf um Festungen einsetzte. Auch in andern Fällen habe er (unwillkommene) Kritik an veralteter Bewaffnung des deutschen Heeres geäußert und modernere vorgeschlagen (§§144–146), vor allem auch bei der Beantwortung einer Frage im Aufnahmeexamen zur Kriegsakademie 1907, weshalb man ihn dort getadelt habe. Er sei dann auch nicht aufgenommen worden, habe aber recht gehabt, wie sich später herausgestellt habe (§147). (Die Hauptgegner einer moder-

neren – und entsprechend teureren – Bewaffnung waren für ihn natürlich die verantwortungslosen Zivilisten im «geizigen Reichstag», 144.)

In den 17 Friedensjahren bis zum Ersten Weltkrieg legte Richard Hoffmann die Stationen seiner Laufbahn bis zum Hauptmann zurück. Die Noten seiner aufeinander folgenden Zeugnisse liegen zwischen »gut« und »befriedigend«. Sein Patent zum «Secondlieutenant» (Leutnant) der Fußartillerie, fertigte Seine Königliche Majestät von Preußen am 20. Juli 1897 aus, übrigens, wie es in dem Dokument heißt, in «Bergen, an Bord Seiner Majestät Yacht Hohenzollern». Von 1897 bis 1910 war er mit Unterbrechungen in der Garnison (mit Artillerieschießplatz) des 17. Armee-Korps in Thorn stationiert. Von 1899 bis 1901 besuchte er die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. 1907 wurde er zum Oberleutnant der Fußartillerie, 1912 zum Hauptmann befördert und nach Koblenz (Ehrenbreitstein) versetzt.

Mein Großvater musste als nicht begüterter bürgerlicher Offizier mit recht wenig Geld auskommen. Zwar hatte er nach Auskunft des (übrigen, hier nicht wiedergegebenen Teils) des unten zitierten Briefes Justus Wilhelm Hedemanns vom 20. November 1961 (S. 65) die nicht ganz unerhebliche Summe von 30.000 (Gold-) Mark geerbt und mit ihr seinen Hausstand gründen können; auch hatte seine Frau eine erfreuliche finanzielle Mitgift (als so genanntes «Kommissvermögen») mit in die Ehe gebracht. Dennoch musste zu Hause sehr sparsam gewirtschaftet werden. Im wilhelminischen Offizierskasino ging es ziemlich üppig zu, und auch Richard Hoffmann musste die Sektkorken springen lassen, weil es sich so gehörte, kaum zum eigenen Vergnügen. Er war, zumindest in seinen späteren Jahren, ohnehin kein feierfreudiger Mensch. Als der betrunkene Kamerad im Kasino über seine Beine stolperte (siehe oben), war er schwerlich auch selbst betrunken. Später, als Pastor, soll er an Silvester demonstrativ zu Bett gegangen sein, weil er dem «heidnischen» Fest nichts abgewinnen konnte.

Den Erzählungen nach war er zumindest zeitweise der einzige Offizier bürgerlicher Herkunft in seiner Einheit. Dadurch machte er gleich zu Anfang seiner Laufbahn, wie er in «Leben aus Führung» berichtet (§25), eine Erfahrung, die für die Entwicklung seiner sozialen und politischen Überzeugung von einiger Bedeutung werden sollte:

«Ich habe den Einfluss solchen verkehrten ‚Herrentums‘, das ein Volk in Klassen aufspaltet, in der alten preußischen Armee neben allen ihren großen Tugenden zur Genüge kennen gelernt. Schon der ‚Fähnrichsabend‘ des Standortes Thorn, die Stubengemeinschaft auf der Kriegsschule zu Schloss Engers am Rhein, litten sehr unter der vermeintlichen Herrensicht. Man

lachte zwar, als Fähnriche der Garde und der Kavallerie sich in öffentlichen Wirtschaften in einem Zimmer ‚Nur für Garde und Kavallerie‘ absonderten, weil man solches Tun für unreifen, jugendlichen Überschwang hielt. Aber der Schaden für die Kameradschaft blieb nicht aus. Und ich weiß heute noch nach 38 Jahren, wie ich mit vielen Kameraden unter dem unsozialen Verhältnis innerlich schwer gelitten habe.»

Er fährt mit dem Geständnis fort, dass sich unbemerkt «jenes angemäße Herrentum auch ins eigene Wesen einschlich». So habe es ihn sehr getroffen, als er eines Tages, offenbar von einem ehemaligen Untergebenen, eine anonyme Postkarte erhielt, «darauf ein brennendes rotes Herz, auf das ein Stiefel tritt, mit der Unterschrift: ‚Tritt mit Füßen nie ein Herz!‘» Er vergaß die Lehre nicht, und natürlich verdankte er sie Gott: «Ist es nicht, weil unter Gottes Führung jene letzte Bindung, die man heute soziales Gewissen nennt, im Zeitalter des Individualismus mir erhalten blieb?» (§25). Das sollte sich nach dem Weltkrieg als bedeutsames Moment für seine politische Einstellung erweisen: Seine Antipathie gegen die adligen Herrenmenschen im Offizierskasino ließ ihn nur umso lieber die Partei des «namenlosen Gefreiten des Weltkriegs» ergreifen. Adolf Hitlers Herkunft «aus dem Volk» und sein «nationales und soziales» Programm, wie aber auch seine gezielte Idealisierung der «Kameradschaft», war wie geschaffen dafür, erkonservative, und – bei allem bürgerlichen Bewusstsein – adelsverliebte Neoromantiker wie Richard Hoffmann in seinen Bann zu ziehen. (Selbstverständlich nennt er seine Heroen nie einfach «Bismarck», «Yorck» oder «Hindenburg», sondern respektvoll mit ihren Adelstiteln.)

Nur auf den ersten Blick verwunderlich scheint deshalb auch seine Kritik an Goethes Verachtung des «Gemeinen» in dessen «Epilog zu Schillers Glocke» (§85): Nur aus der Perspektive Christi dürfe Menschliches als das «Gemeine» erscheinen. Wer von solcherart frommer Empfindung war, konnte sich dann wohl auch jede Kritik an der rohen Vulgarität der Nazis versagen.

**M**ein Großvater hat meine Großmutter, Margarethe Kummer (1879–1967), wohl während einer der längeren Perioden seines Dienstes in Berlin kennen gelernt, vielleicht schon im geselligen Steglitzer Hause der Kummers, wo viele Töchter zu verheirateten waren. Ihr Vater, Ernst Nathanael Kummer (1847–1923), war 1896 zum Geheimen Oberbaurat und Leiter der Wasserbauabteilung im preußischen Ministerium für öffentliche Arbeiten ernannt worden. Er lehrte auch als Professor und hatte in Berlin-Steglitz für sich und seine große Familie – mit sieben Töchtern und drei zuletzt geborenen Söhnen – das stattliche Haus Kantstraße Nr. 5 gebaut. Im Keller be-

herbergte es seine bedeutende Werkstatt, denn er war zugleich ein Gold- und Kunstschmied von professionellem Rang, drehte Präzisionsstücke aus Metall an einer besonderen Hobelbank und befasste sich mit Photographie. Für die Kinder fertigte er ein viel gerühmtes Puppentheater an und schrieb Stücke in Versen für die Aufführungen.

Als Fachmann für Hafenanlagen war er jahrelang in Uruguay mit dem Ausbau des Hafens von Montevideo befasst. 1912 und 1913 beriet er die griechische Regierung für die Hafenanlagen in Piräus und Saloniki. Im Rahmen einer solchen dienstlichen oder geschäftlichen Reise nahm er 1911 auch einmal seinen Schwiegersohn ins östliche Mittelmeer mit (§38). Bei seinen Auslandsaufenthalten ließ er sich jeweils von einer seiner Töchter im Wechsel den Haushalt führen. So kam meine Großmutter nach Uruguay. Es gibt ein Photo von ihr, auf dem sie als junge Dame stattlich zu Pferde sitzt. Sie erzählte später, sie habe sich dabei sehr unglücklich gefühlt. (Auch ich habe nie reiten mögen.)

**M**ein Urgroßvater Ernst Nathanael Kummer war Sohn des angesehenen Mathematikers Ernst Eduard Kummer (1810–1893) und Ottilie Mendelssohns (1819–1848), Enkelin des jüdischen Philosophen und Aufklärers Moses Mendelssohn (1729–1786). Ihr Vater war Nathan Mendelssohn (1782–1852), der jüngste Sohn des Philosophen, dessen Frau, Henriette Hitzig, der anderen großen und bekannten Berliner jüdischen Familie der Itzigs angehörte. Er war ein begabter und u.a. von Alexander von Humboldt sehr geschätzter Erfinder und Konstrukteur verschiedenartigster technischer Geräte und Messinstrumente. Als Bruder Abraham Mendelssohns, des Vaters von Felix und Fanny Mendelssohn Bartholdy, war Nathan deren Onkel und seine Tochter Ottilie deren Kusine.

Keine deutsche Familie hat so viele Künstler, Gelehrte, Architekten, Ingenieure hervorgebracht wie die Familie Mendelssohn, und wohl keine hat so viele Briefe, Tagebücher und künstlerische Zeugnisse hinterlassen wie sie. Ihr Familienarchiv ist heute als einziges solches Archiv Bestandteil der Berliner Staatsbibliothek (der Musikabteilung). Bei dem Techniker Nathan Mendelssohn und seinen Nachkommen, jedenfalls in der Kummer'schen Linie, scheint das notorische Interesse der Mendelssohn-Abkömmlinge am Verfassen und Sammeln eigener schriftlicher Produktionen weniger ausgeprägt gewesen zu sein. Übrigens war nach meiner Erinnerung auch das einzige, was meine Großmutter von den Mendelssohns erzählte, die Begebenheit aus ihrer Kindheit, bei der ihre Eltern einmal zusammen mit ihren Kindern (gewiss nicht mit allen zehn) im Sonntagsstaat bei den damaligen Inhabern des

Familienbankhauses Mendelssohn in einer (gemieteten) Kutsche vorfahren und ihnen ihre Aufwartung machten. (Das Bankhaus war 1816 von Joseph, einem älteren Bruder Nathans, gegründet worden.)

Wie stolz hätte man auf dieses Erbe sein und es wenigstens durch Erzählungen pflegen können! Aber schon im späteren 19. und endgültig im 20. Jahrhundert schlich sich wohl zumindest bei den entfernteren Nachkommen der Mendelssohns die allmähliche und anfangs noch kaum bewusste antisemitische Vergiftung des deutschen Bewusstseins ein und ließ die Erinnerung verwelken. Dann kam die Nazizeit, und es ist auch im Falle der Familie meines Vaters deprimierend zu sehen, wie und aus welchen Beweggründen man sich nun auf einmal doch seiner jüdischen Vorfahren erinnern musste. Doch davon später. – Übrigens gibt es vielleicht noch ein winziges Stückchen Strandgut aus dem versunkenen Judentum dieses Teils meiner Familie. Mein Mutter erzählte, mein Vater habe zärtliches, vertrauliches Sprechen in seiner Familie «mameluschen» genannt. Wie ich heute weiß, ist dies das jiddische Wort für die eigene, die «Muttersprache», also das Jiddische. War dies ein juden-deutscher Sprachrest aus der Familie, oder war es einfach eine der zahlreichen Entlehnungen des Deutschen (Schlesischen?) aus dem Jiddischen?

**M**eine Großeltern heirateten 1906 in Berlin. (Richard Hoffmann hatte dafür zunächst die übliche vorgeschriebene Genehmigung seines militärischen Dienstherrn einholen müssen.) In ihnen hatten sehr gegensätzliche Naturen einander gefunden, die sich später ihr Leben lang in Liebe und Ergänzung verbunden waren. Photographien zeigen den schlanken Leutnant mit einem jugendlichen, etwas weich und unfertig wirkenden Gesicht neben der stattlichen, großbürgerlichen Erscheinung Margarethe Kummers mit ihrem großen, schönen, fast männlichen Kopf und kräftigen, regelmäßigen Zügen. Sie war ein durch und durch konservativer Charakter – womöglich mehr noch als mein Großvater – und dabei bestimmend und gradlinig bis zur Sturheit. Ihr enorm praktischer Sinn und ihre nüchterne Klugheit erwiesen sich später als überlebenswichtig für ihre Familie (und später sogar noch für ihre früh verwitwete Schwiegertochter mit ihren beiden Söhnen).

Aber nicht nur mit diesen Eigenschaften war sie das große Glück Richard Hoffmanns. Sie brachte dem schlichten Leutnant durch ihre Aussteuer auch ein – wegen ihrer vielen Geschwister – zwar wohl bescheidenes, aber dringend benötigtes «Kommissvermögen» mit in die Ehe. Mein Urgroßvater war recht wohlhabend, weil er mit privaten Aufträgen so gut verdiente, dass er später aus patriotischer Loyalität zu seinem obersten königlichen Dienstherrn

auf seine Pension verzichtete, was damals gesetzlich noch möglich war. (Das kam ihn in der letzten Zeit vor seinem Tode nach dem Ersten Weltkrieg teuer zu stehen: Infolge der Inflation hatte er damals praktisch keinen Pfennig zum Leben mehr.) Als von großem Nutzen sollte es sich auch erweisen, dass ihr Vater meine Großmutter eine gute Berliner Hauswirtschaftsschule hatte besuchen lassen, deren erstaunlich moderne Erkenntnisse und Methoden mittels ihrer Anleitung später noch meiner Mutter zugute kamen.

Am Abend vor der Hochzeit soll mein Großvater im Überschwang seine goldene Uhr auf dem Schreibtisch seiner Leutnantsbude zerschlagen und ausgerufen haben: «Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!». Ich stelle mir den fröhlichen jungen Mann mit seinem damaligen Gipsbein vor (von dem Unfall im Kasino, siehe oben S. 33) und finde ihn recht sympathisch. 1908 wurden mein Vater und seine Zwillingsschwester geboren (in Thorn), 1911 die jüngere Schwester. Die Familie dachte später gern an die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zurück, als man in Pfaffendorf (Koblenz) ein Haus mit Garten unmittelbar am Rhein bewohnte und beliebte Ausflüge etwa zur Burg Eltz an der Mosel unternahm. Es war eine glückliche Zeit.

Wie Richard Hoffmann und seine Familie in Koblenz den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebten, ist mir nicht bekannt. Die Begeisterungswoge des Kriegsausbruchs und der feste Glaube, dass der Herr seinen Deutschen den Sieg nicht versagen werde, dürfte auch den – bezüglich deutscher Rüstungsmängel ansonsten durchaus realistischen – Berufsoffizier erfasst haben. Der Pfarrer Ludwig Wessel etwa, der radikal-national und annexionistisch gesinnte Vater des späteren Nazi-Idols Horst Wessel, schrieb rückblickend 1918: «Ein deutsches Pfingsten brach an. So schön, wie es die Besten unseres Volkes nie zu hoffen, zu träumen wagten. Ein Volk, ein Gott, ein Glaube. Geschart um seinen kaiserlichen Herrn, ...so bot Deutschland sich der Feindschaft einer ganzen Welt...» Der «deutsche heilige Geist» habe alle «durchrauscht in gewaltigem Brausen»... (zit. nach ZEIT Nr. 39 v. 18.9.1903). Dann kam für die Soldaten das «Fronterlebnis», über das Richard Hoffmann schreibt (§27): «Der Krieg zerbrach eben manche Kette des Eigennutzes, die sich todbringend um die Herzen gelegt hatte. Die natürlichen Bande, die Gott, der Herr, um die Menschen eines Volkes geschlungen hat, forderten wieder ihr Recht und bewährten sich. Was man heute recht eigentlich das Fronterlebnis nennt». Zugleich preist er die «Soldatenkameradschaft» (26), «die trotz vorhandenen verkehrten Herrentums durchbrach, weil sie den Deutschen ursprünglich ist, das heißt, in meinem Munde, ‚vom Schöpfer her‘ zuteil wurde». Hieran konnte später die nationalsozialistische Erziehung

mühe los anknüpfen und die von Sebastian Haffner so bezeichnete schreckliche «Verkameradung» der Deutschen erzwingen.

Über die Entbehrungen seiner Familie in der Heimat schreibt Richard Hoffmann in seinen Erinnerungen nicht. Das alles war aus Vaterlandsliebe zu ertragen, und so hat selbstverständlich auch meine so preußisch empfindende Großmutter gedacht. Ich besaß als Junge eine der bekannten eisernen Ehren- und Erinnerungsketten, auf deren Gliedern zu lesen war: «Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr'» (die ich mir dann leider in einem Freibad haben stehlen lassen). Was mag meine Großmutter indessen gefühlt haben, wenn sie in stillen Sommernächten am Rhein das ferne Donnern der schweren Artillerie im benachbarten Frankreich hören konnte, wie sie später erzählte?

Aus seinen Erlebnissen im großen Kriege hat Richard Hoffmann eine Reihe lebendig und eindringlich erzählter Episoden festgehalten. Dazu gehören auch pietistisch-romantisch gestimmte Naturerlebnisse (§§49f.), in denen die Freude über strahlende Sonne und Vogelzschwischen in der plötzlichen Stille einer Gefechtspause ein wenig an Paul Gerhardt erinnern. Es ging dem Autor vor allem um seine immer wieder erfahrene Führung und Rettung durch Gott, um seine Gedanken über den Gang des Schicksals im Kriege und um Gottes verborgenes Wirken sowie um seine eigene moralische Haltung und Bewährung. So dürfte aber manches unerzählt geblieben sein, worüber unsereiner gerne mehr wissen würde. Im übrigen wollte der Preuße und Christ Richard Hoffmann wohl auch, so sehr seine Gedanken und Empfindungen im Mittelpunkt stehen, seine eigene Person nicht über Gebühr herausstellen.

So erwähnt er z.B. nicht, dass er das Eiserne Kreuz I. Kl. erhielt. Ferner findet sich etwa in der über 500-seitigen «Geschichte des Masurischen Fußartillerieregiments Nr. 22» (Bochum 1933, bei Ludolph und Co.), die von Ehemaligen zusammengetragen wurde, unter vielen üblichen Gefechts schilderungen aus der Feder von Beteiligten auch ein ungewöhnlicher Text anderer Art. Am 1. Oktober 1916 schrieb der Hauptmann und Bataillonskommandeur Hoffmann folgende Meldung an das Regiment:

«Ich halte das mir unterstellte Artillerie-Bataillon 22 für derzeit gefechts unfähig, weil der Ausfall an ausgebildeten Geschützführern und Richtkanonieren eine regelrechte Bedienung der Geschütze nicht mehr gestattet. Zeit zur Neuausbildung ist bei den ständigen Wiederherstellungsarbeiten in den beschossenen Batterien nicht vorhanden. Die gänzlich fehlende Ablösung der Bedienungen hat die Gesundheit dieser schwer erschüttert. Krampfartige Zustände, stumpfes Hinbrüten, Heraustreten der Adern

sind häufige Erscheinungen. Die Mannschaften sind überdies wegen der unmöglichen Körperpflege ganz verlaust und vielfach mit eitrigen Wunden bedeckt. Ich beantrage die Untersuchung der Truppe durch den Divisionsarzt, da ich sonst die Verantwortung für den inneren Halt der Truppe und die richtige Bedienung der Geschütze als Truppenführer trotz energischsten Willens nicht mehr tragen kann». Daraufhin wurde, so der weitere Bericht, das ganze Bataillon vom Divisionsarzt untersucht und eine große Zahl der Leute sofort ins Lazarett geschickt.

Ferner erzählte man in der Familie, Richard Hoffmann sei mehrmals vor dem Kriegsgericht für einfache Soldaten eingetreten und habe sie vor dem Todesurteil gerettet. Es seien dies kräftige ostpreußische Bauernburschen gewesen, die im Trommelfeuer die Nerven verloren hatten und weinend davongelaufen waren. Dieses Zeugnis ist auch in anderer Hinsicht für Richard Hoffmann aufschlussreich. Er gehörte bei aller Beweglichkeit seines Temperaments und seiner Empfindungen offenkundig zu jenen weniger vitalen und physisch robusten Menschen, die dann auch weniger leicht von der Gewalt ihrer Gefühle übermannt werden und deshalb in extremen Situationen besser standhalten. Er hatte sich ja auch von klein auf «abhärten» müssen (§17). Zugleich hatte er im Felde immer wieder mit schweren rheumatischen oder anderen Nervenschmerzen zu kämpfen. Da konnte gelegentlich wohl auch ein Trommelfeuer von nur relativer Furchtbarkeit sein.

Etwas überraschend schreibt mein Großvater über einen ursprünglich tüchtigen Untergebenen, der im Feuer den Mut verloren hatte und sich nicht mehr aus der Deckung traute, dass er «kränklich» war, und er sah dadurch den Spruch der Alten: «Gesunder Geist in gesundem Körper» bestätigt (§54). Dabei war er im Kriege von früh an durch Erkrankungen behindert (vgl. Anhang 1). Schon für Januar 1915 und die Tage der Kämpfe bei Perthes les Hurlus und Beauséjour ist in der Liste seiner Dienstbeschädigungen vermerkt: «07.-13.01.1915: Rheumatismus im rechten Zeigefinger und in der linken Hand, im linken Fuß und Schmerzen des Körpers infolge nicht geheilter Influenza; Revierbehandlung, Verbleib bei der Truppe». (Im Mai desselben Jahres erhielt er das Eiserne Kreuz I. Kl.) Für August findet sich der nächste Eintrag: «07.08.1915: wegen hochgradiger Nervenschmerzen in Res.-Lazarett Braunlage aufgenommen und dem Ersatzbataillon zugewiesen.» Nach drei dort verbrachten Monaten wurde er ab Anfang November vorübergehend als Lehrer an die Fußartillerieschule Jüterbog abkommandiert. Ab Anfang April 1916 war er wieder an der Front.

Ein gutes Jahr später, unter dem 30.7.1917, enthält seine Dienstbeschädigungsliste die folgende vom Regimentskommandeur gezeichnete Eintragung: «Hauptmann Hoffmann gibt an, gesund 1914 ins Feld gegangen

zu sein. Weihnachten habe sich infolge nicht ausgeheilter Influenza Ischias eingestellt. Dieses habe sich im Feldzug 1915 infolge monatelangen Aufenthaltes in nassen Unterständen in der Champagne in regenreichem Winter gesteigert. Nach der Arrasschlacht Juli 1915 ging er wegen Nervenschmerzen auf Urlaub und wurde 3 Monate im Res.-Lazarett Braunlage behandelt. Am 1.4.1916 ging er gekräftigt wieder ins Feld. – Doch stellte sich in der Sommeschlacht mit ihrem notwendigen Aufenthalt in Unterständen abermals verstärkt Ischias in beiden Beinen ein, dazu Nervenschmerzen in der Brust, im Leib und in den Armen. – Ende Juli 1917 wurde Hauptmann Hoffmann deswegen aus dem Felde dem Heimatheer zugeführt. – Als Zeugen führt Hauptmann Hoffmann Leutn. d. Res. Bertrams und Lt. d. Res. Fielitz an, seine Ordonnanzoffiziere. Diese bestätigen die Angaben des Hauptm. Hoffmann aus eigener öfterer Wahrnehmung seines Leidens. – Dienstbeschädigung ist anzunehmen.» Die ebenfalls festgehaltene Diagnose des Bataillonsarztes lautet: «Hauptmann Hoffmann leidet an einer starken Entzündung des Nervus ischiaticus, außerdem an Neuralgenie mehrerer anderer Nerven, insbesondere der Zwischenrippennerven.»

Damit war sein Frontdienst beendet. «Ich befand mich bei Kriegsende, schreibt er (§26), in der Heimat mit erschütterter Gesundheit, der Folge hauptsächlich einer an sich geringfügigen Gasvergiftung in der Sommeschlacht und einer Verschüttung auf der Vimy-Höhe.» «Mit etwa 100 Pfund Gewicht» sei er zurückgekehrt (§20). Er verbrachte den Rest des Krieges in der Heimat, zunächst anderthalb Monate in einem Lazarett, danach wieder als Lehrer an einer Fußartillerieschule (November 1917 bis März 1918), diesmal in Wahn bei Köln, und schließlich, vom 1. April bis zum 9. November 1918 als «Vorstand des drittgrößten Artilleriedepots und der Munitionsfabrik Koblenz» (§157). Nach seiner «Demobilmachung» über die Jahreswende wurde er wegen Dienstunfähigkeit endgültig aus dem Militärdienst entlassen.

Aber zurück zu der späten Aufzeichnung seiner Erinnerungen. Verschweigt der inzwischen auf Hitler hoffende Landpfarrer im Ruhestand darin nicht im nachhinein manches, das ihn als Offizier im Kriege beunruhigt und vielleicht sogar gequält hatte? Wie wirkte das Massensterben auf ihn? Ein einziges Mal spricht er von «ganzen Leiterwagen voll Gefallener» (§53) und bemerkt ein andermal –allgemein –, dass er habe «Ströme von Blut sehen müssen» (§17). Sind ihm jemals Zweifel am Sinn des Krieges gekommen?

Richard Hoffmann beschreibt eindringlich (§§49 und 51), wie in plötzlich eingetretener Ruhe nach Gefechtslärm und Beschuss die Großartigkeit

und Schönheit der Natur ihn tief bewegt und die Allmacht und schützende Hand Gottes erleben lässt. Ging ihm da vielleicht auch die Absurdität des Krieges auf, wünschte er den Frieden herbei? Aber kamen ihm nicht auch Zweifel an der Kompetenz der Heeresleitung? Hatte er ein Auge für die Leiden der Zivilbevölkerung, nahm er die Gleichheit des Grauens für die geschundenen Soldaten beider Seiten wahr? Bekümmerte ihn die Aufführung der deutschen Truppen im fremden Lande, die Missstände in der Etappe, die Verlogenheit der eigenen Heeresberichte? Was alles hat er während der Kämpfe sonst noch mit ansehen müssen, welche Gedanken drängten sich ihm dabei auf? In die insgesamt knapp 30 Monate, die er an der Front verbrachte, fielen die 695 Großkampftage, von denen er schreibt (§157). Das waren fast vier Fünftel dieser Zeit. Freilich war die Artillerie, jedenfalls die schwere, eine Waffe zum Kampf aus der Distanz. So hat Richard Hoffmann die Furchtbarkeit der Grabenkämpfe vielleicht nicht unmittelbar erlebt, dürfte seltener als die Infanterie in zerschossene Ortschaften eingezogen sein, dürfte weniger von der getöteten und leidenden Bevölkerung gesehen und wohl auch größere Gefangennahmen französischer Soldaten nicht unmittelbar erlebt haben. Freie Zeit nutzte er ausgiebig für Lektüre (§223): «Ich habe ohne Schaden [d.h. für seine Seele, durch die Anmaßung der Wissenschaft] in den langen, finsternen Nächten im Unterstande an der französischen Front naturwissenschaftliche und philosophische Bücher gelesen, gerade wie nacher in der Studienzeit.» Zeit dazu hatte er vor allem auch während seiner ausgedehnten Aufenthalte in Deutschland. Quälten ihn dann die Bilder von den Schlachtfeldern? Diente ihm seine Lektüre auch dazu, sie zu verdrängen?

**E**s war sein nationalprotestantischer Glaube, der Richard Hoffmann half, die Schrecken zu bewältigen. Seine Religion war eine ganz andere als etwa die in dem berühmten «Kriegslied» von Matthias Claudius von 1779: «S'ist Krieg! s'ist Krieg! O Engel Gottes wehre, / und rede du darein! / s'ist leider Krieg – und ich begehre / nicht schuld daran zu sein! // Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen / und blutig, bleich und blass / die Geister der Erschlagenen zu mir kämen / und vor mir weinten, was? // Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten, / verstümmelt und halb tot / im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten / in ihrer Todesnot?...» So hatte ein frommer Protestant hundert Jahre früher und in einer humaneren deutschen Bürgerwelt den Krieg gesehen. Uns Heutigen ist diese Sicht wieder vertraut, ebenso wie die Sehnsucht des Dichters nach dem Eingreifen eines barmherzigen Gottes. Richard Hoffmanns nationalprotestantisches Verhältnis zum Kriege war jedoch um Welten davon entfernt. Sein deutscher

Gott war ein kriegerischer Gott, als Gott seiner Deutschen und als Herr der Weltgeschichte. Für eine mitfühlende und mitleidende Wahrnehmung der erlebten Schrecken – mit Folgen für sein Urteil etwa über die Berechtigung dieses Krieges oder den Verstand und die Motive derer, die ihn lenkten – waren ihm dadurch wie wohl der Mehrheit der damaligen Deutschen die denkbar engsten inneren Grenzen gesetzt.

Eindrucksvoll beschreibt Richard Hoffmann ein im Unterstand erlebtes schwerstes Trommelfeuer und die verschiedenen Formen von Wahnsinn und Verzweiflung, die die anderen befallen (§157). Er selbst umklammert nur sein kleines Militärgesangbuch (das übrigens erhalten ist) in der Tasche seines Waffenrocks. In der Rückschau stellt er fest, wie unvergleichlich besser als die anderen er durch seinen Glauben geschützt war (§51): «Im Ringen auf Leben und Tod wächst dem Soldaten, der vorher schon von Gott sich finden ließ, wahre Gotteserkenntnis, Gemeinschaft mit Gott im Gebetsumgang, der nicht nur ein Reden mit Gott, sondern ein Hören auf Gott ist...» Gut für ihn und seinen Glauben – aber es wäre wohl auch noch mehr und anderes darüber zu sagen.

Zum Glauben jedenfalls, und erst recht zu dem pietistisch-preußischen Glauben Richard Hoffmanns, gehörte unverbrüchlich der Gehorsam (§63): «So habe denn auch ich in jenen Tagen und Nächten um den 7. September 1914 herum ganz einfach meine nächststehende Pflicht getan und gehorchte – ohne Grübeln und Zweifeln – dem Befehl meiner Vorgesetzten. Das war und ist das Richtige. Wie denn überhaupt die Erfüllung der zunächst liegenden Pflicht uns vor dem Grübeln über das ‚Warum‘, das so lähmt und von Gottes Vaterhand wegführt, am sichersten bewahrt.» Diesen Gehorsam – man hat auch von «Knechtseligkeit» gesprochen – bezeichnet er auch als den «einzigsten Schlüssel zum Glück des Glaubenslebens» (§64). Über eine Gefechtssituation schreibt er (§28): «Schwere Treffer rissen mir die trefflichen Bedienungsgeschütze weg. Keiner dachte damals daran, seitwärts der Geschütze in Deckung zu gehen. Man hätte das wohl gekonnt, denn wir waren linke Flügelbatterie. ‚Der Soldat verlässt sein Geschütz nicht, sondern stirbt am Geschütz.‘ So hatten sie es alle gelernt und unerschütterlich behalten, Offizier und Mann. Das verbürgt allein den Sieg, wenn er auch eben durch Opfer erkaufte werden muss.»

Diesen letzten Satz schrieb mein Großvater 1934 – als ob nicht vielmehr alle Opfer damals umsonst gewesen wären! Aber die Niederlage von 1918 hatte er eben, wie die meisten Deutschen, letztlich nicht begriffen – d.h. so begriffen, dass daraus die mentale Vorbereitung auf den Zweiten Weltkrieg

wurde. Aber so war es jedenfalls – Glaube und Gehorsam verbürgten gemeinsam den Sieg, den sicheren Lohn Gottes für beides. Aus Glauben und Gehorsam entsprangen der Todesmut und die Opferbereitschaft, die wiederum jenes Bewusstsein der moralischen Überlegenheit erzeugten, dem schließlich der Wahn der eigenen Unbesiegbarkeit entsprang. Das Fatale lag in dieser Verkürzung: Glauben und gehorchen hieß siegen. War auch Martin Luthers «Allein durch den Glauben!» daran schuld? – Das Perverse dieser Vorstellung aber war in letzter Konsequenz, dass man sich dadurch zu dem Irrwitz verstieg, Gott durch den Beweis der eigenen Frömmigkeit und Tüchtigkeit sozusagen in die Pflicht nehmen zu können. Danach folgte Gott einer Art von moralischem Darwinismus, einem Gesetz der Überlegenheit der gottesfürchtigen, opferbereiten, todesmutigen Nationen über ihre Gegner. Sofern dieser atavistische Wahn sich 1918 vorübergehend verflüchtigt hatte, lebte er nur allzu bald wieder auf. Wie letzteres geschehen konnte und wie auch unser Autor daran beteiligt war, werden wir noch sehen (siehe S. 127f).

**D**er Artilleriehauptmann Richard Hoffmann kannte immerhin die technischen Schwächen der eigenen Seite. Dennoch dürfte auch er unter dem inneren Zwang zum Augenverschließen vor den Lügen der Militärführung, aber etwa auch vor Untaten der eigenen Truppen gestanden haben: Wäre das andernfalls nicht sozusagen innere Untreue gegen Gott, heimlicher Ungehorsam und Verrat am Sieg des Vaterlande gewesen? Realistischere Einsicht wurde aber auch durch den Glauben daran verhindert, dass Deutschland am Krieg nicht schuld und überhaupt die arglos hintergangene Unschuld war. Opfermentalität kennt kein Täterbewusstsein. Die – vermeintlich – verfolgte Unschuld wurde nur allzu leicht zu jener «verfolgenden Unschuld», als die Karl Kraus die damaligen Deutschen charakterisiert hat. Wenn andererseits moralische Überlegenheit – durch Glauben, Gehorsam, Opferbereitschaft – gleichbedeutend war mit siegbringender militärischer Überlegenheit, dann konnte dasselbe auch umgekehrt gelten: Der Stärkere hatte auch die Moral auf seiner Seite.

Das alles war das Feld der Kriegspropaganda. So wenig wie den übrigen Deutschen dürfte Richard Hoffmann bewusst gewesen sein, dass es eine solche auf deutscher Seite gab. Wussten sie überhaupt, was Propaganda war? Die einschlägige deutsche Maschinerie war inzwischen hoch entwickelt und lief auf vollen Touren, aber der Begriff war gerade erst im Entstehen. Im Zweifel war Propaganda die böse List der Feinde. Die Sache der Deutschen war die der Wahrheit. Und sollten auch die eigenen Oberen zum Mittel der

Propaganda greifen, dann stand diese doch im Dienste der guten deutschen Sache. Ein «gute französische Sache» z.B. gab es offenbar nicht. Hintergrund war horrende politische Unkenntnis, Instinkttlosigkeit und nationalistische Blickverengung.

Schließlich aber gab es – schon seit den Freiheitskriegen – den Glauben der Deutschen, wenn nicht das neue auserwählte Volk Gottes, so doch so etwas wie sein Lieblingsvolk zu sein. Als solches aber waren sie zum Sieg bestimmt. Nur sie selbst, durch eigene Uneinigkeit, Gottlosigkeit, moralischen Verfall und mangelnde Opferbereitschaft, konnten sich um den Sieg bringen. Solche Gefahr aber sah Richard Hoffmann wie die meisten «Männer im Felde» mit dem Fortgang des Krieges vor allem von der Heimatfront drohen, von den pflichtvergessenen Politikern und Diplomaten und überhaupt den Zivilisten, die so empfänglich für pazifistische Wahnideen waren, für Kritik an der Militärführung und für demokratische und «bolschewistische» Umtriebe, wobei Leute wie Richard Hoffmann nach 1918 zwischen «bolschewistisch» und «sozialdemokratisch» nicht unterschieden.

Das Kriegsende ließ diese vaterländischen Deutschen aus ihrem «Wolkenadlerheim» – wie ein witziger Kopf das aristophanische «Wolkenkuckucksheim» auf sie ummünzte – in ein Minenfeld aus Hass, Verzweiflung und Orientierungslosigkeit abstürzen – ein schlechter Ort für einen Neuanfang im Frieden, dafür ein umso besserer für phantastische neue Höhenflüge. Auch meinen Großvater muss die deutsche Niederlage tief getroffen haben. Er schreibt nicht darüber (abgesehen von dem Trost, den es ihm bereitete, als er von einem ehemaligen Untergebenen einen Brief mit dem Wunsch erhielt, sein früherer Bataillonskommandeur möge seine Leute nach Hause führen, §26). Vielleicht ging es ihm ähnlich wie dem jungen Martin Niemöller, der schrieb, dass die militärische Niederlage als solche ihm weniger zusetzte als Revolution und «Zusammenbruch» (Vom U-Boot zur Kanzel, 1935, S. 210):

«Ich bin bei allem Grauen des Krieges mit sehr großer Selbstverständlichkeit und ohne eine Erschütterung, die mich in der letzten Tiefe der Seele gepackt hätte, hindurchgekommen; wenn ich auch nicht verschweigen will, dass die bange Frage nach der Zukunft unseres Volkes im Fall einer Niederlage mich in den Zeiten der Ruhe und des Urlaubs beständig gedrückt hat. – Die Erschütterung, die endlich die Grundfesten meines Wesens und Daseins ins Wanken brachte, so dass ich eine Klärung und Entscheidung für meine Person vollziehen musste, das war erst die Revolution, die kein Umbruch, sondern ein Zusammenbruch war!»

Anders als Martin Niemöller und viele andere aus der Bahn geworfene Berufssoldaten befand Richard Hoffmann sich bei Kriegsende jedoch offenbar längst mitten in der Umorientierung seines Lebens auf den Pfarrerberuf. Am 29. Januar 1919, kaum dass seine «Demobilmachung», wie es in seinen Militärdokumenten heißt, abgeschlossen war und noch vor seiner endgültigen Verabschiedung aus dem Militärdienst am 25. April 1919, schrieb er sich als Student der Theologie an der Universität Göttingen ein.

Nach seiner Überzeugung hatte Gott ihn auf seinem Lebensweg Schritt für Schritt in diese Richtung geführt. Schon als Fahnenjunker 1896 und dann als junger Offizier sei er ein aufmerksamer Gottesdienstbesucher und Predigthörer gewesen (§§189 und 190). Als Leutnant habe er «die Bibel das erste Mal zur Hand genommen, als ich durch einen leichten Gelenkrheumatismus, den mir Gott sandte, ans Bett gefesselt war. Es war im Jahre 1903, dass ich mehr aus einem dunklen Empfinden heraus als mit klarem Willen nach dem Buch der Bücher griff» (§251). Jetzt aber, «nach dem großen Kriege oftmals Erholung für meinen zerbrochenen Körper in Bad Oeynhausen suchend» (§80), erhielt er im «christlichen Erholungsheim Pniel» bei den «Schwestern vom Bibelhause» (§164) entscheidende Wegweisung. So habe er dort einmal nach einer schlaflosen Nacht mit «Schmerzen in den von den Bädern stark aufgeregten Nerven» von zwei früher im Bibelhaus Malche in Bad Freienwalde tätigen Schwestern erhellende Antwort auf eine ihm wichtige Frage bezüglich seines Konfirmationsspruchs erhalten (§80). In Pniel herrschte im übrigen – selbstverständlich – der absolute Schriftglaube.

Richard Hoffmann schreibt (§252): «Ich jedenfalls musste erst durch den Krieg krank werden und bei den Bibelhaus-Schwestern in Pniel zu Bad Oeynhausen Erholung suchen, ehe mir die Bibel erschlossen wurde. Neben den Schwestern mühten sich Hausgeistliche aus vielen Gauen des Vaterlandes und glaubenserfahrene Gäste, Lichtträger zu sein im Dunkel der Zeit. Dazu traten Zeitschriften [wie] ‚Beth El‘, ‚Für Alle‘, ‚Der Zionsfreund‘, ‚Licht im Osten‘ und andere Missionsgeist ausstrahlende Blätter, so dass allmählich ‚die Religion aus dem Kopfe ins Herz drang‘. (So drückte mein erster Superintendent den ‚Gnadenwillen Gottes für mich‘ aus, als ich erkrankte.)»

«Pniel» (von hebr. «Pni-el» = «Begegnung mit Gott») ist nach 1. Mose 32.30 der Name, den Jakob der Stätte seines Ringens mit Gott gab: «Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.» An einer Stelle erwähnt Richard Hoffmann, dass er «sein Pniel fand» – so wie im Gedanken an Paulus vom «Damaskus» eines Menschen gesprochen wird –, und er schreibt anschließend vom bi-

blischen Ringen Jakobs mit Gott, das damit geendet habe, dass Jakob die Sonne aufging (§16). Hatte er also in dem Bad Oeynhausener Bibelhause ein Erweckungs Erlebnis? Es könnte so scheinen, aber von einem bestimmten Zeitpunkt oder einem punktuellen «Erlebnis» ist bei ihm nicht die Rede. Seine «Erweckung» und Hinwendung zum Pfarrerberuf ist wohl eher als ein Prozess zu sehen, der sich zum Ende hin aufgrund mehrerer gleichzeitiger Entwicklungen stark beschleunigte.

Die erwähnten christlichen Zeitungen und Zeitschriften mit einschlägiger Erbauungslektüre, die Richard Hoffmann in Pniel las, enthielten aber auch deutsch-nationale bis völkische Artikel, die ihn und seinesgleichen auf die neue nationale Erweckungsreligion vorbereiteten. Die Themen sind aufschlussreich (§253): «Gar viel danke ich für Zeit und Ewigkeit auch dem christlichen Tageblatt ‚Aufwärts‘, das in Bethel erscheint. Sonntagsschriftbetrachtung von ganz besonderer Tiefe, Wärme und Klarheit über Gott und Welt findet sich dort. Der Kampf dieses Blattes für angewandtes Christentum, alkoholarme Kultur, Landsiedlung, gegen die Anbetung des Goldes, für volksorganisches Denken, Bibel und Mission, für einen vertieften Sozialismus, für Wahrheit im öffentlichen Leben, Sittenreinheit, sein klarer Blick für das Heraufziehen der Gefahr von seiten der farbigen Völker [!], gaben mir gar viel Anregung für meine Erkenntnis und für meinen Gestaltungswillen.»

Nachdem er 1917 «aus dem Felde dem Heimatheer zugeführt worden war» (siehe S. 44) erlebte mein Großvater das Kriegsende wahrscheinlich bei Frau und Kindern in Koblenz-Pfaffendorf. Rechnet er schon seit 1917 mit der Möglichkeit, wegen dauernder Invalidität ganz aus dem Militärdienst ausscheiden zu müssen? Der Abschied vom Offiziersberuf dürfte ihm dann aber in dem Maße zur Gewissheit geworden sein, wie die deutsche Niederlage sich abzeichnete. (Oder wurde auch er davon überrascht?) Später schrieb er, dass er »die Armee habe... verlassen müssen, als der Versailler Lügen- und Schandvertrag meine stolze Waffe, die schwere Artillerie des Feldheeres, vernichtete» (§192). Aus der Rückschau Richard Hoffmanns war also sein Abschied aus dem Militärdienst auch insofern die gebotene Entscheidung gewesen.

Sehr bald nach dem 9. November 1918 muss er sich jedenfalls dazu entschlossen – und vor allem auch seine Frau dafür gewonnen – haben, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden. Die ganze Familie würde dazu nach Göttingen umziehen. Das war eine mutige Entscheidung. Richard Hoffmann war mit seinen über 40 Jahren für jene Zeit schon ziemlich

alt für ein Studium und einen neuen Beruf, war Vater einer fünfköpfigen Familie, zudem von angegriffener Gesundheit und musste sich wegen seines Nervenleidens wiederholt in Heilstätten behandeln lassen. Und wer kam für die Kosten auf?

Zur Einschreibung Richard Hoffmanns für ein Theologiestudium an der Universität Göttingen wurde von seinen Töchtern später eine Geschichte erzählt, die ich nicht ganz zu glauben vermag, die mir aber auch nicht einfach erfunden scheint. Ihr Vater, so hieß es, habe seine Auslieferung an Frankreich fürchten müssen. Ihm sei, natürlich zu unrecht, der Raub goldener Tafelbestecke zur Last gelegt worden, die in einer Wand eines besetzten französischen Schlosses eingemauert gewesen seien. Darauf habe er schleunigst das Rheinland ostwärts verlassen müssen, um sich französischem Zugriff zu entziehen. Tatsächlich wurde eine alliierte Auslieferungsliste zum Vertrag von Versailles veröffentlicht, aber erst 1920. Ich weiß auch nicht, ob er darauf stand. Aber vielleicht meinte er schon gleich nach dem Waffenstillstand, dergleichen fürchten zu müssen.

Meine Großmutter sah die Inflation kommen und erwarb mit dem letzten Geld ihres «Kommissvermögens» das Haus Nr. 8 in der Göttinger Gosslerstrasse (das dort noch heute steht und noch so aussieht, wie es damals ausgesehen haben muss), um mit dem Betrieb eines Mittagstisches für Studenten (so meine Mutter) das Studium des Familienvaters und den Unterhalt der Familie zu bestreiten. Richard Hoffmann berichtet von einem «Pensionat für junge Mädchen» (§20), aber es trifft wohl beides zu: Meine Großmutter beschäftigte Mädchen, die im Hause wohnten, bei ihrem Mittagstisch und brachte ihnen Kochen und Hauswirtschaft bei, wofür sie ja einst in Berlin auch aufs beste ausgebildet worden war. Die Not der Familie blieb dennoch groß. Schmuckstücke mussten verkauft werden, verschiedene Spenden von kirchlicher Seite halfen (§20). Von den die Familie auch weiterhin bedrängenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten zeugt der als Anhang 4 wiedergegebene Dankesbrief Richard Hoffmanns an seinen Schwager Hedemann.

Vom Leben der Hoffmanns in Göttingen ist mir ansonsten nichts bekannt. Im Mittelpunkt stand jedenfalls das Theologiestudium des Vaters, von dessen Verlauf das weitere Schicksal der Familie abhängen würde. Natürlich war Richard Hoffmann ein ernsthafter und fleißiger Student. Besonders das Hebräische soll er rascher gelernt haben als manche jüngeren Mitstudenten. In «Leben aus Führung» zieht er gerne ursprüngliche hebräische Wortbedeutungen zum Verständnis des Alten Testaments heran. Im

September 1921, also nach etwa zweieinhalb Jahren, bestand er das Erste und nach einem weiteren Jahr, am 26. September 1922, das Zweite Theologische Examen, und zwar mit der Note «fast gut».

Gläubige wie Richard Hoffmann, der Verehrer der schlichten Schriftfrömmigkeit der Bibelhaus-Schwester von Pniel, brauchen keine Theologie – sie glauben «unmittelbar». Er schreibt (§12): «Das Studium auf der Universität in Göttingen vom 29.1.1919 bis in den Herbst 1921 hinein hat mir Jesum Christum nur wenig näher gebracht. Die Bibel wurde allzu ausschließlich als Gegenstand des theologischen Forschens betrachtet. Bei solchem Verfahren aber gibt sie den nicht her, der in ihr verborgen ist, den Erlöser, Jesum Christum...Auch lehrte man auf der Hochschule das Alte und das Neue Testament voneinander getrennt...Das erweist sich als innere Unmöglichkeit, als Zerstörung des gotthauchenden ‚Organismus‘... Man verfiel bei den studierten Führern der Kirche und bei unstudierten Geführten zu ausschließlich der historischen Betrachtungsweise, textkritischen Untersuchungen oder psychologischem Zergliedern, was als Vorarbeiten und Hilfsarbeiten seinen hohen Wert hat; es musste aber, als Hauptsache angesehen, scheitern.» An anderer Stelle schreibt er (§51): «Darum ist es die große Aufgabe der Kirche, ihrer Theologie, die Kreuzesreligion immer wieder aus der Umstrickung und ‚Überlagerung‘ durch Kunst und Philosophie zu befreien.»

Auch in seiner Rückschau vom Jahre 1934 nimmt Richard Hoffmann dabei so gut wie keine Notiz davon, dass damals, nach dem Weltkrieg, in der protestantischen Theologie ein zukunftsweisender Aufbruch stattfand, nicht zuletzt in Göttingen. Gegen Ende 1921, also noch während der dortigen Studienzeit Richard Hoffmanns, begann Karl Barth (1886–1968) dort seine Laufbahn als Hochschullehrer und seinen Aufstieg als neuer Stern der protestantischen Theologie. Ab September 1921 und zwischen seinen beiden Examina absolvierte Richard Hoffmann allerdings offenbar schon sein Vikarsjahr (§20), anscheinend bereits in Niedernjessa, so dass er den Lehrbetrieb an der theologischen Fakultät nicht mehr unmittelbar verfolgte. Karl Barth stand der «neuprotestantischen» Theologie des 19. Jahrhunderts und ihrer Verwandlung in eine historisch orientierte Kulturwissenschaft kritisch gegenüber und wandte sich gegen einen «Kulturprotestantismus», der auf die Wechselbeziehungen zwischen protestantischem Christentum und Neuzeit fixiert war (wie in der Betrachtungsweise von Max Weber und auch Helmuth Plessner, zu letzterem siehe S. 108). Das hätte Richard Hoffmann eigentlich zusagen müssen, desgleichen Karl Barths «Theologie des Wortes

Gottes», mit der er das «Evangelium», wieder in den Mittelpunkt rückt, oder seine «dialektische» Theologie, in der er Gott der Menschenwelt als den «ganz Anderen» gegenüberstellt. Der schlichten Gottesgewissheit Richard Hoffmanns dürfte solche Theologie jedoch als zu intellektualistisch und insgesamt als unnötig erschienen sein.

Karl Barth lehrte noch bis 1925 in Göttingen, während die Pfarre Richard Hoffmanns in Niedernjesa nur zehn Kilometer von Göttingen entfernt war. Dass er Karl Barth durchaus kannte und auch schätzte, zeigt er an einer Stelle (§224), wo er ihn als Widerleger der «praktischen Vernunft» Kants preist. Sein übriges Schweigen dürfte jedoch auch durch die sonstigen Gegensätze zwischen beiden zu erklären sein. Barth war Schweizer, gehörte der reformierten Kirche an, war ein stolzer Bürger von Basel und deshalb nicht von ungefähr ein entschiedener Kritiker des verpreußten Kaiserreiches und seines «Nationalprotestantismus» – der Begriff wird ihm zugeschrieben. Übrigens war er 1915 auch der SPD beigetreten.

Insgesamt war Theologie als Wissenschaft für Richard Hoffmann kein adäquater Zugang zu Gottes Wort. Der verabschiedete Weltkriegsoffizier kam nicht mit theologischen Fragen, auf die er Antworten suchte, an die Universität, schon gar nicht mit Zweifeln. «Ich danke es der gnädigen Führung Gottes», schreibt er (§224), «dass ich in einem Alter studieren durfte, in dem das Rückgrat des Glaubens stark genug war, den Winden der stets wechselnden Weltmeinung [= weltlichen Meinung] zu trotzen.» Zweifel waren ja nur Anfechtungen und mussten durch den Glauben überwunden werden, damit sie dem Gott geschuldeten Gehorsam nicht schadeten. Er war entschlossen, in der Bibel alle benötigte «Führung» zu suchen und zu finden. «Die Schrift» galt es zu lesen und strikt aus sich selbst heraus zu verstehen. Es würde seine Aufgabe sein, sie als «studierter Führer» – wie er sich bezeichnenderweise an der oben erwähnten Stelle ausdrückt – den «unstudierten Geführten» seiner Gemeinde zu vermitteln. Wahre Erkenntnis, Erkenntnis im Sinne der Bibel, gab es für Richard Hoffmann nur als unmittelbare und nicht durch wissenschaftliches «Zergliedern» zu gewinnende Offenbarung. Das war gewiss nicht im Sinne des Theologen Karl Barth.

Seinen theologischen «Führer» sah Richard Hoffmann weit eher in dem «Ordnungstheologen» Paul Althaus (1888–1966), den er in «Leben aus Führung» am meisten zitiert. Richard Hoffmann schreibt, dass er ihn in Göttingen gehört habe (§182), wobei ich nicht erkennen kann, dass er zu der Zeit in Göttingen gelehrt hätte. Althaus war im Weltkrieg Lazarettpfarrer gewesen und wurde 1919 nach Rostock berufen. Mit seiner Theologie der

«Ordnungen» – von den Ordnungen der Schöpfung bis zur «völkischen» Ordnung – war er im Dritten Reich und bis in die 50-er Jahre hinein einer der bekanntesten deutschen Theologen. Ehe und Familie, Volk, Staat und Rasse waren für ihn wie für völkisch denkende Nationalprotestanten von der Art Richard Hoffmanns die heiligen Ordnungen Gottes. In einem Aufsatz «Die deutsche Stunde der Kirche» schrieb er 1933 in derselben Diktion wie Richard Hoffmann: «Unsere evangelischen Kirchen haben die deutsche Wende von 1933 als ein Geschenk und ein Wunder Gottes begrüßt.» In einer indirekt auch für Richard Hoffmann höchst delikatsten Angelegenheit – der Anwendung des «Arierparagraphen» auch auf die Kirchen, wovon noch zu sprechen sein wird – vertrat er 1933 die Position der Naziregierung. Nicht zuletzt deshalb wurde er 1947 aus dem Universitätsdienst entlassen. (Bezeichnenderweise erhielt er aber schon ein Jahr später die Lehrbefugnis zurück und wurde 1953 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.)

Nebenbei genannt sei hier auch Emanuel Hirsch, der 1921, also noch in der dortigen Studienzeit Richard Hoffmanns, nach Göttingen berufen wurde. Auch er stieg in der Nazizeit zu einem der bekanntesten deutschen protestantischen Theologen auf. Hirsch blieb in Göttingen und war von 1933–45 «Ständiger Dekan», weil Vertrauensmann der Nazis an der theologischen Fakultät. 1945 – inzwischen erblindet – wurde er emeritiert. Er lebte noch bis 1972. Mir selbst ist sein Name aus meiner Nachkriegsheimatstadt Göttingen nur dunkel in Erinnerung. Man pflegte auch dort große Diskretion in allen Fragen der braunen Vergangenheit der Professoren.

1919 begann auch der ebenfalls aus dem Weltkrieg heimgekehrte junge Marineoffizier Martin Niemöller sein theologisches Studium (in Münster). Auch er kam aus einem pietistisch-nationalprotestantischen Elternhaus. Aus Ablehnung der neuen deutschen Republik aus dem Militärdienst ausgeschieden, hatte er zunächst Landwirt werden wollen, sich dann aber doch auf den ihm durch sein Elternhaus vorgezeichneten Pfarrerberuf besonnen. Diesen sah er ganz ähnlich wie Richard Hoffmann als Fortsetzung seines Soldatendienstes an einer anderen Front an. 1920 beteiligte er sich freiwillig in der «Akademischen Wehr» am «Ruhrkampf» und beim Kapp-Putsch. Wie mein Großvater war auch Niemöller stark ordnungstheologisch orientiert, und wie dieser interessierte er sich nicht für die wissenschaftliche Theologie. Sein Interesse galt der Stärkung des Christentums als konservative Ordnungsmacht, wie das bereits angeführte Zitat aus «Vom U-Boot zur Kanzel» (1935) deutlich zeigt. Auch für ihn stand die Verkündung des «Gottesworts» im Mittelpunkt. Niemöller schreibt besser als Richard Hoff-

mann, vor allem lebensnah und zupackend. So war er zweifellos auch als Persönlichkeit. Zur Universität kamen beide «vom Leben, nicht von der Schulstube» (§167), aber das bedeutete für jeden von ihnen sehr Unterschiedliches.

Das freundliche Pfarranwesen in Niedernjesa, mit einem bescheidenen Fachwerkgebäude unter Bäumen als Pfarrhaus, liegt auf einer Anhöhe über dem Leinetal, von wo aus man die Züge fahren sieht und hört (siehe S. 35/36). Der schmucklose Kirchenraum soll nach der Ordnung der nordhessischen Reformierten Kirche gebaut sein. Hoch aus der kahlen Ostwand ragt wie ein Schwalbennest über dem unscheinbaren Altar die Kanzel heraus. An der Südwand (rechts vom Eingang im Westen) hängt eine aufwendig gestaltete Gedenktafel der im Ersten Weltkrieg Gefallenen des Dorfes, wahrscheinlich von Richard Hoffmann angebracht (so wie die Tafel gegenüber an der Nordwand für den Zweiten Weltkrieg von einem seiner Nachfolger). In der Sakristei hinter der Kanzelwand hängen die Photographien der Pfarrer seit dem 19. Jahrhundert, darunter auch die Richard Hoffmanns, der etwas unscharf und wie im Hintergrund darauf zu sehen ist, mit einem regelmäßigen, zarten Gesicht und einem auffallend schmerzerfüllten, leidenden Ausdruck.

1992 ist über Niedernjesa eine heimatkundliche Monographie erschienen. Darin finden sich auch unterschiedlich lange Berichte über die Amtszeiten der Pfarrer. Anders als der längere Bericht über die 20 Jahre des Vorgängers und sein (und seiner Frau) wohltätiges soziales Wirken enthalten die wenigen Zeilen über die sieben Jahre der Hoffmanns von 1922–29 nur zwei inhaltliche Angaben. Zum einen heißt es dort: «Frau Hoffmann spielte für die Kinder an Sonntagen mit ihren Töchtern auf einer kleinen Bühne Puppentheater.» Ich vermute, dass es das Puppentheater war, das mein Urgroßvater Ernst Nathanael Kummer für seine vielen Kinder in seinem Steglitzer Werkstattkeller angefertigt hatte, mitsamt von ihm selbst geschriebenen Stücken. (Ohne zumindest diese Kindheitserfahrung wäre meine Großmutter, herzlich unmusisch, wie sie war, wohl auch nicht darauf gekommen. So konnte sie z.B. ihren Enkeln auch keine Märchen erzählen, worauf sie ein paar Grimmsche Märchen schlicht auswendig lernte und sie den Kindern mit immer genau denselben Worten und derselben Mimik wieder und wieder vortrug – was diese begeisterte.)

Dann aber dies: «Am 29. 11. 1927 verweigerte er [Pfarrer Hoffmann] einem Brautpaar Schleier und Myrtenkranz. In dem Jahr meldete er dem Superintendenten, dass er nicht mehr das Vertrauen der Gemeinde besaß.

Ihm wurde das Leben, nach Aussagen älterer Bürger, durch politisch linke Kräfte schwergemacht, sein Gottesdienst wurde häufig gestört.» Da hatten also zwei Brautleute etwas miteinander gehabt, und das hatte Ärger mit dem erkonservativen Pfarrer gegeben – das klingt durchaus glaubwürdig. Freilich gibt es auf diesen Vorfall weder in «Leben aus Führung» einen Hinweis, noch habe ich meine Mutter oder die beiden Schwestern meines Vaters darüber erzählen hören. (Das will allerdings nicht viel besagen, zumal ich mich nicht besonders für diesen Großvater interessierte. So wusste ich vor meiner Beschäftigung mit seinen Erinnerungen und persönlichen Urkunden auch nicht einmal, dass er nach Niedernjesa noch mehrere Jahre als Pfarrer in Gleina gewirkt hat.)

**F**est steht, dass mein Großvater und seine Familie in Niedernjesa kein leichtes Leben hatten. Ich zweifle auch kaum am ursächlichen Zusammenhang zwischen Richard Hoffmanns Verweigerung von «Myrtenkranz und Schleier» (den Insignien der Jungfräulichkeit der Braut) in dem betreffenden Falle und seinem Nachsuchen um Versetzung. Niedernjesa war damals alles andere als eine soziale Idylle. Richard Hoffmann beschreibt es als eine «Landgemeinde, wo Besitzende und Nichtbesitzende so eng beieinander und doch so weltfern voneinander wohnten, dass man von einer bürgerlichen oder kirchlichen Gemeinde kaum noch zu reden vermochte» (§31). Mein Vater hat meiner Mutter von den Schwierigkeiten erzählt, die die Hoffmanns mit den «Kommunisten» im Dorf hatten. Diese waren u.a. Arbeiter der (heute nicht mehr existierenden) Zuckerfabrik. Einige von ihnen hätten sich hin und wieder mit finsternen Mienen dem Einspanner, gezogen von Pferd «Puppchen» und gelenkt – bezeichnenderweise – von der Frau Pastor, in den Weg gestellt. Aus der späteren Erzählung meiner Mutter habe ich auch etwas von Steinewerfen in Erinnerung, aber das kann auch die bloße Befürchtung der Hoffmanns gewesen sein. Meine Großmutter habe dann drohend mit der Peitsche geknallt, und darauf hätten die «Kommunisten» sich wieder verzogen. Dass der Gottesdienst meines Großvaters «häufig gestört» worden sei, durch «politisch linke Kräfte» (s.o.), finde ich sonst nicht erwähnt. Dergleichen kann ihn andererseits in seiner Sympathie für die Nationalsozialisten nur bestärkt haben. (Die Zeiten, in denen die – diskretere – Gestapo hinter einer Säule stand und sich Notizen über die Predigt machte, hat er allerdings wohl nicht mehr erlebt.)

Die Szene mit den drohenden Kommunisten vor dem Einspanner der Frau Pastor muss auch in anderer Hinsicht typisch gewesen sein. Meine resolute Großmutter hatte das Heft in der Hand, aber wohl oft genug auch nur gezwungenermaßen. Meine Mutter wusste aus den Erzählungen meines Vaters, dass Richard Hoffmann in den Qualen seines Nervenleidens auch immer

wieder die energischen Worte seiner Frau brauchte. Oft habe er nachts vor Schmerzen geschrien. Mein Vater, damals Gymnasiast im 10 km entfernten Göttingen und Fahrschüler, habe dann öfters noch in der Nacht mit seinem Fahrrad in die Stadt fahren und ein schmerzlinderndes Mittel (Opiat?) besorgen müssen.

Auf den Hoffmann-Geschwistern in Niedernjesa lastete dabei nicht nur das Leiden des Vaters, sondern auch das strenge Regiment der Mutter. Gerade auch in Erziehungsangelegenheiten waren beide Eltern denkbar altmodisch. So erzählte meine Mutter von den Schwestern meines Vaters, die als Fahrschüler gemeinsam mit ihr die unteren Klassen des Göttinger Lyzeums besuchten, dass sie die einzigen waren, die noch Schürzen tragen mussten. Auch meine Mutter, die in Göttingen bei ihren Großeltern aufwuchs, war von ihrer Großmutter dazu gedrängt worden, hatte sich aber erfolgreich widersetzt. Übrigens haben sich meine Eltern als Schüler in der Tanzstunde in Göttingen kennen gelernt, woraus eine lange und ungewöhnliche Liebesgeschichte wurde. Dazu hat wohl auch beigetragen, dass beide ein so konservatives Zuhause hatten. Dabei ergab es sich, dass, so wie mein Vater und meine Mutter auf der Tanzfläche, seine Mutter, die Pastorin, und die Großmutter meiner Mutter einander bei den Tanzfesten, bei denen sie die jungen Leute beaufsichtigten – auf dem «Drachenfelsen» – kennen und schätzen lernten. Die beiden in würdiges Schwarz gekleideten Damen, obwohl durch eine Generation getrennt, tauschten mit Genugtuung ihre erzkonservativen Ansichten miteinander aus.

Mein Vater bezeichnete auch später seine Mutter als «halsstarrig und stur», gewiss nicht zu unrecht. So war er für sein Jurastudium zunächst nach Jena gegangen. Der geliebte Onkel Hedemann, der dort ein angesehener Professor und Mittelpunkt eines anregenden und beschwingten akademischen Lebens war, dürfte den Ausschlag dafür gegeben haben. Doch zu meines Vaters großem Verdruss wurde er schon nach einem Jahr von seiner Mutter nach Göttingen zurückbeordert. Der Grund: Seine Schwestern mussten in Göttingen gesellschaftlichen Anschluss bekommen und bei den Festen der Korporationen und Burschenschaften «betanzt» werden, wie mein Vater sich bitter gegenüber meiner Mutter ausdrückte (die damals – immerhin sein Trost – in Göttingen noch Abitur machte). Irgendwann kam es dann zu einem gewaltigen Zusammenstoß zwischen Mutter und Sohn. Sie sagte ihm eines Tages, er solle sich unterstehen, der jungen Agnes Loss irgendetwas zuleide zu tun – sie sei ein anständiges Mädchen aus gutem Hause. Da war für meinen Vater das Maß voll, und er reagierte mit einem Ausbruch. Dergleichen war künftig nie mehr nötig – meine Großmutter war trotz allem eine kluge Frau und hatte ein für allemal verstanden.

Wie mein Vater dagegen über seinen Vater gedacht hat, ist mir leider nicht bekannt. Im praktischen Alltag dürfte er im Hintergrund geblieben sein und eher nur durch Rede und Ermahnung auf die Kinder eingewirkt haben. Von unmittelbarem Einfluss auf den Sohn war er jedoch mit seiner Offiziersvergangenheit, in Wiederholung des Beispiels, das ihm schon sein eigener Vater gegeben hatte. Wenn mein Vater «Helmuth» hieß, dann natürlich nach Moltke, und übrigens mit einem zweiten Vornamen «Neithardt», nach dem von Richard Hoffmann so sehr verehrten Gneisenau (wie dann auch mein Bruder wieder «Neithardt» getauft wurde). Mein Vater, der schon als 14-Jähriger auf einem harten Feldbett schlief, um sich abzuhärten, und wieder Offizier – und Artillerist natürlich – werden wollte, geriet ganz nach seinem Wunsch. Erst als mein Vater nach seinem Abitur 1929, weil er Brillenträger war, beim «Hunderttausend-Mann-Heer» der Reichswehr nicht ankommen konnte, entschied er sich – zunächst bitter enttäuscht – für das erwähnte Jurastudium.

Mein Großvater spricht von insgesamt elf schweren Jahren als «Gemeindepfarrer auf dem Lande» (§235), also unter Einbeziehung seiner vier letzten Jahre in Gleina bei Zeitz. Er war erbittert über den schwachen Besuch seiner Gottesdienste und über seine wenig erfolgreichen Bemühungen, den Leuten in Niedernjesa und später in Gleina das Evangelium nahezubringen (§233): «Wie hat mich, namentlich in meiner ersten Gemeinde, Satan bestürmt [d.h. um ihn zornig auf seine Gemeinde zu machen], wenn er mich auf dem Gang zum Altar in die leeren Kirchenbänke blicken ließ». Es sind die bekannten Nöte. Zu Bibelstunden und Katechismusunterricht für Erwachsene kommen fast nur Frauen, und die Männer «gehen förmlich hoch», wenn er sie deswegen ermahnt. «Dabei stellte ich alle möglichen Tagesfragen: Arbeit, Lohn, Boden und Religion, Ehe, Familie, Krieg und Frieden, Gott, Christus und der Mensch, das Kreuz, Auferstehung, Wiederkunft des Herrn, Glaube und Aberglaube usw. in das Licht der ‚ganzen Bibel‘» (§235). Von «Arbeit, Lohn, Boden» abgesehen waren die Themen für die Besucher seiner Gottesdienste nicht attraktiv, auch nicht im «Lichte der ganzen Bibel» und erst recht nicht aus dem Munde eines erzreaktionären Majors a.D. Mein Großvater mochte es als Erfolg ansehen, wenn er dem einen oder anderen auf eine Frage in eigener Sache triumphierend beweisen konnte, dass eine gültige Antwort auf sein Problem schon im Alten Testament zu finden sei. Aber sollte einer deshalb die Bibel lesen?

Richard Hoffmann fand wohl nie zu der weisen und milden Abklärtheit, die er in seiner Anfangszeit als Pfarrer an seinem Kollegen in

Obernjesa bewunderte (§95). Seine eigene «Vollendung», von der er im selben Zusammenhang spricht, war anderer Natur. Jenen Pfarrer Gossmann habe ich später als über 80-Jährigen im Göttinger Ruhestand erlebt, einen hochgewachsenen gütigen Greis, seine Frau eine nicht weniger liebenswerte Erscheinung. (Ihre Tochter war eine Freundin meiner Mutter.) Heute sage ich mir, dass ich Gossmanns nach meinem Großvater und den damaligen Verhältnissen in Niedernjesa hätte befragen sollen. – Die von ihm so sehr begrüßte «Machtergreifung» am 30. Januar 1933 erlebte er noch als Pfarrer in Gleina. Bei den vielen Enttäuschungen, die ihm seine Gemeinden bereiteten, durfte er sich auf politischem Gebiet umso mehr bestätigt fühlen. Als «Verräter Luthers» (§32 und S. 71, 73, 76) schalt man ihn wohl zuletzt in Gleina allenfalls noch im stillen. Sein Superintendent in Zeitz ging buchstäblich mit vollen Segeln auf braunen Kurs, indem er sich zum Predigen auf KdF-Schiffen bereit fand (§210). Die zunehmenden Probleme des Sohnes mit seiner nicht ganz «arischen» Abstammung waren für den Vater ein Wermutstropfen im Wein – mehr offenbar nicht.

Zum Leben Richard Hoffmanns in der kurzen ihm verbleibenden Ruhestandszeit, ist mir außer dem Eindruck, den meine Mutter 1935 in Görlitz von ihm bekam (siehe S. 11), aus sonst noch Erzähltem kaum mehr bekannt, als dass er noch an Treffen von Kriegskameraden teilnahm und wohl auch an solchen politisch-weltanschaulicher Art. Umso wertvollere Einblicke in dasjenige, was ihn in seiner letzten Lebenszeit bewegte, gewähren deshalb seine beiden wohl als einzige erhaltenen Briefe von 1934 bzw. 1935 (Anhänge 3 und 4). Eine besonders aufschlussreiche Passage aus dem wenige Wochen vor seinem Tode geschriebenen zweiten dieser Briefe (vom 8. November 1935, an das Ehepaar Hedemann) lautet (Anhang 4,3f, vgl. S. 64):

«[3] Uns hat der Weltenlenker noch einmal eine Gnadenfrist gegeben. Ist sie abgelaufen und das Neuheidentum hat Deutschland erobert inzwischen – dann hat die kurze Blüte, die wir erlebten und noch zu erleben hoffen [d.h. der Aufstieg Deutschlands unter Hitler], ein Ende. – Ich meine, der Führer weiß das und macht deshalb den Versuch, die evangel. Kirche wieder auf die Füße zu stellen. Denn sie allein, nicht Hauer und Ludendorff können das päpstliche Italien innerlich überwinden. Der Staat kann und wird nie Kirche von innen her bauen können. An uns Evangelischen ist es, uns aufs neue aus dem religiösen Sumpf herauszuarbeiten und für Christus brauchbar zu werden. Sonst werden wir an ein siegreiches neues Imperium Romanum (Offenbarg.) ‚dahingegeben‘. Das Reich des Antichristen

(Rom) würde anheben, bis dann Jesus Christus wiederkommt und dem Furchtbaren ein Ende macht.

Über das alles kann man nur phantasieren; und das hat keinen Wert. Wert hat allein, dass die Evangel. Gemeinde den Weg zu Christus zurückfindet, damit das Unheil noch einmal vom Weltenrichter aufgehalten werden kann. Hier sehe ich meine Aufgabe im Altpfarrerkreis, der total erstarrt ist, [im] Diakonissenhaus, und wo ich hinkomme und spüre, dass noch die letzte Verstockung der Herzen nicht eingetreten ist. Aber – wie oft stoße ich auf sie!...Wie vernichtend das für mich ist, kann niemand ahnen. Umso mehr zehre ich von mir geschenkten Freuden: Die Gemeinde im Werden in Hannover, gewaltige eigene Gebetserhörungen, von denen ich schweige. Sie sind zu zart, als dass man sie ans Licht bringen könnte. Lasst Euch genügen, Jesus Christus lebt und regiert!!! Der königliche Herr der Zeit!

Inmitten der alle möglichen Deutungen zulassenden Lage hat der Führer Deutschland dem chaotischen Völkerbund entrissen, baut innen auf, rüstet stark, um im entscheidenden Augenblick das deutsche Schwert in die Waagschale zu werfen. Zögern [?], wenn Italien abgekämpft ist? (Es braucht 1.000.000 in Abessinien, nicht wie sein Generalst[ab]. meint, 350.000.) Niemand weiß, ob Mussolini es auf solch ein Verbluten ankommen lässt.??? Wird er Frieden machen, ehe es dahin kommt, und als politisch geschlagener Mann heimkehren? Was wird dann aus Italien? Stürzt dann Mussolini?

Muß uns nicht dann Österreich zufallen, wenn England uns gegen Verzichte «draußen» den Rücken deckt? Wird aber Russland und Frankreich uns die Vereinigung mit den österr.en Blutsgenossen ohne weiteres erlauben? Das hängt von Japans Erfolg gegen Russland ab...–

[4] Kein Prophet kann sagen, was Frühling 1936 sein wird. Eines nur ist ganz sicher. Siegt Hauer-Ludendorff in Deutschland, haben wir das religiös-sittliche Recht verwirkt, sowohl auf Machtstellung in Europa wie in der Welt. – Darum stehe ich jetzt in Verhandlungen mit der Wehrmächts- u. Schutzpolizei-Mission. Das ist eine Laienbewegung von christusgläubigen Männern. Dort trägt man Bedenken, mich zu nehmen, weil ich Pastor bin, also das bibel- und christus-ungläubig machende Studium im Leibe habe. Nun, ich hoffe, den Major von Owen [?] in einer zweiten ernsten Unterredung davon zu überzeugen, dass ich kein toter Christ bin, von denen die Kanzeln wimmeln....(namentlich in Thüringen). – Wie aber, verleugne ich dann nicht die Kirche?? – Fragen über Fragen! Gott, der Herr möge mich führen! Ich entscheide nicht von mir aus, sondern harre auf Seinen Wink.»

Über bestimmte Aspekte des hier Mitgeteilten wird noch zu sprechen sein. Hier seien nur die Grundzüge der bizarren geistig-geistlichen Welt hervorgehoben, in die Richard Hoffmann gegen Ende seines Lebens offenbar immer tiefer eingetaucht war. Die Gegensätze könnten krasser nicht sein: Hier die typische weltpolitische Sandkastenspielerei und der Politikersatz des im Grunde politisch ahnungslosen nationalkonservativen deutschen Bürgertums seit 1870, dem etliche Passagen von «Leben aus Führung» (und der Großteil dieses Briefes) gewidmet sind, dort pietistische Frömmigkeit und Innerlichkeit, nicht ohne Richard Hoffmanns übliche Theatralik («Gebetserhörungen», die «gewaltig» und zugleich zu «zart» sind, um ausgeplaudert zu werden); hier berechnender außenpolitischer Machiavellismus (wie phantastisch – oder stammtischmäßig – auch immer), dort gänzliche innenpolitische Naivität. Richard Hoffmann hat keine Ahnung vom tatsächlichen Ausmaß der Macht, von der Totalität der neuen Diktatur (obwohl ihm «Totalität» als Vorwurf gegen Hitlers Herrschaft durchaus bekannt ist). Er hält machtlose esoterische Kleingruppen nationalradikaler Bibel- und Christusgegner («Hauer und Ludendorff») für die eigentliche tödliche Gefahr für Deutschland, weil sie dem «Antichrist» Tür und Tor öffnen (der hier interessanterweise das Gesicht eines auf Mussolini gestützten Papsttums trägt, nicht das des Bolschewismus). Wiederum bezeichnend für Richard Hoffmann ist dabei, dass er sich nicht vielmehr über die radikale Mobilmachung des (damaligen) Nazi-Chefideologen Rosenberg gegen das Christentum aufregt, die dann selbst Hitler – aus taktischen Gründen – zuviel wurde (siehe S. 92, 114).

Doch diese ganze Bizarrerie folgt jener Logik, auf die wir schon früher gestoßen sind. Deutschlands «religiös-sittliches Recht...sowohl auf Machtstellung in Europa wie in der Welt» [Ziffer 4] steht auf dem Spiel. Nach Gottes Willen stehen Macht und Größe nur dem Gottesfürchtigen und sittlich Starken zu. So hängt Deutschlands machtpolitische Zukunft ab von seiner moralischen und christlichen Erneuerung, d.h. von der seiner evangelischen «Gemeinde». Darum sind die «Hauer und Ludendorff» so gefährlich: Sie untergraben den christlichen Glauben und damit die künftige Größe Deutschlands. Aber, und das ist wieder ein Schlüsselsatz: «...der Führer weiß das und macht deshalb den Versuch, die evangel. Kirche wieder auf die Füße zu stellen.» Der «Führer» ist der gottgesandte Hoffnungsträger für die Kirche. Diese muss jedoch ihre Aufgabe der inneren Erneuerung – «uns aufs neue aus dem religiösen Sumpf herauszuarbeiten und für Christus brauchbar zu werden» – aus eigener Kraft bewältigen.

Hier sieht Richard Hoffmann die letzte Aufgabe seines Lebens: im Kreise frommer Christen für diese Erneuerung der «Gemeinde» einzutreten. Einen solchen Kreis hat er, wie er hier an Hedemanns schreibt, in der «Wehrmachts- und Schutzpolizei-Mission», einer «Laienbewegung von christusgläubigen Männern» gefunden. «Darum stehe ich jetzt in Verhandlungen mit...»: So beschreibt er seine Kontaktaufnahme mit der Gruppe etwas pompös (und typisch für ihn) gegenüber seinen Verwandten. Wie stand diese «Mission» zum Nationalsozialismus? Doch wohl schwerlich ablehnend. Sonst hätte sie Richard Hoffmann wahrscheinlich als «politisch» verworfen. In wirklichem Gegensatz sahen sich die Mitglieder nach seinen Worten vielmehr zur Amtskirche. Für ihn als pensionierten Pfarrer gab es dort ein Problem, und zwar für beide Seiten. Er fragt sich selbst: «Wie aber, verleugne ich dann nicht die Kirche?». Für die Lösung «harrte» er «auf Seinen Wink».

So kam schließlich bei Richard Hoffmann jene freikirchliche, konventikelhafte Frömmigkeit zum Durchbruch, die im Pietismus seiner herrnhutisch-schlesischen Herkunft angelegt war. In «Leben aus Führung» hatte er z.B. geschrieben (§108): «Gelegentlich konnte ich im vertrauten Kreise erweckter Christen das scheinbar widerspruchsvolle Wort wagen: ‚Die Religion muss sterben, damit Christus in uns lebendig werde.‘ Dazu wird noch mehr zu sagen sein. Kaum zufälligerweise schloss sich übrigens auch der Adressat des Briefes, sein Schwager Hedemann, Schlesier auch er, in seiner Lebenskrise nach 1945 vorübergehend einem kirchlichen Männerkreis von Laien an (siehe S. 68).

Der andere Pol von Richard Hoffmanns Religiosität blieb indessen der «Führer». Beides gehörte zusammen. Es zeigt sich hier bei ihm die äußerste Steigerung jener vergangenen deutschen «machtgeschützten Innerlichkeit», wie Thomas Mann sie genannt hat. Bei Richard Hoffmann – und gewiss nicht nur bei ihm – zur vollkommenen Donquichoterie geworden, starb diese Innerlichkeit wohl auch ungefähr zur selben Zeit ihren selbstverschuldeten Tod.

### III. Die Verbindungen zu Justus Wilhelm Hedemann

Es gibt einen angesehenen und jüngst wieder entdeckten Zeitzeugen, der Richard Hoffmann in mehrfacher Hinsicht nahe stand: sein Jugendfreund und späterer Schwager, Justus Wilhelm Hedemann (1878–1963), der als Rechtswissenschaftler und Ordinarius in Jena ab 1909 zu hohem wissenschaftlichen Ansehen aufstieg. Sein enormes Lebenswerk erstreckt sich auf praktisch alle Gebiete des Rechts und darüber hinaus. 1933 wurde er als eines der ersten 95 Mitglieder in die nationalsozialistische Akademie für Deutsches Recht aufgenommen. 1936 folgte er einem Ruf an die Friedrich-Wilhelms- (heutige Humboldt-) Universität nach Berlin. Bald wurde er als Mitglied der Akademie für Deutsches Recht an herausragender Stelle an der Rechtsgestaltung der Nazis beteiligt: Er wurde der Hauptverantwortliche für Hitlers «Volksgesetzbuch». Zu einem konsequenten Wortführer und Wegbereiter des Nationalsozialismus wie andere – und dadurch bekannter geworden – juristische Größen der Zeit wurde er gleichwohl nicht. Den allgemeinen Antisemitismus (Volksfremdheit, zersetzende Rolle der Juden usw.) dürfte er geteilt haben. Das tat schließlich auch sein Schwager Richard Hoffmann, dessen Frau eine jüdische Großmutter hatte. Eigentlicher Rassist war Hedemann jedoch nicht.

Im Jahre 2004 ist eine biographisch-rechtsgeschichtliche Dissertation unter dem bezeichnenden Titel «Die Flucht in die Grenzenlosigkeit» (Christine Wegerich) über Hedemann erschienen, mit vielen für das Verständnis von «Leben aus Führung» erhellenden Zitaten und Bewertungen.

Der Schwager meines Großvaters und meines Vaters vielseitig begabter und interessierter «Onkel Wilhelm» war ein Mann von beachtlichem menschlichen Format und ein engagierter und von seinen Studenten geliebter akademischer Lehrer. Bevor ich ihn selbst kennen lernte, kannte ich ihn bereits aus den Erzählungen meiner Mutter als den jahrelangen großzügigen Wohltäter der nach dem Ersten Weltkrieg in bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Familie seines Schwagers Richard Hoffmann (vgl. Anhang 4). Als 21-jähriger Student besuchte ich 1959 oder 1960 den damals schon über 80-Jährigen, einen rüstigen und lebhaften alten Herrn, in seinem Hause in Berlin-Frohnau. Ich entsinne mich, dass er mir u.a. von dem schweren Reitunfall erzählte, den er 1897 als 19-jähriger Fahnenjunker – auch er hatte die Offizierslaufbahn eingeschlagen! – beim Gardepionier-Bataillon

in Berlin erlitten hatte (vgl. Wegerich S. 7). Nach meiner Erinnerung beschrieb er ihn mir als Sturz in eisiges Gewässer mit einer nachfolgenden durch Nervenentzündung oder Rheuma bedingten Lähmung. Die Ärzte hätten ihn darauf vorbereitet, dass er sein Leben im Rollstuhl würde verbringen müssen. Er habe sich jedoch mit aller Kraft gegen dieses Schicksal gewehrt und unter unerträglichen Schmerzen begonnen, sich aus dem Rollstuhl aufzurichten, langsam Schritt vor Schritt getan und allmählich die volle Bewegungsfähigkeit wiedererlangt. Auch dieser «Triumph des Willens» hatte ihn offenkundig geprägt, und zwar umso mehr, als er der deutschen Ideologie seiner Zeit entsprach.

Über Hedemanns Tätigkeit für die Akademie für Deutsches Recht und für das Volksgesetzbuch der Nazis wusste ich bezeichnenderweise nichts, denn in dem politikfernen Frauenhaushalt, in dem ich aufwuchs, wurde damals über dergleichen noch weniger gesprochen als anderswo. Ich wusste nur, dass die FU sich wegen seiner Hitlervergangenheit irgendwie von ihm getrennt hatte (zu seiner Zwangsemeritierung siehe unten). Ich horchte aber auf, als er mir beiläufig erzählte, es sei sein besonderes Pech gewesen, dass Roland Freisler (der spätere Vorsitzende des Volksgerichtshofs, der «Blutrichter Hitlers» in der roten Robe) zu einem größeren Werk von ihm das Vorwort geschrieben habe. (Wenn ich es so richtig im Gedächtnis behalten hätte, dann hätte es nicht ganz gestimmt: Hedemann hatte sein Werk Freisler ausdrücklich und mit Vorspann gewidmet).

Später, mit den nachstehenden Zeilen vom 11. Oktober 1961, schickte er mir den als Anhang 4 beigelegten Brief Richard Hoffmanns an das Ehepaar Hedemann vom 8. November 1935 (also wohl einen von R. H.s letzten überhaupt):

«Beim Durchsehen der großen Stapel von Briefen, die sich seit Jahrzehnten bei mir angesammelt haben, fand ich den beiliegenden Brief meines Jugendfreundes Richard Hoffmann, der mich heute beim erneuten Lesen nach 26 Jahren (also mehr als ein Vierteljahrhundert) tief bewegt hat. – Ich lege ihn in Deine Hände. Er liegt weitab von unserem heutigen Weltbild. Aber doch setzt der weite Blick Deines Großvaters in Staunen. Und gerade Dich haben ja Deine letzten Reisen auch zum Schauen in die Schwankungen und Weiten des jetzigen Weltbildes hingeleitet. – Auch Helmuths [Richards Sohn, seines Neffen] muss ich gedenken. – So grüße ich Dich und Deine liebe Mutter um Mitternacht vom Schreibtisch her!»

Ein schöner Brief des liebenswerten alten Mannes, dabei so kennzeichnend für jenen vergangenen Zeitgeist, der ihn mit seinem Freund und

Schwager verband. Wenn er hier von «Weltbild» und vom «Schauen in dessen Schwankungen und Weiten» spricht, dann meint er jene deutsche «Weltanschauung», die so viel mit – vermeintlicher – Intuition und so wenig mit «Anschauen» im Sinne von «Hinsehen» zu tun hat. «Schau» und «schauen» sind auch Lieblingswörter des Visionärs Richard Hoffmann, der ganze Abschnitte seines Vermächtnisses mit «Schau» überschreibt. «Wie anders schaut der Glaubende durch alle Erscheinungen in die Welt!», heißt es einmal bei ihm (§30).

Ich dankte Hedemann mit einem (verlorenen) Brief, der zugleich kritische Äußerungen über die Vorstellungen meines Großvaters enthielt. Die betreffenden Partien von dessen Brief, wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben, sind im ersten Teil religions- und kulturgeschichtliche Phantastereien, im zweiten gehobener weltpolitischer Stammtisch (ein Urteil, dessen Härte man jemandem verzeihen möge, dessen Berufsleben sich in der Nachbarschaft von Politik abgespielt hat.)

**O**nkel Wilhelm» antwortete mir seinerseits mit einem abermals sehr verständnisvollen und liebenswerten Brief vom 20. November 1961, der mich beschämte. (Ich war damals ein durchaus nicht aufmüpfiger und zu Ehrerbietung gegenüber Älteren geneigter junger Mensch, und es waren ja auch noch etliche Jahre bis 1968, wofür ich dann übrigens eher schon zu alt war.) In dem Brief schrieb er u.a.:

«...Dein Brief hat mir viel zu denken gegeben, vor allem über Lauf und Wandel der Zeiten. Vor mir steht Richard Hoffmann nicht im Spiegel seiner letzten Briefe, die Dich sogar zu der Frage bewegt haben, ob man darüber lachen sollte. Ich habe Deinen Großvater als einen meiner besten Freunde in Jugendjahren gewonnen. Ein wahrhaft edler, wenn auch strenger Charakter. Von unserem Freiballonflug vor 60 Jahren schrieb ich Dir wohl schon? [Nein, aber ich glaube mich zu erinnern, dass er mir bei meinem Besuch von einem Fesselballonflug erzählt hatte.] Damals ein einzigartiges Erlebnis.

Wer konnte damals etwas von Adolf Hitler, Mussolini oder Stalin ahnen? Und ist nicht diese Periode der Diktatur längst verklungen? Selbst drüben in Russland und in China, oder Indien, tragen die Machthaber ein ganz anderes Gesicht.

Bei mir steht jetzt der Rückblick im Vordergrund (bei Dir ist jetzt der Blick nach vorwärts das entscheidende Selbstgebot). Immer wieder, fast jeden Tag, steigen mir aus der Vergangenheit die Bilder auf, reizvolle Kleinigkeiten und mächtige Visionen. Aus diesem Wogen und Weben erhebt sich als einzige fassbare Erkenntnis: Bleibe Dir treu! Mit religiösen Empfindungen

kann sie verbunden bleiben, so groß der Abstand jener Jahre aus den letzten Briefen Richard Hoffmanns von der Gegenwart sein mag...

Du hast in Deinem Brief das «menschliche Dasein» als den höchsten Richtpunkt herausgestellt. Aber auch da begegnen sich höchste, fast heilige, fast religiöse Gefühle mit den nüchternsten, bis ins Kleinste hinabsteigenden Realitäten...»

Das war echter Hedemann: der Blick zurück nicht auf die vor erst 16 Jahren beendete Höllenfahrt Deutschlands – und die eigene? – gerichtet, nicht auf den «arisierten Schrotthaufen» (so Uwe-Karsten Heye in «Vom Glück nur ein Schatten»), der von ihm übriggeblieben war, sondern in verklärte Weiten. Da hieß die Vergangenheit «Lauf und Wandel der Zeiten». Sie bestand aus «reizvollen Kleinigkeiten» einerseits und «mächtigen Visionen» (ganz Richard Hoffmann) andererseits. Sie war ein «Wogen und Weben», bewegt von «fast heiligen, fast religiösen Gefühlen», ja, und bewegt dann auch von den «nüchternsten, bis ins Kleinste hinabsteigenden Realitäten». Der unerschrockene Blick in Abgründe, den man auch als die kostbarste Fähigkeit des Bürgertums bezeichnet hat, war diese Wahrnehmung von «Realitäten» freilich nicht. In Hedemanns Rückschau werden «Adolf Hitler, Mussolini oder Stalin» zu schon «verklungenen» Episoden im «Wandel der Zeiten» eingeordnet. Das «entscheidende Selbstgebot» für den jungen Großneffen sollte «der Blick nach vorwärts» sein. Das war der selbsttherapeutische Geist der Deutschen in ihrer restaurativen Nachkriegsepoche. Nachdenklich stimmen insbesondere die «fast heiligen, fast religiösen Gefühle».

Da ist aber auch jenes «Bleibe dir treu!». Richard Hoffmann hatte geschrieben: «Bleib' dir selber treu! Damit entließ mich meine Mutter aufwogende Lebensmeer. Heute könnte ich vor diesem Worte als einem rein idealistischen erschrecken» (§10). Das bigotte Erschrecken des frommen Pfarres enthielt ein Stück richtiger Empfindung: Für einen Christen steht da das eitle Selbst zu sehr im Mittelpunkt. Allein Gott und seinem Glauben hat er schließlich «treu» zu sein. Was soll nun aber die Vorstellung von der Treue zu sich selbst als Maxime gerade bei Hedemann? Ist das nicht Autosuggestion, die schützende Vorstellung von persönlicher Geradlinigkeit und Ungebrochenheit durch den totalen Zivilisationsbruch hindurch und trotz tiefer persönlicher Verstrickung in ihn? «Rein, sauber dastehen wollen», hatte Roland Freisler gesagt, gehöre zum «Ideal des deutschen Menschen» (siehe unten). Aber ich mag hier nicht richten.

Zurück zu Hedemanns Gedankenwelt. Auch Recht und Gesetz offenbarten sich dem Professor in ganzheitlicher, visionärer Gestalt (nach

Wegerich S. 112): «Sogar die Volksverbundenheit, die uns heute als das Kostbarste erscheint, klingt leise an, wenn dem Gesetze angesonnen wird, ‚der Gewohnheit des Vaterlandes zu entsprechen‘. Das bedarf dann allerdings über die allgemeine Apostrophe [etwa: «Appell»] hinaus der konkreten Ausfüllung von Volk zu Volk. Wie eifrig suchen wir heutigen deutschen Menschen nach den echten Gewohnheiten unseres Volkes, und wie glühend wünschen wir, dass unser Gesetzgeber den Gipfel deutschen Wesens erklimmen möge, dass er teilnehmen, entscheidend teilnehmen möge an dem Ideal des deutschen Menschen, das Roland Freisler hinreißend schön gekennzeichnet hat: ‚Ein deutscher Mann sein, das heißt mittendrin stehen im Strome des Volkslebens, täglich mitzuwirken an den Sehnsuchtszielen des eigenen Volkes, mitzuleiden, sich mitzufreuen, mitzukämpfen, mit zu unterliegen, mitzusiegen und mitsterben zu können, wie das Volk und sein Schicksal es verlangen. Das alles tun um seiner selbst willen! Rein, sauber dastehen wollen! Untadelig auch im verborgenen Eigenleben! Verwurzelt sein und sich verwurzelt fühlen im Volksganzen und in dieser Einordnung die Erfüllung des eigenen Freiheitssehns erblicken!‘»

Den kalten Karrierismus Freislers – wie die übrige Niedertracht der Nazis – hatte der völkisch-romantische Professor damals so wenig wahrgenommen wie die allermeisten Deutschen. Er trug sein Haupt in den Nebelwolken der «Volksverbundenheit». Er träumte vom «Ideal des deutschen Menschen» und wünschte sich «glühend», dass – durch den Gesetzgeber! – «der Gipfel deutschen Wesens» erklommen werde. Das ist derselbe romantische Irrationalismus, Antiindividualismus und Antiliberalismus, dieselbe Verehrung des Ganzheitlichen und «Organischen», die uns bei Richard Hoffmann begegnet. Es ist dieselbe Umbiegung des menschlichen Freiheitsstrebens in «Einordnung», hier in das «Volksganze», dort, bei Richard Hoffmann, in – missverständener? – Nachfolge Luthers, als freudige Unterwerfung unter den Willen Gottes. Hedemann ist der Typus des anti-intellektuellen Intellektuellen – sein Schwager Hoffmann auf seinem viel bescheideneren Niveau desgleichen.

**D**as alles tun um seiner selbst willen», fordert Freisler hier (und mit ihm Hedemann) in Anlehnung an Richard Wagner: «Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun», eine Formel, in der sehr bald Idealismus und Nihilismus zusammenfallen sollten. In seinem schon erwähnten Kriegsgedicht an seine «Studenten im Felde» (S. 33) zitiert Hedemann indirekt die Schlusszeilen von Schillers «Reiterlied» von 1797: «Und setzet ihr nicht das Leben ein, /So wird euch das Leben verloren sein»

– ein von Schiller säkularisiertes Jesuswort (vgl. Matthäus 10.38–39). Im Neuen Testament war es dabei um das «ewige Leben» gegangen. Das Leben um seiner selbst willen einsetzen heißt jedoch den Tod suchen. Clémenceau (siehe S. 14) hatte einen wesentlichen Zug der damaligen Deutschen richtig verstanden.

Ist etwa auch hinter Richard Hoffmanns Devise «Leben aus Führung» – nicht «Leben unter Gottes Führung!» – die «Sache um ihrer selbst willen» erkennbar? Natürlich meint er «Gottes Führung», aber er drückt es nicht so aus, und das ist wohl kein Zufall. «Führung» war in der Sprache seiner Welt zugleich ein Wert an sich, ein verinnerlichtes abstraktes Prinzip. (Ein so abstrakter preußisch-deutscher Leitbegriff war ja auch «Haltung». «...Als hätten sie verschluckt den Stock./ Womit man sie einst geprügelt», hatte Heinrich Heine über die «kerzengerade geschniegelten» Preußen gespottet, «Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie./ Sie tragen sie jetzt im Innern.»)

**H**edemanns einziger Sohn Wilhelm (1905–87), wurde noch in den 30-er Jahren geisteskrank. Sein verzweifelter Vater musste ihn 1938 nach Bethel geben, wo ihm doch wohl der Tod durch Euthanasie drohte (Wegerich, S. 80/1. Er sollte dort freilich fast so alt wie sein Vater werden und friedlich sterben.) Waren Zweifel Hedemanns am Nationalsozialismus die Folge? Und wie verarbeitete er dann den «Zusammenbruch» 1945? Am härtesten traf ihn – als einen von nur wenigen Hochschullehrern – seine Zwangsemeritierung, d.h. der Entzug der Lehrerlaubnis durch seine Berliner Universität (a.a.O., S. 93). Er suchte Trost im Glauben und schloss sich einem kirchlichen Männerkreis an. 1948 schrieb er in einem Brief: «Alle Monate einmal kommen wir zusammen. Die einen fest in der Bibel verankert. Jeder Satz ist Gottes Wort. Andere zagender, stiller, aber in ihrer Stille verlangend nach Gottes Wort. Zu den Sehnsüchtigen gehöre ich» (a.a.O., S. 101).

Hedemanns Verdüsterung währte jedoch nicht lange. Sein romantisch-naiver Idealismus, sein ewig jugendlicher Schwung trug ihn bald daraus wieder empor. Andererseits hatten in der Restaurationsepoche nach dem Kriege die «höheren Werte» und selbst das «gesunde Volksempfinden» durchaus noch Konjunktur, auch wenn ein paar Begriffe zu ändern waren. Das Volksempfinden z.B. etikettierte Hedemann kurzerhand zum «Naturrecht» um. Die Freunde und Verehrer waren alle noch da. Bald waren wieder Reden, Aufsätze, Neuauflagen von Werken gefragt, Vorwörter umzuschreiben, Berater- und Ehrenposten einzunehmen. Einen solchen hatte Hedemann in meiner Schülerzeit auch bei der Gothaer Lebensversicherung in Göttingen

inne, weshalb er, wie ich mich erinnere, das eine und andere Mal bei unserer Mutter vorbeischaute, immer in Aktion und geschäftig.

In der Weltanschauung Hedemanns konnte, wie gesagt, nach 1945 das Meiste beim alten bleiben, zumal sie so unbestimmt und anpassungsfähig war. Vor allem die Zentralfigur von Hedemanns Rechtsdenken, der Richter als Vermittler des «höheren Rechtes», als Volksethiker und Erzieher, als «Weiterführer» [!], blieb auf seinem Thron, allem fürchterlichen Richterversagen in den zwölf Jahren zum Trotz. Ich setze die letzten Absätze der erwähnten einfühlsamen neuen Monographie hierher, weil darin zugleich ein bezeichnendes Licht auf Hedemanns Schwager Richard Hoffmann fällt:

«Vor allem die Vermeidung jeglicher Festlegung war auch ein persönlicher Charakterzug Hedemanns und prägte seine gesamte juristische Argumentation. Auch seine bildhafte, oft pathetische Sprache ist Ausdruck dieser Haltung. Gerade am Beispiel Hedemanns wird deutlich, welche Gefahren die Ablehnung des juristischen Ideals eines präzisen Sprachgebrauchs birgt...

Hedemanns Sprache, wie auch seine Argumentation, hatten in Wahrheit eher verhüllenden Charakter. Durch die Argumentation mit dem ‚Zweck‘, den ‚konkreten Umständen des Einzelfalles‘, dem ‚Rechtsgefühl‘ oder dem ‚Volksempfinden‘ wurde über das Gesetz hinausgegangen. Diese unbestimmten Begriffe stellten Kompetenzzuweisungen an den Richter dar. Da das Volk also nicht wirklich beteiligt wurde, war diese Methode in Wahrheit elitär und ideologisch. In der Person Hedemanns verband sich die Angst vor der Moderne mit einem sozialen Element und einer Sehnsucht nach mehr Innerlichkeit. Man könnte Hedemann einen Neoromantiker nennen.

Dazu sollte auch seine Methode der mangelhaften Festlegung passen, denn wenn ‚der Romantiker sich in der genialisch-okkasionellen Pose halten will, dann darf er sich nicht festlegen, sich nicht an eine wie auch immer geartete Wirklichkeit verlieren, denn in solcher Festlegung würde er zugleich einer Fülle von Bindungen und Bezügen unterliegen, die seine subjektive Souveränität aufheben müssten‘ [zit. aus von Krockow, Die Entscheidung, Stuttgart 1958, S. 82].

Gerade darin bestand die persönliche Tragik Hedemanns: Durch sein Schwimmen mit dem Zeitgeist, seine mangelnde Festlegung, seine Orientierung an großen Zielen und Ideen verlor er den Bezug zur Wirklichkeit, zum von ihm so viel beschworenen Leben.» So weit die Autorin Christine Wegerich.

Es war dies wohl überhaupt das Grundproblem der von einem idealistisch-romantischen Nationalismus geprägten bürgerlichen Kultur im Deutschland des 19. Jahrhunderts: deren «Grenzenlosigkeit» als Mangel an zivilisatorischen Sicherungen gegen den völkischen Wahn und die «Bestialität», die Grillparzer schon 1849 hatte kommen sehen: «Der Weg der neuern Bildung geht / Von der Humanität / Durch Nationalität / Zur Bestialität». In dem Sinne also, in dem man sagen kann, dass der «Denktypus Hedemann» (Wegerich) der Typus des «grenzenlosen» damaligen deutschen Juristen war, kann man auch sagen: Richard Hoffmann war der «Glaubenstypus» des nationalprotestantischen Pfarrers ohne Grenzen gegenüber dem Nationalsozialismus.

## IV. Der «nazifizierte» Nationalprotestant

**R**ichard Hoffmann musste sich zwar als Pfarrer mit der Kritik aus Kirchenkreisen auseinandersetzen, ein «Verräter Luthers» zu sein (§32, siehe S. 59), offenbar jedoch nie mit dem Vorwurf, mit seinem «Nationalsozialismus» «Preußen» verraten zu haben. Der Gedanke lag ihm wahrscheinlich fern. Sah er sich selbst überhaupt noch als «Preußen»? Sein pietistisch gefärbtes, schwärmerisches Luthertum war nicht eigentlich «preußisch». Stattdessen disponierte es ihn für eben jene messianischen Hoffnungen, die dann dem «Führer» zugute kamen. Andererseits war er vom späten 19. Jahrhundert und der Kaiserzeit geprägt, d.h. national-romantisch, deutschnational, chauvinistisch und schließlich auch völkisch, also auch insofern nicht «preußisch». Schließlich aber dürfte er vor dem Ersten Weltkrieg längst den moralischen Verfall des Wilhelminismus, ohne dass er davon schreibt, mit Bitterkeit wahrgenommen haben. Zumindest dem damaligen Offizierskorps mit seinem Kasino-herrenmenschentum stand er erklärtermaßen kritisch gegenüber (§25, siehe S. 38). Umso mehr musste er die klassenlose braune Revolution begrüßen. Für «Preußen» jedenfalls dürfte Richard Hoffmann längst verloren gewesen sein, als er sich für Adolf Hitler begeisterte.

Schon lange vor dem Sieg des Nationalsozialismus, schreibt mein Großvater, habe er aus voller christlicher Überzeugung mit ihm übereingestimmt (§254): «Jedenfalls brauchte ich, als der Nationalsozialismus siegte, keinen großen Schritt mehr auf ihn zu tun. Mein Weg war in hundert Dingen der Welt längst gleichlaufend zu ihm gelaufen, gelenkt von biblisch-christlichem, ethischen Wollen» (vgl. §31). Schon 1909, in seinen «stärksten Mannesjahren» (§178), habe er sich an «G. Kussmanns Sang ... berauscht» (den er dann zur Gänze zitiert), worin u.a. die Vollendung der von Bismarck herbeigeführten Einheit der Deutschen herbeigeseht wurde. Richard Hoffmann fügt hinzu: «Jetzt, nach 25 Jahren, sage ich dazu: Das Wunder ist geschehen. Durch Gottes Gnade ist deutschen Wesens Schoß abermals mit einem Manne gesegnet worden, den die Vorsehung gesandt hat, uns, sein deutsches Volk, dem politischen Traum des sehnsüchtigen Dichters näher zu führen.» (Der fromme Pensionär in Görlitz hat, wie man sieht, auch keine Probleme mit jener «Vorsehung», die auch die Hitlers war.)

Auch sonst stimmt er nur allzu gern in die braune Propagandasprache ein, z.B. in diesen hymnischen Zeilen (§127): «Adolf Hitler, seit dem 3. August [2. August] 1934 Führer und Kanzler des Deutschen Reiches, der das von der

marxistischen Regierung dem Abgrund des Verderbens nahe gebrachte deutsche Volk in letzter Stunde in einer jedes menschliche Erwarten übersteigenden Weise zurückreißt, emporreißt zu neuer, echter Volksgemeinschaft und Kultur und zu einer aus beiden Quellen sich ergebenden Kraft nach außen! Er, den der Allmächtige aus Kleinheit und Verborgtheit zu lichter Größe führte, ‚der Gefreite des Weltkrieges‘ und nun auf den Kanzlerstuhl Bismarcks erhoben, weiß sich zu Deutschlands Führer berufen, vom deutschen Volke bestätigt und getragen von Gottes Kraft.» Das hätte Goebbels nicht besser sagen können, von dem er übrigens auch den Ausdruck «Miesmachertum» übernahm (§209): «Miesmachertum ist undeutsch und unevangelisch zugleich.»

Schon in Niedernjesa hatte er «gleich beim ersten Auftreten nationalsozialistischer Werber....einem meiner sozialistischen Kirchenältesten kleine national-sozialistische Werbeschriftchen in die Hand» gedrückt (§31). An der Stelle fährt er fort: «Und in meiner zweiten Gemeinde [in Gleina] setzte ich mich als erster der Pastoren des Kirchenkreises vom Standpunkt der Heiligen Schrift aus im Kirchengemeindeblatt für das nationalsozialistische Wollen im Frühjahr 1932 ein.» Schon vorher habe er sich im christlichen Tageblatt «Aufwärts» (Bethel) «für eine bejahende Bewertung des nationalsozialistischen Wollens eingesetzt».

Die Hauptziele dieses «Wollens», die «(sein) Herz mit jubelnder Freude, mit tiefem Dank gegen den Weltenlenker» erfüllen, beschreibt er so (§133): «Volkwerdung durch Niederreißung der Klassengegensätze, die kraftvoll begonnene Schaffung des Dritten Reiches als Einheitsstaat, die Umsiedlung von der Stadt aufs Land, die angefangene allmähliche Errichtung von 300.000 Bauernstellen, Landgewinnung am Meer und in Gegenden mit Ödland, Erziehung des Volkes zu volksorganischem Denken, Wiederbesinnung des Volkes auf seine deutsche Vergangenheit in Sitte und Zucht, der mittelbare Anstoß zur Verinnerlichung des Glaubenslebens, den beide Konfessionen der christlichen Kirche empfangen, die Zurückwerfung der sich autonom gebärenden Wirtschaft in die ihr gebührende Stellung als der einer Dienerin am Volke, Wiedergewinnung des Handarbeiters für die Nation, Erwachen zu wehrhaftem Willen... »

An der zuvor genannten Stelle (§31) fährt er darauf fort: «Freilich trat ich der Bewegung nicht bei. Sie konnte damals nicht anders denn als Partei [d.h. als Partei des Weimarer «Systems»] auftreten, und ich meinte, das meine ich dazu tun zu müssen, Welt und Evangelium voneinander unverworren zu halten. Ich tat damit nichts anderes als das, was der ‚Führer‘ selbst will und tut, das Auseinanderhalten von Staat und Kirche.»

Obwohl er kein Mitglied der «Bewegung» geworden war, rechnet er sich an einer Stelle ganz selbstverständlich zu den Nationalsozialisten (§74, siehe S. 10): «Wir sind dabei auch nicht bange, unsere Persönlichkeit als Christen und Nationalsozialisten zu verlieren. Im Gegenteil, uns will Gott durch Dienst am Ganzen, am Volke, erst zu rechten Persönlichkeiten bilden. Unserem König nach, der gekommen ist, um zu dienen!» Dennoch scheinen gewisse Zweifel an ihm genagt zu haben. Etwas überraschend schreibt er an einer Stelle (§213), «dass die den deutschen Staat erfüllende nationalsozialistische Bewegung ... übrigens, aktenmäßig von mir beweisbar, von einzelnen Pastoren in die Kirche gerufen ist, nicht umgekehrt». Da verteidigt er sich indirekt gegen den Vorwurf, ein «Verräter Luthers» zu sein (§32, siehe unten)!

Sah Richard Hoffmann wirklich nicht, dass Hitler keineswegs das oben zitierte «Auseinanderhalten von Staat und Kirche (wollte)», um «Welt und Evangelium voneinander unverworren zu halten»? Verstand er den Nationalsozialismus absichtlich oder unabsichtlich falsch, um sich umso leichter zu ihm bekennen zu können? Solcher Selbstbetrug muss allerdings bei den Nationalprotestanten gang und gäbe gewesen sein, die nicht erkannten oder nicht erkennen wollten, dass Hitler nichts anderes wollte als die ganze Macht. Ferner jedoch war Nationalsozialismus ohne Antisemitismus nicht zu haben. War aber Richard Hoffmann nicht mit einer Frau verheiratet, deren Großmutter der Familie Mendelssohn angehörte? Wie weit konnte er da Antisemit sein? Selbsttäuschung und Verdrängung also vielleicht auch hier? Damit werden wir uns noch befassen müssen.

Andererseits zeigt «Leben aus Führung», dass sein christlicher Glaube Richard Hoffmann durchaus befähigte, dem Nationalsozialismus auch kritisch gegenüberzutreten. So zählt er an einer Stelle sogar den «Nationalismus» (neben «Individualismus» und «Liberalismus»!) zu den bösen Listen Satans (§42). Dementsprechend schreibt er auch (§74): «Freilich zum Götzen kann uns Bibelgläubigen Menschen unser Volk nicht werden.» Er erkennt «trübere Unterströmungen des Nationalsozialismus und dunkle Parallelströme» (§70). «Jedes auch noch so sehr vertiefte und veredelte Bild des in grauer Vorzeit vorhandenen nordischen Menschen muss zerflattern vor der Wirklichkeit des lebendigen Gottes» (§74). Er spricht vom «tiefen Fall in Menschenvergötterung durch sündiges Schwärmertum» (§128). Als vermessen gegenüber Gott weist er sogar Geibels (oder Fichtes) Gedanken zurück, am deutschen Wesen werde noch einmal die Welt genesen (§256, siehe S. 21): «Denn es steht geschrieben: Ich bin der Herr, dein Arzt!» (2. Mose 15.26).

Wie die Einstellung vieler deutscher Zeitgenossen und vieler Kirchenleute war auch diejenige Richard Hoffmanns zum Nationalsozialismus voller Widersprüche und Ungereimtheiten. Er war schon seiner Natur und Geisteshaltung nach kein Mensch, der sich zu konsequentem Denken verpflichtet fühlte. Dennoch, so wahnhaft auch immer das nationalprotestantische und schließlich auch «nazifizierte» Luthertum Richard Hoffmanns in «Leben aus Führung» war, es hatte seine gewisse Logik. Nach all ihrem «Abfall» und den schweren geistigen und geistlichen Verfehlungen der Deutschen im 19. Jahrhundert und nach ihrer harten Bestrafung durch die Niederlage des Weltkrieges – so die Überzeugung Richard Hoffmanns – hatte Gott ihnen eine letzte «Gnadenfrist» (siehe S. 21, 59) gegeben und ihnen den «Führer» gesandt. Mit seiner Hilfe sollten sie ihre Wiedergeburt als christliches Gottesvolk erleben und als solches hoffnungsvoll der endzeitlichen Wiederkunft seines Reiches entgegensehen.

«Ich sah damals und sehe es heute erst recht», schreibt er (§32), «dass der Nationalsozialismus Hitlers in vielen ganz großen Dingen der Vollstrecker des Gotteswillens ist. Wenn ich ihn betrachte, so will mir vieles an ihm ganz christlich erscheinen, vieles andere erreicht fast die Höhe christlicher Ethik, wie etwa die stoische Philosophie Marc Aurels...» Als einziges fehle dem Nationalsozialismus «das Kreuz des Erlösers». Und er fährt fort: «Ihm das anzubieten, zu bringen, muss die Kirche sich mühen. Das ist ihre Aufgabe, die einzige, die sie vom ‚Herrn‘ empfangen hat. Das ist ihre Sendung. Freilich hat man mich für diese Meinung einen Verräter Luthers gescholten. Aber ich bleibe fest bei meiner Überzeugung. Die Ereignisse beginnen bereits, während ich dies schreibe, mir Recht zu geben (April 1934). Möge dem völkischen Erwachen das Erwachen der evangelischen Gemeinde folgen! Sie ist von ihrem Herrn ‚herausgerufen‘, [das] Reich Gottes, das ihr nahe kam, zu verkündigen. – Mögen die Nationalsozialisten das Kreuz Christi nicht nur gelten lassen im Umkreis ihrer Ideen, sondern diese und sich selber durch das Kreuz des Erlösers heiligen lassen! Zur Ehre Gottes, zum Heile Deutschlands.»

Dieses Wunschdenken kommt an einer anderen Stelle noch deutlicher, mit fast beschwörendem Unterton, zum Ausdruck (§115): «Darum haben wir bibelgläubigen, alles an der Heiligen Schrift messenden deutschen, evangelischen Christen keinen heißeren Wunsch, als dass die regierenden Männer Deutschlands ihre Sendung als im Einklang mit Gottes Wort stehend mehr und mehr erkennen und aus solcher Erkenntnis heraus einer nur aufs Wort Gottes sich gründenden deutschen, evangelischen Kirche (Gemeinde) Vertrauen schenken mögen.»

Kirche und Staat stehen dabei für Richard Hoffmann in einer fruchtbaren Wechselbeziehung (§209): «Darum sehe ich keinen Anlass zum feindlichen Auseinandertreten von Nationalsozialismus und christlicher Religion, aber starken Anlass zu wechselseitigem voneinander-Nehmen». Andererseits gibt es ein gottgewolltes Spannungsverhältnis, eine «heilige Spannung» (§194), zwischen ihnen (§207): «Freilich tritt zwischen einer entschiedenen Gemeinde Jesu Christi und dem Nationalsozialismus eine Spannung ein. Wir brauchen sie auf beiden Seiten wahrlich nicht zu scheuen. Spannungen sind in dieser Weltzeit eine Notwendigkeit, damit Leben sei und bleibe. (§208) Dass die Spannung zwischen der evangelischen Kirche auf deutschem Boden und dem Nationalsozialismus nicht das lebenspendende Maß überschreite, dafür will das Herrnwort sorgen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist (Matthäus 22.21). Damit sind dem Machtanspruch des Staates wie der Kirche Grenzen gezogen. In keinem Falle aber darf die Kirche diese Grenzen überschreiten und Macht über den Staat verlangen. Geschieht die Gebietsüberschreitung durch den Staat, so mag die Kirche das darin für sie beschlossene Kreuz tragen. Dem Staat gegenüber bleibt ihr nur der Gehorsam und die unerschrockene Verkündigung des Willens Gottes als missionarische Aufgabe. Zu seiner Zeit wird der Herr seiner Kirche schon Bahn machen: Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott (Römer 13.1).»

Das sind Schlüsselsätze. Macht ist also nicht Sache der Kirche, und Macht über den Staat zu beanspruchen – als «Grenzüberschreitung» – ist ihr ver sagt. (Als ob die Kirche gegenüber dem Hitlerstaat auch nur die entfernteste Chance dazu gehabt hätte!) Dem Staat ist jedoch «Grenzüberschreitung» erlaubt, und die Kirche muss gegenüber seinem Machtanspruch Gehorsam üben – Gehorsam also nicht gegenüber Gott, sondern gegenüber dem Staat! Aber an diesem Punkt wird es kritisch. Richard Hoffmanns eigene Worte verraten ihren inneren Widerspruch: Wer dem Nazistaat gehorchte, konnte ja in Wahrheit ganz unbesorgt sein, brauchte kein «Kreuz» zu «tragen» und brauchte auch keine «Unerschrockenheit» beim Predigen.

Dagegen spricht das Jesuswortes über Kaiser und Gott eben überhaupt nicht von «Grenzen» und von «Gehorsam». Es war eine sophistische Antwort im besten hellenistischen Sinne. Paulus tat den fatalen Schritt darüber hinaus, indem er im nächsten und übernächsten Vers folgende Erläuterung hinzusetzte (Römer 13.2–3): «Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so

tue Gutes; so wirst du Lob von derselbigen haben.» Paulus musste dies bald mit dem Märtyrertode büßen. Wusste er wirklich nicht, dass die römischen Behörden von «gutem» Handeln eine andere Vorstellung hatten als er und seine Christen?

**I**n Deutschland kam dabei die fatale lutherische Staatsfrömmigkeit heraus, die ja am Ende in tragischer Weise gerade auch von den deutschen Juden verinnerlicht wurde: Viele von ihnen konnten sich viel zu lange nicht vorstellen, dass ihnen vom deutschen Staat wirklich Böses drohte. Der noch ahnungslosere Gehorsamsfanatiker Richard Hoffmann fährt an der zuletzt zitierten Stelle fort (§208): «Dieser Gehorsam muss und wird einer – sich nur durch das Evangelium auferbauenden – Kirche dem nationalsozialistischen Staate gegenüber umso leichter werden, als dieser das ‚positive Christentum‘ [Art. 24 des NSDAP-Programms von 1920] ausdrücklich anerkennt. (In einer der letzten Reden nennt es der Führer und Kanzler das ‚wirkliche‘ Christentum.)» Als ob Hitler und Goebbels damit den Kirchen in irgendeiner Weise hätten entgegenkommen wollen! Sie bestimmten, was am Christentum «positiv» oder «wirklich» zu sein hatte und was nicht. Die Unehrllichkeit der Unterwerfungshaltung bei Richard Hoffmann liegt – wie soeben schon zur Frage der «unerschrockenen Verkündigung» gesagt – auch darin, dass sie sich als Märtyrermut sieht. Wenn er geradezu stolz berichtet, dass er sich wegen seines Eintretens für den Nationalsozialismus einen «Verräter Luthers» schelten lassen musste (§32), dann durfte er sich doch sicher sein, dass er die stärkste Macht im Lande hinter sich hatte.

Noch deutlicher wird diese zweifelhafte Moral, wenn Richard Hoffmann an die Übernahme des Reichspräsidentenamtes durch Hitler als Führer und Reichskanzler am 2. August 1934, «vom deutschen Volke bestätigt und getragen von Gottes Kraft», die folgende Schlussfolgerung knüpfte (§128): «Diese Tatsache sollte den begeisterten Anhängern den tiefen Fall in Menschenvergötterung durch sündiges Schwärmertum verwehren, die Abwartenden und Gegner von der Nutzlosigkeit des aktiven und passiven Widerstandes überzeugen, die ‚Stillen im Lande‘ ins ernste Gebet zu Gott für den uns gesandten Lenker des Staates treiben.» Warum sollte ausgerechnet der endgültige Triumph Hitlers die «begeisterten Anhänger» zur Zurückhaltung veranlassen, wenn den Gegnern gleichzeitig die Nutzlosigkeit allen Widerstands klar würde? Einen besseren Tribun für ihre Sache als diesen Landpfarrer konnten die Nazis sich wahrlich kaum wünschen.

Richard Hoffmanns Glaube an den Nationalsozialismus war zwar nicht völlig uneingeschränkt, aber nur gleichsam nebenbei räumt er ein, dass es bibelfeindliche Kräfte in ihm gibt (§113): «Der Nationalsozialismus führt ganz im Einklang mit der ganzen Bibel, gegen die sich freilich manche Persönlichkeiten in ihm sträuben, das deutsche Volk zum Boden zurück.» (Er meinte damit wohl Rosenberg und vor allem auch die «Deutschen Christen» – von denen noch zu sprechen ist –, die sich der «ganzen Bibel» widersetzen, indem sie insbesondere das Alte Testament ablehnen.) Solche eher beiläufige Kritik trifft jedoch niemals den «Führer», auch nicht den Nationalsozialismus als ganzen, allenfalls «trübere Unterströmungen des Nationalsozialismus und dunkle Parallelströme» (§70, S. 73).

Umso lautere Kritik übt er insbesondere an der verhassten, weil gottfernen Deutschen Glaubensbewegung um Ludendorff, einer der mehreren völkisch-esoterischen Kleingruppen. Übrigens hatte er, wie schreibt (§227), zuvor versucht, deswegen «die Gemeinde Jesu [d.h. die Kirche] durch zwei Aufsätze im ‚Reichsboten‘ aufzurütteln». Danach habe er sich «an den damaligen Führer jener Volksgenossen, General Ludendorff», den immer noch von ihm verehrten Feldherrn, selbst gewandt, wobei er «alle Register der christlichen Liebe und der geschichtlichen Beweiskraft gezogen» habe. Richard Hoffmann sah nicht und wollte nicht sehen, dass das Neuheidentum Hitlers und seiner «Bewegung» von ungleich gefährlicherer Dynamik war und durchaus eine «Religion», eine machthungrige Gegenreligion darstellte, der nichts ferner lag, als sich das Evangelium «bringen» zu lassen (§32). Dagegen könnte ihm bekannt geworden sein, dass Ludendorff, der 1923 noch an Hitlers «Marsch auf die Feldherrenhalle» teilgenommen hatte, sich inzwischen zu einem entschiedenen Gegner Hitlers gewandelt und sogar einen beschwörenden Brief an Hindenburg gerichtet hatte.

Wie sehr sich Richard Hoffmanns Glaube an den nationalen und religiösen Heilsauftrag des gottgesandte «Führers» zu bizarrer Komik steigern konnte, zeigt sich an seinem bereits zitierten Mahnruf zum «Röhmputsch» vom 30. Juni 1934 (§174, S. 21). Er deutet den «Röhmputsch» übrigens auch auf theologisch noch interessantere Weise (§245): «Aber der 30. Juni 1934, in den uns Gott, der Herr, hineinführte, gibt uns allen die eindrucksvollste Lehre, dass auch das germanisch-deutsche Wesen zerbricht, wenn seine Träger sich nicht vor ‚Gottes Ewigem Worte‘ beugen.» Hitler war also der christliche (?) Exekutor Gottes, der das «germanisch-deutsche Wesen» der Abtrünnigen nicht schonte und sie für ihr Neuheidentum bestrafte.

Alles Kritikwürdige an Hitlers «Bewegung» aber begründet Richard Hoffmann regelmäßig mit dem Versagen der Kirche vor ihrem Auftrag, dem Nationalsozialismus das Evangelium zu bringen. Ihre geistlichen und sozialen Versäumnisse, ihre inneren Zerwürfnisse infolge «liberalistischer» Sünden, wie er sie sah, waren ihm jeweils nur der Beweis für ein Versagen, eine Schuld der Kirche, wofür sie Einkehr bei sich selbst zu halten hatte, um sich zu bessern – womöglich durch Orientierung am Vorbild der Nazis selbst:

- Er verteidigt den Nationalsozialismus gegen den Vorwurf des Totalitätsanspruchs (§206): «Die Kirchenleute hemmt so manches seiner [des Nationalsozialismus] Kennzeichen, sich ihm zu nähern. Da ist sein Anspruch auf ‚Totalität‘. Aber ich frage, ist er nicht gerade in diesem Stück der rechte Spiegel, in dem wir unsere Versäumnisse erblicken? In der Natur wie im geistigen und geistlichen Leben gibt es keinen leeren Raum, der nicht sofort von irgendwoher anders ausgefüllt würde. Man muss also total, d. h. ganz sein, was man sein möchte. Fordert das nicht eben auch Jesus Christus?» Was als Stärke des Nationalsozialismus erscheint, ist also nur ein Versäumnis der Kirche, den geistigen Raum auszufüllen. Somit ist es der Nationalsozialismus, der die Forderung Christi nach Ganzheit des Lebens erfüllt! «Nicht lautes Schelten auf die ‚Totalität‘ des Nationalsozialismus tut not», schreibt Richard Hoffmann, «sondern Buße der Kirche, schleunige Abkehr zum Beispiel vom religiösen Liberalismus, der in Jesu Christo nicht Gottes Sohn sieht, und sofort ‚ganze Wendung‘ [!] hin zum göttlichen Herrn der Kirche!»
- Auch die mancherseits beargwöhnte Sieges- und Zukunftsgewissheit des Nationalsozialismus, dessen «Optimismus», weiß Richard Hoffmann den christlichen Bedenkenträgern schmackhaft zu machen (§209): «Manche evangelische Christen nehmen Anstoß an dem großen Optimismus des Nationalsozialismus. Nun, der Optimismus ist an sich auch eine Gottesgabe. Dass wir Deutschen sie in so reichem Maße vom Schöpfer empfangen, dafür wollen wir danken. Hätten wir uns aus den mannigfaltigen Katastrophen unserer Geschichte jemals ohne jenen Optimismus herausarbeiten können? Aber freilich, leichter Sinn läuft, hemmunglos geworden, Gefahr, in Leichtsinn umzuschlagen. Deshalb eben ist es die Aufgabe der evangelisch-deutschen Gemeinde, die natürliche optimistische Anlage in ihrer Mitte heiligen zu lassen durch den Ernst der Wirklichkeit Gottes, den sie schauen darf; gleichzeitig muss die evan-

gelsch-deutschen Gemeinde allen Volksgenossen solchen durchheiligten Optimismus durch die Tat vorleben. Miesmachertum [!] ist undeutsch und unevangelisch zugleich.»

- Nach Richard Hoffmanns Auffassung haben die Nationalsozialisten zu Recht und mit Gottes Willen das Feld der «Arbeit» besetzt, weil die «christliche Gemeinde» nicht hinreichend «die «Heiligkeit der Arbeit in der Welt betont» hatte (§198, siehe auch §156): «Danken wir Gott, dass wir in Adolf Hitler den Vollstrecker solchen Gotteswillens erleben dürfen. Danken wir insbesondere Gott auch dafür, dass der Führer... nicht nur eine neue herrschende Schicht schafft, sondern das ‚Ganze des arbeitenden Volkes‘ als beherrschende Idee in den Vordergrund seines Schaffens stellt. Weil die christliche Gemeinde nicht in dem notwendigen Maße die Heiligkeit der Arbeit in der Welt betont und gelebt hat, hält ihr Gott heute im Nationalsozialismus den Spiegel des Gerichts vor. Wahrlich, hier ziemt sich kein Richten, sondern Sich-richtenlassen.» So wie den «biblischen Gedanken» der «Hochachtung menschlicher Arbeit jeder Art» schreibt Richard Hoffmann auch den der «Überwindung des gemeinschaftstötenden Klassendünkels» dem Nationalsozialismus zu (§197).
- Dasselbe erkennt er für den Bereich des Sozialen (§240): «Wie schwer hat es sich doch gerächt, dass wir Christen vor dem Kriege nicht wirklich sozial waren... Schon das Alte Testament ruft: Wehe dem, der seinen Nächsten umsonst arbeiten lässt...». An anderer Stelle schreibt er (§156): «Hat doch gerade jetzt der Reichsführer des Handwerks an die Bezahlung der Rechnungen [d.h. für die Löhne einfacher Arbeiter und Tagelöhner] als ein Gebot der Stunde erinnern müssen. Ich gehe über ihn hinaus: Es ist christliche Pflicht! Die Revolutionen brauchten nicht zu sein, zum mindesten nicht mit dem Schein der Berechtigung, handelten wenigstens wir Christen nach dem Alten Testament: Du sollst dem Armen seinen Lohn nicht vorenthalten (5. Mose 24.14)».
- Zu Lasten der Kirche lobt er auch das «Winterhilfswerk» der Nationalsozialisten (§196): «Grübeln wir nur nicht lange, wir Christen der Kirche, was denn ein Werk, wie das ‚Winterhilfswerk‘ 1933/34, das dem Willen des Führers entsprang, zu bedeuten habe. Ein Spiegel des Gerichts ist es, den Gott der Gemeinde vorhält, in dem sie sehen kann, woran es ihr fehlte und fehlt. Mit einem Male dröhnt es der schlafende

Gemeinde ins Ohr, was denn christliche Demut eigentlich ist, nämlich ‚Dienemut‘, Wille zum Dienst. Wahrlich, diese Demut stammt von dem, der da sprach: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele (Markus 10.45).» – Gewissen dennoch vielleicht verbliebenen Bedenken gegen das Winterhilfswerk sucht er auf bezeichnende Weise zuvorkommen: «Wenn freilich auch nicht jeder einzelne der an dem großen Winterhilfswerke Tätigen einen Jünger Jesu sich nennen darf, vielmehr auch menschliche, allzu menschliche Antriebe sich einschleichen, so bleibt doch die Tatsache, dass ein solches Werk aufbrechen konnte, ein Zeugnis für das in der Welt waltende Leben Christi. Heidnisches Altertum vor Christo hätte solches Werk niemals auch nur zu denken gewagt» (§196).

- Von grotesker Komik ist Richard Hoffmanns Lob für «Kraft durch Freude» und den «organisierten Feierabend» des Nationalsozialismus, wenn er hier seine Kirche auffordert, es dem Nationalsozialismus gleich zu tun und dessen Initiative für die eigenen Zwecke zu nutzen (§210): «Mich dünkt, wir evangelischen Christen müssen uns der nationalsozialistischen Organisation ‚Kraft durch Freude‘ im Blick auf diejenigen Brüder herzlich freuen, die bislang nur die Schattenseiten des Lebens erlebten, durch die sie, vergrämt bis zum Hasserfülltsein gegen die Volksgenossen auf der Sonnenseite, dahinlebten. Möge die Kirche nur nicht versäumen, den nun neu an die schöne Heimat zu Kettenden zu folgen, ihre Freude zu vertiefen. Wie wär’s, wenn zum Beispiel Wanderprediger auf Schiffen, an Ausflugszielen und in Sälen auch mit ‚dem Worte‘ dienten? Mein Zeitzer Superintendent hat es auf einer Erholungsfahrt nach dem Nordkap bereits getan. – Beweglichkeit der Kirche tut not, mehr als neue starre Verfassungen. Wie, wenn aus einer gesunden Fortentwicklung des ‚organisierten Feierabends‘ sich allmählich eine alkoholfreie oder -arme Kultur ergäbe? Welcher evangelische Pfarrer wüsste nicht, dass von allen Teufeln, die ‚das Wort‘ rauben, der Alkoholteufel der gierigste ist, wie schon E. M. Arndt in seiner Antrittsrede vor den Bonner Studenten betonte...»

Wie übrigens den «organisierten Feierabend», so preist Richard Hoffmann auch die angebliche Absicht der Nazis, «der Jugend den Sonntag zurückzugeben» (§237):

«Schon erkennt auch der Jugendführer des Deutschen Reiches die Bedeutung des Sonntages, und im Verein mit dem Reichsunterrichtsminister

erstrebt er, der Jugend den Sonntag zurückzugeben. Möge die Zeit kommen, wo auch die erwachsenen Männer [und nicht nur die Frauen, wie in Niedernjesa, siehe §235] ‚ihrer Seele wieder den Sonntag geben können und wollen!‘ (D Werdermann, Hannover) Die Versammlung ‚der Gemeinde‘ im Gotteshause um ‚das Licht des Wortes‘ ist zudem eine soziale Tat höchsten Ranges (D Paul Althaus).» Ahnte Richard Hoffmann wirklich nicht, dass die Nazis damit nichts anderes im Sinne hatten, als selbst und unbehindert von Elternhaus, «Wandervogel» usw., nicht zuletzt aber von der Kirche, die Jugend am Sonntag zu organisieren? Was hätten wohl seine hier angeführten theologischen Gewährsleute für die Bedeutung der Sonntagspredigt, der von ihm so geschätzte Paul Althaus und Hermann Werdermann (1888–1954), dazu gesagt, die übrigens beide vor – und nach! – 1945 in kräftig braunen Bahnen dachten und lehrten?

**D**ie nationalprotestantischen und immer nationalsozialistischeren Überzeugungen Richard Hoffmanns ließen ihn nun aber doch auf einem entscheidenden Gebiet – der Ausgrenzung und Verfolgung der Juden – unweigerlich in einen für ihn schmerzhaften Konflikt geraten, und zwar auf doppelte Weise. Zum einen machten die Nazis Front gegen die «jüdische» Bibel, d.h. vor allem gegen das Alte Testament; zum anderen hatte sein Sohn wegen seiner jüdischen Urgroßmutter berufliche Benachteiligung zu fürchten.

So offenkundig es ist, dass Richard Hoffmann deshalb Schwierigkeiten mit dem Nationalsozialismus hatte, so wenig sagt er in «Leben aus Führung» darüber. Auch die beiden erhaltenen Briefe (Anhänge 3 und 4), so aufschlussreich sie in mancher Hinsicht sind, enthalten dazu, wie noch zu zeigen sein wird, nur indirekte Auskunft. Seine Zurückhaltung in allen mit Juden und Antisemitismus zusammenhängenden Dingen in «Leben aus Führung» hat zunächst einen ganz bestimmten allgemeinen Grund: Es ging in allen Fragen, welche die Behandlung der Juden und des «Jüdischen» durch die Nationalsozialisten betrafen, immer sehr bald um aktuelle Politik. So betraf die Frage des «Judentums» der Bibel, bei der die für Richard Hoffmann so entscheidende Ganzheit der «Schrift» zur Debatte stand, zugleich eine Grundfrage des «Kirchenkampfs» (von Richard Hoffmann «Kirchenstreit» genannt, §195) zwischen Deutschen Christen und Bekennender Kirche. Mit Politik und Macht aber wollte Richard Hoffmann aus tiefster Überzeugung – und in alter lutherischer Tradition – nichts zu tun haben. Er war der Auffassung (§213), «dass die den deutschen Staat erfüllende nationalsozialistische Bewegung... der Kirche ein ihr wesensfremdes Element, den Machtgedanken, bringt, an dem sie zerbrechen müsste. Träte dieser Fall

ein, die Schuld läge bei der Kirche, die aus ihrer Bahn wich, niemals beim Staate. Darum muss die Kirche selber auf Grund des lebendigen Wortes mit dem eingedrungenen Schaden fertig werden.» Er sieht also die Ursache für das Eindringen der Politik, des «Machtgedankens», in die Kirche beim Nationalsozialismus, den er aber auf seine charakteristische Weise sogleich von der «Schuld» daran freispricht und sie seiner Kirche zuschiebt.

So verurteilt er – jedenfalls in «Leben aus Führung» – mit Leidenschaft den «Kirchenstreit» zwischen «Deutschen Christen» und «Bekennender Kirche» als schwere christliche Verfehlung. Bezeichnenderweise würdigt er die beiden Seiten auch nirgends ihrer üblichen Namen. Wie er die deutsche Zwietracht als «unsere nationale Sünde gegen Gott» ansieht, so sieht er im «Kirchenstreit» vollends das «Gericht Gottes» (§142): «So steht meine Seele nach Monaten inneren Ringens gegenüber dem ‚Kirchenstreit‘. Wir stehen als Christen alle unter dem furchtbaren Gericht Gottes. Nicht, dass es auf der ganzen Linie sofort und in seiner Tiefe erkannt werde, steht zu erhoffen, ist zu erstreben, sondern dass es von etlichen in allen Landen in seiner erschütternden Wirklichkeit klar geschaut, durchlitten werde, die sich zur Umkehr rufen lassen wollen, ja dass ich es selber mir und den Meinen täglich klarer mache, und es uns beten heiße, dass der Herr Jesus Christus sich aufmachen möge und dem Häuflein sehend Gewordener gnädigen Beistand leisten [möge], das ist das eine, das jetzt not tut.»

Das zeigt zugleich, welche Haltung Richard Hoffmann gegenüber dem Konflikt in seiner Kirche für sich selbst als die ihm gemäße ansah: eine mystisch-pietistische, mit dem Gebet um Jesu Hilfe im kleinsten Kreis, «im Häuflein sehend Gewordener». Er sah sich als Visionär der «werdenden deutschen evangelischen Kirche» (siehe Titelblatt, vgl. §164). Seine Kirche waren die «verborgene Gemeinde» (§205) und die «Stillen im Lande» (§§128, 259). In solcher mystischen Schau verloren Kirche und Religion alle konfliktträchtigen Konturen (§108): «Gelegentlich konnte ich im vertrauten Kreise erweckter Christen das scheinbar widerspruchsvolle Wort wagen: ‚Die Religion muss sterben, damit Christus in uns lebendig werde.‘» Das sind freilich auch die Gedanken eines Mannes, der seinen Tod nahen sah und im begriff stand, alle irdischen Dissonanzen und Differenzen hinter sich zu lassen. Zugleich ist die Parallele zur sehnsuchtsvollen Glaubenseinkehr seines Schwagers Justus Wilhelm Hedemanns 15 Jahre später – in dessen Phase tiefster Niedergeschlagenheit nach dem Zweiten Weltkrieg – bemerkenswert.

Im Gegensatz dazu und sozusagen außerhalb der bekennnishaften Sphäre von «Leben aus Führung» verfolgte Richard Hoffmann in den politisch so bewegten Monaten des Jahres 1934, als er «Leben aus Führung» niederschrieb, durchaus die Auseinandersetzungen in seiner Kirche und äußerte seine Meinung darüber. In dem glücklicherweise erhaltenen Brief an seinen Sohn vom 18. Mai 1934 (Anhang 3) schreibt er:

«Der Kirchentag der ‚deutsch-evangel. Bekenntnisfront‘ ist bei Abwesenheit alles Sensationellen ein ganz großer Erfolg. Bischof Zänker nahm durch die Verlesung einer Botschaft an die ‚evangelischen Gemeinden‘ teil. Sie liegt mir im Druck vor. Berlin mit dem Reichsbischof wird allmählich von allen 4 Winden eingekreist. Die ‚deutsch-evangel. Bekenntnisfront‘ schließt sich und wird – inzwischen ist’s wohl schon geschehen –, sich als die rechtmäßige deutsch-evangel. Kirche bezeichnen. Hier ist organisches Wirken von der ‚Schrift‘ aus. Verlaß dich darauf, diesem gehört die Zukunft, wenn’s auch über noch unabschätzbare Hindernisse geht. – Durch den ‚V[ölkischen]. B[eobachter].‘ wirst du wenig davon erfahren, da die Reichskirchen-Regierung – das ist das Unerhörte – über Württemberg geradezu Erlogenes hineinlanciert hat, wie Bischof Meiser / Bögner [Börgner?] und Bischof Wurm im Ulmer Bekenntnisgottesdienst öffentlich bekannt gaben.»

Was war geschehen? 1932 war die «Glaubensbewegung Deutsche Christen» entstanden. Deren streng nach dem «Führerprinzip» eingerichtete Organisation bezeichnete sich als die «SA Jesu Christi» und bekannte sich gemäß Art. 24 des Parteiprogramms der NSDAP zum «positiven Christentum». Die Deutschen Christen verwarfen das «jüdische» Alte Testament. Sie ersetzten insbesondere die Schöpfungsgeschichte als Quelle der menschlichen Ordnungen durch das «Volkstum» und «arisierten» Jesus und das Neue Testament. Mit ihrer Hilfe betrieb Hitler nach der Machtübernahme 1933 die «Gleichschaltung» der Kirche und ließ Mitte 1933 die Evangelische Reichskirche etablieren, die sofort großen Zulauf erhielt. Ende September wurde der Deutsche Christ und Hitlers bisheriger «Bevollmächtigter für die Angelegenheiten der Evangelischen Kirche», Pfarrer Ludwig Müller, zum Reichsbischof ernannt.

Ohne die «Deutschen Christen» beim Namen zu nennen und ohne sie direkt anzugreifen, lässt Richard Hoffmann keinen Zweifel an seinem heftigen Gegensatz zu ihnen. Zum einen ging es dem leidenschaftlichen Verfechter der «ganzen heiligen Schrift» um das Alte Testament, und er rief ihnen zu (§156): «Aber das Alte Testament zerstört nicht unser Volk. Vielmehr bildet der Gehorsam gegen den in es gesenkten göttlichen Willen den besten Grund für die Erhaltung der Volksgemeinschaft. Jeden, der die Bibel liest

mit dem Willen und der Bitte zu Gott um Erleuchtung, führt das Buch der Bücher zur gleichen Erkenntnis. Welch eine tapfere, soziale Gesinnung beherrscht die Propheten...». Richard Hoffmann teilt also durchaus die völkischen Ziele der «Deutschen Christen». Was sie ohne das Alte Testament erreichen wollten, das wollte er mit ihm erreichen. «Freilich zum Götzen», schrieb er andererseits (§74) «kann uns Bibelgläubigen Menschen unser Volk nicht werden. Es wird aber zum Götzen erhoben, wenn, wie es geschah, in einer öffentlichen Versammlung von Christen gesagt wird: Im Anfang war das Volk, und das Volk war bei Gott, und Gott war das Volk usw., natürlich in – ich hoffe unbewusst – gotteslästerlicher Abänderung des Anfangs des Johannes-Evangeliums. Entsetzen über solche Verirrung erfüllt mich als evangelischen Deutschen.»

Zum anderen aber blieb ihm die Instrumentalisierung der «Deutschen Christen» durch den Nationalsozialismus (soweit sie nicht überhaupt mehr oder weniger dessen Schöpfung waren) so wenig verborgen wie der Mehrheit der Kirchenleute. Er war dabei der festen Überzeugung, dass nach dem Willen Gottes auch der «Führer» eine Staatskirche nicht wollte (§214): «Vollends eine Staatskirche offen oder verkappt zu werden, ist einer deutschen, evangelischen Kirche unmöglich. Zu klar ist das göttliche Nein der Bibel zu ihr... Der Führer, unser Kanzler, will die Staatskirche nicht. Warum wollen evangelische Nationalsozialisten der Versuchung zur Verbindung von Staat und Altar Raum in Ihrem Herzen geben?»

Die «Deutschen Christen» waren für den Nationalsozialismus nun aber auch das Instrument, um ihre Judenpolitik in die Kirche zu tragen. Seit dem 7. April 1933, galt §3 des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums», der sogenannte «Arierparagraph». Anfang September wurde er auf Betreiben der «Deutschen Christen» auch für Kirchenämter eingeführt. Daraufhin gründete der mutige damalige Pfarrer in Dahlem, Martin Niemöller, noch im September den «Pfarrernotbund». Dieser wuchs rasch zu einer großen Kirchenbewegung gegen Reichskirche und «Deutsche Christen» heran, aus der schließlich Ende Mai 1934 die Bekennende Kirche hervorging. Unterdessen hatten die «Deutschen Christen» mit der Vorstellung besonders radikal formulierter Grundsätze am 13. November 1933 in Berlin allgemeine Empörung ausgelöst («Sportpalastskandal»). Am 25. Januar 1934 kam es zu einer dramatischen Aussprache zwischen Hitler und den opponierenden Kirchenführern in der Reichskanzlei, bei der Niemöller Hitler offen widersprach.

An der zitierten Stelle seines Briefes vom 18. Mai 1934 berichtet Richard Hoffmann mit Genugtuung über das beherzte Auftreten von Bischof

Zänker an der Spitze der «schlesischen Bekenntnisfront» (so die richtigere Bezeichnung) beim evangelischen Kirchentag in Breslau am 13. Mai 1934, also wenige Tage zuvor. Im April vorausgegangen war die vom Briefschreiber ebenfalls erwähnte Ulmer Bekenntnissynode. Der entscheidende Schritt der Opponenten folgte mit der Gründung der Bekennenden Kirche bei der Bekenntnissynode in Barmen vom 29.–31. Mai. Richard Hoffmann begrüßte diese Entwicklung sehr und sah richtig voraus, dass ihr trotz «unabschätzbarer Hindernisse» die Zukunft gehören würde. Er sah auch das politische Ende der Nazi-Kirche Reichsbischof Müllers voraus. (Unter vielfältigem Druck machte Hitler einen taktischen Rückzieher und entmachtete Müller 1935).

Wenn Richard Hoffmann sich hier andererseits über ein Stück bössartiger Desinformationspolitik der «Reichskirchen-Regierung» (d.h. des «Reichsbischofs») – und zwar mit Hilfe des «Völkischen Beobachters» – empört, verschweigt er den hauptverantwortlichen Drahtzieher: das Naziregime. Dieses Verschweigen entsprach zwar der politischen Taktik der kirchlichen Opposition, die aus guten Gründen von «Kirchenkampf» und theologischem Streit sprach, wo sie in Wahrheit den Kampf gegen das Regime meinte; diesen tatsächlichen Hintergrund aber nahm Richard Hoffmann offenkundig gar nicht wahr. Dabei war der «Völkische Beobachter» das Zentralorgan der NSDAP. Sollte sich Richard Hoffmann wirklich nicht darüber klar gewesen sein, dass ohne die eigene politische Absicht seiner Redaktion von der «Reichskirchen-Regierung» nichts in ihn «hineinlanciert» werden konnte, d.h. dass «Völkischer Beobachter», NSDAP und «Reichskirche» insoweit schlicht dasselbe waren – Instrumente von Hitlers politischem Willen? Es war dies das allgemeine Unverständnis der damaligen Deutschen für Politik als Strategie und Taktik (z.B. Aufgabenteilung), wie es sich etwa in dem viel verspotteten Ausruf des Volksgenossen niedergeschlagen hat: «Wenn das der Führer wüsste!».

Die vollkommene politische Naivität Richard Hoffmanns kommt in dem zweiten erhaltenen Brief – geschrieben ein gutes Jahr nach dem Abschluss seiner Erinnerungen, am 8. November 1935, wenige Wochen vor seinem Tode, an Schwager Hedemann (Anhang 4,3) – noch stärker zum Ausdruck (siehe S. 59). Bis zu seinem Ende blieb ihm also das tatsächliche Ausmaß der Macht der neuen Herren verborgen. Die neuheidnische Gefahr sah er noch immer nicht von ihnen, sondern von Sektierern wie Ludendorff und ihrem unbedeutenden Anhang ausgehen. Der Grund dafür lag in seinem Falle wesentlich darin, dass auch sein eigenes «politisches» Denken sich wesentlich in sektiererischen und mystisch-mythologischen Bahnen bewegte: Der eigentliche «Antichrist» ist hier für ihn der päpstliche Katholizismus (also doch

nicht allgemeine Gottlosigkeit und Bolschewismus?), und der war für ihn nur durch eine aus eigener innerer Kraft wieder erstarkte evangelische Kirche zu besiegen. Der «Führer», so meint er, suche der Kirche dabei zu helfen. Er geht dabei übrigens über seine Hitlerverehrung in «Leben aus Führung» fast noch hinaus, indem er Hitler das unmittelbare Bestreben zuschreibt, die Kirche zu erneuern.

**K**ommen wir nun aber zu dem zweiten Problem, das Richard Hoffmann bzw. sein Sohn mit dem Nationalsozialismus hatte, der «jüdischen Versippung» (so auch die Ausdrucksweise meiner Mutter) durch die Abkunft Margarethe Hoffmanns, geb. Kummer, von der Familie Mendelssohn. Die zahlreichen Nachkommen Moses Mendelssohns waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts zum weitaus größten Teil Christen und als die gesellschaftlich erfolgreichste großbürgerliche jüdische Familie Deutschlands auf das innigste und ruhmvollste mit seiner Kultur verbunden. Mein Urururgroßvater Nathan Mendelssohn, der jüngste Sohn des berühmten Moses, soll als Fünfjähriger stolz herumspaziert sein und sich als «Nathan den Weisen» bezeichnet haben. In der Tat war Moses Mendelssohn für seinen Freund Lessing das Vorbild für dessen berühmtes Drama gewesen. Dessen Herzstück, die «Ringparabel», wurde später gewissermaßen Bestandteil der Familientradition.

Judenfeindschaft, Diskriminierung und Demütigung hatten die Familie wie alle Berliner Juden seit jeher begleitet. Die berühmte Toleranz Friedrichs des Großen galt den verschiedenen christlichen Bekenntnissen, aber nur sehr bedingt den Juden, und sogar Kants Verhältnis zu ihnen z.B. ist ein trauriges Kapitel. Vielleicht sind es überhaupt nur Lessing, Christian Wilhelm Dohm und Alexander von Humboldt gewesen, die jüdische Freunde nicht nur als Persönlichkeiten verehrten, sondern auch als Angehörige des Judentums in Deutschland, als deutsche Juden. Im Kaiserreich nahm der Antisemitismus trotz – oder vielmehr gerade wegen – der fortschreitenden Gleichstellung der Juden stetig zu. Er dürfte auch Mendelssohn-Nachkommen wie Richard Hoffmanns Frau Margarethe geb. Kummer, die nur noch eine jüdische Großmutter hatte, schon vor der Nazizeit bisweilen schmerzlich getroffen haben. Gehört habe ich von meiner Großmutter nichts darüber. (Im Gegenteil. Mir fällt ein, dass sie mir einmal voll heiterer Bewunderung von der List des Shylock im «Kaufmann von Venedig» erzählte.) Die Verdrängung, die so sehr zur jüdischen Tragödie in Deutschland gehörte, wird auch hier ihre Rolle gespielt haben. Ein extremes Beispiel dafür sind Thomas Mann und seine Familie.

Aber für die Hoffmanns, d.h. für meinen Vater Helmuth Hoffmann, war es damit spätestens mit der «Machtergreifung» am 30. Januar 1933 vor-

bei. Er wurde zunehmend und auf ihn tief pessimistisch stimmende Weise vom Rassenwahn der Nazis eingeholt. So sah er sich gezwungen – etwa schon vor 1933? –, wegen seiner «nicht-arischen» Abstammung aus seiner Akademischen Turnverbindung (ATV) auszutreten. Wie schon berichtet, hatte er nach seinem – mit Auszeichnung bestandenen - Abitur in Göttingen 1927 wie sein Vater Berufsoffizier werden wollen, studierte dann aber erfolgreich Jura und entschied sich für die Richterlaufbahn. Nach dem Ersten Examen 1931 bestand er am 23. April 1935 mit «gut» sein Assessorexamen. Zu Ostern 1935, also ein gutes halbes Jahr vor dem Tode meines Großvaters, verlobten sich meine Eltern und heirateten am 19. Mai 1937 in Göttingen, dem Ruhestandwohnsitz meiner Großeltern mütterlicherseits.

Nach dem seit Frühjahr 1933 geltenden «Arierparagraphen» hatten Beamte mit einem jüdischen Großelternanteil beim deutschen Staat prinzipiell keinen Platz mehr. Als gewöhnlich ausreichende Belege für die geforderte «arische» Abstammung galten die Taufeintragungen der Kirchenbücher. Mein Vater hatte zwar ausschließlich christliche Großeltern und sogar Urgroßeltern, denn auch seine jüdische Urgroßmutter, Ottilie Mendelssohn, war bereits christlich geboren (siehe S. 39 und Anhang 3). Als Referendar und Anwärter für die Richterlaufbahn musste er jedoch mit schärferen Anforderungen an seinen «Ariernachweis» rechnen. So waren an Gerichten der unteren Ebene die Behördenleiter immer auch «Anerbenrichter» – d.h. Richter in Angelegenheiten des ländlichen Grundbesitzes, einem Schwerpunktgebiet der NS-Ideologie –, die unbedingt «arisch» zu sein hatten. Generell war offenbar der für Richter zu erfüllende Maßstab der «Rassenreinheit» mindestens derjenige, der auch für die NSDAP-Mitgliedschaft galt. Danach durfte sich in der Ahnenreihe des Bewerbers bis zurück zum Jahre 1800 kein jüdischer – d.h. nicht christlich getaufter – Vorfahr finden. Hier aber lag für meinen Vater das Problem: Sein 1782 geborener Urgroßvater Nathan Mendelssohn hatte sich – wie mein Vater vermutete und später auch bestätigt erhielt – erst nach 1800 taufen lassen. Er musste sich also fragen, ob er dies in seinem «Ariernachweis» für die Richterlaufbahn würde verbergen können. (Näheres dazu habe ich in meinen vorgeschalteten Erläuterungen zum Brief Richard Hoffmanns an seinen Sohn vom 18. Mai 1934, Anhang 3, dargestellt.)

Das Mittel, wenn nicht zur Lösung, so doch zur Entschärfung des Problems, für das er sich 1934 (wenn nicht schon 1933) entschied, war der Weg über die SA und NSDAP. Dort war man mit dem «Ariernachweis» offenbar nicht ganz so penibel, und die Überlegung meines Vaters muss gewesen sein, dass ihm die Mitgliedschaft in Partei und SA eine nochmalige und

strengere Prüfung für die Richterlaufbahn ersparen würde. So wurde mein Vater Mitglied beider Nazi-Organisationen (zum künftigen Schutz von Frau und Kindern, wie meine Mutter es mir später erklärte, wobei sie nur seine Mitgliedschaft in der SA erwähnte, nicht die in der NSDAP). Auch hinsichtlich seiner beruflichen Laufbahn ging das Kalkül meines Vaters auf. Er wurde, anscheinend ohne weitere Probleme, Assessor am Landgericht Bautzen und 1941 (als er bereits, seit 1939, im Felde stand) Landgerichtsrat. Aber eine spätere Bewerbung, zumindest um eine Leiterstelle – wo er dann insbesondere auch als «Anerbenrichter» hätte fungieren müssen –, barg das Risiko, dass er dann einen Abstammungsnachweis vorlegen musste, der genauer zu sein hatte als der für die NSDAP. Seinen erhaltenen letzten Briefen entnehme ich, dass er sich später, schon aus dem Felde, an das Landgericht Glogau bewarb und dass seine Versetzung – in absentia – dorthin 1942 auch schon vollzogen war, als er Anfang 1943 fiel. Nach der Erzählung meiner Mutter muss er jedoch auf grund seines «Webfehlers» (wie, glaube ich, auch sie es nannte) und einer ihm in dieser Hinsicht zu riskant erscheinenden Verwendung in Glogau zunächst abgesagt haben, und zwar unter dem Vorwand, Frau und Kind seien von zu zarter Gesundheit für das dortige raue Klima.

1934, während mein Großvater «Leben aus Führung» niederschrieb, verfolgte er die Probleme seines Sohnes mit der Rassenideologie des Regimes nicht nur von ferne. In den ersten Absätzen seines Briefes an meinen Vater vom 18. Mai 1934 (Anhang 3) berichtet er vom letzten Stand der Korrespondenz, die er zur Unterstützung der Stammbaumforschung seines Sohnes mit Behörden führte. Für «Mendelssohn» schreibt er «M.» – aus Bequemlichkeit oder um den heiklen Namen vor eventuellen unerwünschten Mitlesern zu verbergen? Da er sich im weiteren zwar indirekt, aber ziemlich kritisch über die Berliner Kirchenpolitik äußert, könnte man annehmen, dass ihm letzteres weniger riskant vorkam als jeder unnötige Hinweis auf jüdische Vorfahren seines Sohnes.

Unvermeidlich war er aber auch auf tiefere Weise von dem Problem seines Sohnes betroffen. Tatsächlich litt mein Vater so sehr unter seinem «Arierkomplex», wie meine Mutter es nannte, dass er zunächst gezweifelt hatte, ob er überhaupt Kinder haben sollte. Er meinte, sie würden in Hitlers «Tausendjährigem Reich» keine Zukunft haben. Da machte ihm aber nicht nur meine Mutter Mut, sondern auch sein Vater redete ihm – wie sie später erzählte –, ins Gewissen: Es sei gottlos, auf das so vermessen und selbstherrlich von den Nationalsozialisten verkündete «Tausendjährige Reich» zu rechnen. Nur Gott allein werde über dessen Dauer entscheiden! Das scheint mir recht bezeichnend für den Christen und «Nationalsozialisten» Richard Hoffmann. Die «Führung» lag immer bei Gott, und er würde das letzte Wort

haben. Mit diesem Vorbehalt konnte ein Christ sich als Nationalsozialist den Frieden seines Glaubens bewahren. Was aber, wenn er jetzt und heute in Konflikt mit dem Regime geriet? Darauf gibt es bei meinem Großvater keine Antwort.

Was nun die verschiedene Äußerungen über die Juden in «Leben aus Führung» angeht, so sind sie durchaus antisemitisch gefärbt, aber, wie mir scheint, ohne spezifische nationalsozialistische Zuspitzung. An einer Stelle äußert sich der Autor auch vorsichtig kritisch über die Rassenpolitik der Nazis. Dort wird seine besondere familiäre Situation erkennbar. Sehen wir uns die einzelnen Stellen an:

- Drei «international eingestellte Kräfte» seien es gewesen, schreibt er (§36), die vor dem Ersten Weltkrieg «den Tod der [deutschen] Nation offen und insgeheim betrieben: das Zentrum, das seine Weisungen letztlich vom jehusitischen Rom empfing, die rote Internationale, die vom Weltjudentum geführt wurde, das Deutschland als das entscheidende Hindernis auf seinem Wege empfand, die goldene Internationale, die Geschäftemachen als des Lebens Sinn erklärte und überall da ihr Vaterland sah, wo das Geschäft gedieh.» Das ist nicht viel mehr als der gewöhnliche Antikatholizismus und Antisemitismus der Kaiserzeit. Auffallend ist allerdings, dass Richard Hoffmann hier nur die «rote» und nicht auch die «goldene Internationale» ausdrücklich dem «Weltjudentum» zuordnet. Könnte das daran gelegen haben, dass das Bankhaus Mendelssohn, wie er vielleicht wusste, durchaus nicht zu dieser «goldenen Internationale» passte?
- Das «Weltjudentum» geistert auch in Richard Hoffmanns «Nachwort» noch einmal herum, und zwar in der apokalyptischen Rolle, die es für den Autor außerdem hatte: «Gewisse Vorgänge in Israel auf dem Erdenrunde» [d.h. beim «Weltjudentum», durch den Bolschewismus?, den Zionismus?], schreibt er (§259), «das Anwachsen des ‚antichristlichen Geistes‘, der auch bei uns in Deutschland mitnichten tot ist, macht es den Stillen im Lande deutlicher als zuvor: Ihr Herr ist im Kommen...». Das ist der alte sektiererische Antisemitismus der Bibelgläubigen: Die Aufrichtung eines jüdischen Reiches in Jerusalem und das Erstarren des «Antichrist» sind bis heute etwa für die Evangelikalen in den USA untrügliche Vorboten des nahenden Jüngsten Tages.
- Typischer für Richard Hoffmanns christlich-nationalsozialistisches und antijüdisches Weltbild ist folgende Stelle (§114): «Noch sind vieler Augen,

gerade auch der Nationalsozialisten, durch die Entartungserscheinungen im jüdischen Volke unserer Tage so geblendet, dass sie über dem seit Jesu Christi Tode unter dem Fluch der Vaterlandslosigkeit lebenden Volke die Gottesoffenbarung an alle Völker im Alten Testamente nicht mehr zu sehen vermögen. Ob der Reichsjustizminister wohl weiß, wie er alttestamentlicher Gottesordnung in dem entchristlichten Volke auf den Thron hilft, wenn er betont, dass die Strafe erst Vergeltung, danach erst Sühne bedeutet? Hören wir hier nicht das: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ der Alten? (2. Mose 21.24)». Richard Hoffmann sieht also den Antisemitismus der Nazis als begründet an («Entartungserscheinungen»), sucht aber dringend das Alte Testament, an dem ihm so viel gelegen ist, vor ihrer Ablehnung zu retten, indem er den Reichsjustizminister daran erinnert, dass gerade auch sein Vergeltungsprinzip «Auge um Auge...» dem Alten Testament entstamme. Als ob es bei den Nazis um Unkenntnis von Belegstellen des Alten Testaments gegangen wäre! Andererseits steht zum Thema «Auge um Auge...» im Neuen Testament bekanntlich sehr anderes. Unter Verleugnung des Christentums dient Richard Hoffmann hier also dem Nationalsozialismus auf Kosten des Neuen Testaments das Alte an.

Von anderer Art ist seine erwähnte kritische Äußerung gegenüber der antijüdischen braunen Rassenpolitik, ein kurzer handschriftlicher Einschub, den er an der betreffenden Stelle nachträglich eingefügt hat. Mit geradezu betont dünnen, amtssprachlichen Worten kritisiert er hier die antisemitische Praxis der Nazis (§213): «Bleibt für mich – [handschr. Einschub:] neben einer unbiblischen Durchführung des Rassegedankens im Raume der Kirche – nur das Bedenken, dass ...» (es folgt seine Kritik am Eindringen des wesensfremden «Machtgedankens» in die Kirche). Schon angesichts der Situation in der eigenen Familie konnte der Punkt für Richard Hoffmann keine Nebensache sein. Wusste er aber nicht auch, dass Martin Niemöller gegen die Einführung des «Arierparagraphen» auch für Kirchenämter schon im September 1933 den «Pfarrernotbund» gegründet hatte?

**F**estzuhalten wäre also, dass Richard Hoffmann wahrscheinlich kaum anders als die allermeisten damaligen Pastoren den deutschen Allerwelts-antisemitismus teilte, allenfalls akzentuiert durch die bigotte Vorstellung einer endzeitlichen «antichristlichen» Rolle des Judentums. Anzumerken ist dabei, dass ihm die elementare Verbundenheit des Judenhasses gerade mit der Person Adolf Hitlers vielleicht noch gar nicht hinreichend bewusst war

– wer las schon aufmerksam genug «Mein Kampf»? Ebenso erging es vielen anderen christlichen Deutschen – und auch jüdischen Deutschen, z.T. bis zur Pogromnacht des 9. November 1938. Dabei müssen wir Heutigen auch immer bedenken, dass wir gar nicht anders können, als «Antisemitismus» mit der «Endlösung» der Judenvernichtung zu verbinden. Das aber war nun einmal nicht die damalige Situation. Zugleich zeigt jedoch auch diese einzige kritische Äußerung Richard Hoffmanns zur Rassenpolitik der Nazis, wie sehr er es in alter lutherischer Tradition zu vermeiden suchte, «politisch» zu werden. Auch kam es für ihn als jemanden, der sich selbst als «Nationalsozialisten» sah, nicht in Frage, den «Führer» und seine Partei direkt zu kritisieren. Schon gar nicht lag ihm daran in «Leben aus Führung» als der Summe seines Lebens, in der es ihm – vermeintlich – fern von aller Politik um seine Gedanken und Eingebungen zu Christus, Kirche und Nation zu tun war.

Besondere politische Zurückhaltung lässt auch sein geradezu absurd schonendes Eingehen auf den scharf antichristlichen Nazi-Ideologen Alfred Rosenberg erkennen, den einzigen Trabanten Hitlers, den er überhaupt namentlich erwähnt. Der habe, wie er schreibt (§43), in seinem «Mythus des 20. Jahrhunderts» der Kirche Buchstabenglauben vorgeworfen. Weil aber, so Richard Hoffmann weiter, evangelische Christen selbst das Wort Gottes «nivelliert» hätten, könne auch ein «Suchender» (!) wie Rosenberg «nur verknochertes Buchstabenwesen» in der Bibel finden. (Wieder also Entlastung des Nationalsozialismus auf Kosten der Kirche!) Ein andermal (§248) hält er Rosenberg milde «nur sachliches Nicht-kennen» vor, weil er in Jesus lediglich eine große geschichtliche Gestalt sehen wollte, und ruft ihm zu: «Wir deutschen evangelischen Menschen danken es dir, ringender deutscher Bruder, dass du so edle Sprache von Jesu Christo, dem König der Welt redest. Aber du irrst, deutscher Bruder!» An anderen Rosenberg betreffenden Stellen (§85) strich er nachträglich Teile der eigenen Äußerungen aus, die er als zu kritisch empfand, insbesondere den folgenden Satz: «Aber, dass Alfred Rosenbergs Religion für unser geliebtes Vaterland das Todesverhängnis bedeutet, wenn es ihm zufällt, das ist sicher.»

Rosenberg, der radikale Gegner des Christentums, der es selbst für Hitlers Strategie zu arg trieb, als «Ringender», «Suchender» und «du lieber deutscher Bruder»? Musste Richard Hoffmann wirklich so weit gehen? War das einfach völlige Ahnungslosigkeit oder ebenso absurde Realitätsverweigerung? Wahrscheinlich war es eine Mischung aus beidem, herbeigeführt letztlich durch pervertierte christliche Frömmigkeit und lutherisch-preußische Obrigkeitshörigkeit. Es taucht allerdings auch ein Verdacht auf. Hatte

Richard Hoffmann inzwischen vielleicht auch einfach Angst, vielleicht heimlich und sozusagen auch vor sich selbst verborgen – Angst vor Mitleterschaft der Gestapo? Angst zumindest für seinen Sohn? Das würde zu seiner oben vermuteten Diskretion im Zusammenhang mit dem «Ariernachweis» seines Sohnes passen. Wenn dem aber tatsächlich so war, ist andererseits umso mehr zu betonen, dass er, wie wir gesehen haben, im Angesicht seines Lebensendes noch entschieden auf Hitler hoffte.

## V. Die fundamentalistischen Versuchungen von Glauben und «Schrift»

Das Kriegsende und die verstörende Nachkriegszeit mit all den existenziellen Ängsten, den Abwehrreaktionen und Hassgefühlen, die dadurch ausgelöst wurden, war zugleich der Ursprung eines großen Hungers nach neuem Glauben. Deutschnationale aller Schattierungen verlangte es nach erneuerter alleroberster Herrschaft, als heilbringender Quelle von Ordnung, sittlicher und nationaler Wiedergeburt. Auch Richard Hoffmann sehnte sich nach «innerer Wiedergeburt» seines «geliebten Volkes» (§255). Er wartete damals gleichsam nur noch auf die Nationalsozialisten, um zu seinem neuen Glauben zu finden, der die beiden Hauptelemente seines nationalprotestantischen Bekenntnisses, das Christliche und das Deutsche, in neuer Form miteinander verband.

In welchem Verhältnis aber – im Hinblick auf die resultierende Katastrophe – stehen hier das Christliche und das Deutsche zueinander? Wie weit war bei Menschen wie Richard Hoffmann das Deutsche schuld daran, dass das Christliche bei ihnen pervertiert wurde? Wie weit reißt hier andererseits eine verhängnisvolle Ausprägung des Christlichen auch das Deutsche mit sich? Dem Eindruck jedenfalls, dass es hier um eine Wechselwirkung geht, kann man sich schwer entziehen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, was aus dem neutestamentlichen «Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe» (Lukas 22.42) und aus Paulus' Gottgegebenheit aller Obrigkeit (Römer 13, siehe §§208, 249) bei Richard Hoffmann wird. Man muss aber z.B. auch daran denken, dass das prinzipielle Desinteresse des Neuen Testaments an jeglicher Form politischen Engagements bei ihm zu extremer deutscher Politikferne wurde.

Solche Erwägungen führen zwangsläufig zu Luther. Mit Recht ist immer wieder darauf hingewiesen worden, dass die Wirkung Luthers in vieler Hinsicht deshalb so fatal war, weil er und seine Welt so «deutsch» waren und weil alles, was daraus weiter hervorging, so «deutsch» blieb. Die in «Leben aus Führung» ausgebreitete monströse Gehorsamsethik, der erklärte Irrationalismus und Anti-intellektualismus, die Negierung von Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen, das Drohen mit apokalyptischen Weltszenarien, das Fehlen schlichter Liebe zum Erdendasein – das alles ist durchaus der Ausdruck einer bestimmten deutschen Fehlentwicklung und schließlich das hässliche Gesicht der deutschen Gegenbewegung gegen

die Aufklärung im 19. Jahrhundert. Es hatte dies alles mit der deutschen Art und Welt Luthers zu tun, aber auch mit einer bestimmten Gestalt des Christentums, die sich in ihm verkörperte. Am Ende einer verhängnisvollen Entwicklung dieses Christentums jedenfalls steht der fromme Lutheraner Richard Hoffmann, der «Nationalsozialist» wurde, und zwar nicht nur deshalb, weil er ein konservativer und nationalromantischer Deutscher war, sondern gerade auch weil er ein gläubiger Christ war.

**S**ofern es sich hier also auch um eine immanente Gefahr des Christentums handeln sollte, könnte diese dann vielleicht gerade in der Absolutheit und Totalität seiner Jenseitsorientierung und seines Glaubensanspruchs liegen? Ein evangelischer Pfarrer hat mir einmal von der Bemerkung eines Amtsbruders erzählt: Beim Jüngsten Gericht werde Gott ja einige Fragen an ihn richten – aber er werde dann auch einige Fragen an Gott haben. Richard Hoffmann hätte den Mann in die heißeste Hölle verbannt, so wie natürlich auch Luther (der nach einem eigenen Wort schon Ruten geschnitzt hatte für Leute, die so unnütze Fragen stellten wie etwa die nach der Tätigkeit Gottes vor der Erschaffung der Welt). Im Sinne von Glauben und Lehre des Christentums haben Luther und Richard Hoffmann durchaus Recht. Da kommt einer und will Gott vor Gottes eigenes Gericht ziehen! Da geraten die Fundamente des Christentums ins Wanken. Der kritische Punkt ist das schon vom Jesus der Evangelien so heftig gestützte Drohszenarium von Jüngstem Gericht und ewiger Verdammnis.

Den vielleicht prominentesten Schlag gegen Hölle und Fegefeuer hat übrigens Papst Johannes Paul II. geführt, der einmal erklärt hat, die Hölle sei am besten als «leer» vorzustellen. Damit stieß er auf entschiedenen Widerspruch, nicht zuletzt übrigens vom damaligen Vorsitzenden der Glaubenskongregation, seinem späteren Nachfolger. Es war dies ein erstaunliches Stück päpstlicher Ketzerei, denn das bedeutete ja nichts anderes, als dass der Papst sich unterfing, «christlicher» denken zu wollen als Gott selbst. Und der Einwand dagegen etwa, die Absurdität des päpstlichen Gedankens liege darin, dass Gott schließlich kein Christ sei, würde die Sache nur noch schlimmer machen. Es ist im übrigen ein Dilemma des Christentums (vom Islam ganz zu schweigen), dass seine jenseitigen Drohungen und Verheißungen kaum mit den drei am dringendsten auf Erden benötigten Eigenschaften des Menschen zusammengehen: mit Menschlichkeit, selbständigem Denken und Mut.

**K**ant hat bekanntlich gesagt, der Mensch sei «aus krummem Holz geschnitzt» – eine Formulierung von einiger Bedenklichkeit: Könnte sie doch den Blick auf Gott als den verantwortlichen Schnitzer lenken. Aber wie

dem auch sei – unzulänglich und «krumm» sind dann eben auch Denken und Sprache des Menschen. Das aber bedeutet, dass auch alles Glaubensförmige und Religiöse «krumm» ist, weil es von den Menschen in ihren prinzipiell unzureichenden Gedanken und Worten ausgedrückt, entsprechend «krumm» verstanden und «krumm» angewendet wird.

Es gehört zur «Krummheit» aller menschlichen Dinge, dass Herrschsucht, Freund-Feind-Denken und Menschenverachtung immer wieder Individuen, Gruppen und ganze Gesellschaften befallen, so dass sie einander das Leben zur Hölle machen. Von den Religionen aber neigen zumindest die monotheistischen Jenseits- und Schriftreligionen dazu, diese negativen Kräfte zu verstärken, und zwar umso mehr, je radikaler ihr Monotheismus und ihre Jenseitsorientierung sind. Spätestens mit dem Ersten Gebot jedenfalls kamen die Scheidung der Menschen in «Gläubige» und «Ungläubige», der Fundamentalismus und der religiöse Hass in die Welt.

So ist das Alte Testament von eben dieser zweifelhaften – «krummen» – menschlichen Art, und zwar gerade weil es so großartig, so reich und so bunt ist, das Werk vieler Autoren, vieler Epochen, widersprüchlich, menschlich-allzumenschlich, unmenschlich und übermenschlich. Da ist z.B. die vertrackte Geschichte von Hiob, die sogar Richard Hoffmann zunächst in Zweifel gestürzt hatte, wie er schreibt, bis er durch «die Hausmutter von Pniel, Schwester Ina», Erleuchtung fand (§163). Da wettet Gott – skandalöserweise – mit Satan um die Stärke von Glauben und Gehorsam des ausgewählten Opfers Hiob. Dessen anschließendes – wie Richard Hoffmann es nennen würde – «Gebrochenwerden und auf die Füße-gestellt-werden» (§16) durch Gott rückt diesen ins dunkle Reich der Folterer, mindestens aber in einiges Zwielflicht.

Aber auch das Neue Testament ist voller Fragwürdigkeiten. Etliche Worte des neutestamentlichen Jesus sind keineswegs vom Geiste der Bergpredigt und von jener Liebe, die nach Paulus als letztes bestehen bleibt, wenn nichts anderes (auch Gott nicht?) mehr gilt. So sagt, ganz im Sinne des Ersten Gebots seines Vaters, im Neuen Testament der Sohn: «Wer nicht für mich ist, der ist wider mich». Das ist das Schwarzweiß- und Freund-Feinddenken, das der Nährboden für allen Fanatismus ist. Entstanden aus der Opfer- und Märtyrermertalität des frühen Christentums, hat es die Liebesbotschaft des Evangeliums immer wieder beschädigt und wurde zur Maxime für alle christlichen Fundamentalisten und ihre Rachsucht. Da hilft es auch nicht, dass diesem Jesuswort gleich mehrere ganz andere entgegenstehen: «Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch!» (Lukas 9.50), «Und wenn euch jemand nicht aufnehmen und eure Rede nicht hören will, so geht heraus aus diesem Hause und schüttelt den Staub von euren Füßen» (Matthäus 10.4,

12.30 u.a.) und im Grunde natürlich auch «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!» (Lukas 23.34).

Weitreichende Wirkung haben nun einmal – so anfällig, wie die Menschen für dergleichen sind – gerade auch die menschenfeindlichen Worte des Neuen Testament gehabt. Die gelegentliche Inhumanität des neutestamentlichen Jesus hängt dabei wesentlich damit zusammen, dass er ein obsessiver Apokalyptiker ist. Wessen Sehweise aber «apokalyptisch» ist, d.h. auf das Jenseits gerichtet, auf das Jüngste Gericht und den Anbruch des Reiches Gottes, auf Himmel und Hölle, der wird sich nicht so sehr dafür interessieren, wie es auf Erden zugeht. Er wird dies besonders dann nicht tun, wenn er wie der Jesus der Evangelien davon überzeugt ist, dass der Jüngste Tag in wenigen Jahrzehnten bevorsteht: «Wahrlich, ich sage euch, es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.» (Matthäus 16.28). Dass gerade diese Prophezeiung durch den tatsächlichen Gang der Zeit widerlegt wurde, hat bekanntlich dem Glauben – weil Glaubensbedürfnis – keinen Abbruch getan. «Glaube», schreibt Nietzsche im «Antichrist» (Kap. 52), sei «Nichtwissen-wollen was wahr ist». Auf die Bibel als Glaubensgrundlage angewendet, heißt das: auch nicht wissen wollen, was im Text steht. Ignoranz, das Nicht-wissen-wollen, ist sozusagen die Systemschwäche des Glaubens. So neigt ignoranter Glaube auch dazu, den Blick auf Tatsachen (und in Texte) als eine Art von Unglauben anzusehen.

Das Verblassen der Endzeiterwartung in den frühchristlichen Jahrhunderten hat bekanntlich dazu geführt, dass die mittelalterliche und spätere katholische Kirche sich unerschütterlich im Diesseits einrichtete. Das taten später auf ihre Weise auch Calvinisten und Puritaner. Vor allem in Deutschland aber wurde die Erwartung des Jüngsten Tages im Verein mit dem Glauben an Sünde, Gnade und Erlösung durch Luther verinnerlicht und intensiviert, mit weitreichenden Folgen. Eine davon liegt in «Leben aus Führung» zutage, einem exzentrischen Spätprodukt des Luthertums, welches zeigt, wie sehr Glauben an Apokalypse und Fundamentalismus zusammenhängen und wie problematisch das Verhältnis beider zu Menschlichkeit und Zivilität ist.

**A**m Anfang von Gewalttätigkeit und Grausamkeit stehen die Phantasie und die Bilder in den Köpfen der Menschen. Eben darauf beruht, wie gesagt, die fatale Wirkungsmacht der neutestamentlichen Weltuntergangsvisionen. Dass diese, wie insbesondere das Fortwirken der Offenbarung des Johannes zeigt, für die europäische Geisteswelt und Kultur äußerst fruchtbar gewesen

sind, steht hier nicht zur Diskussion. Es geht hier – mit Blick auf «Leben aus Führung» – allein um die folgenschwere Macht derjenigen Mentalität, aus der heraus sich der Jesus der Evangelien über Jüngsten Tag, Weltgericht und Verdammnis äußert. Dieser Jesus ist wie besessen von der Weltkatastrophe des Endgerichts, dessen Kommen er herbeisehnt und selbst betreibt: «Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollt' ich lieber, denn es brennete schon!» (Lukas 12.49f). Für das Jüngste Gericht, wenn Gott die «Böcke» von den «Schafen» scheiden wird (Matthäus 25.33), kündigt er die größten Schrecken an: «Dann wird er [Gott] auch sagen zu denen zur Linken [d.h. den «Böcken»]: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer...!» (Matthäus 25.41). «Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden. Und werden sie in den Feueröfen werfen; da wird sein Heulen und Zähneklappen» (Matthäus 13.49–50). Die Städte, die Jesu und seiner Jünger Botschaft nicht annehmen, sollen ein schlimmeres Schicksal erleiden als Sodom und Gomorrha (Lukas 10.10ff, Matthäus 11.20f). Nur nebenbei sei bemerkt, dass nach dem Glauben der moslemischen Schiiten der «Mahdi», der Zwölfte, der «verborgene» Imam, erst nach einem weltweiten Chaos mit Millionen Toten seine Herrschaft der «absoluten Gerechtigkeit» antreten kann. Endzeitliche Gewaltphantasien sind anscheinend mit monotheistischen Offenbarungsreligionen untrennbar verbunden.

Sogar Richard Hoffmann hatte, wie er schreibt, seine Schwierigkeiten damit (§91): «Aber die Weissagung unseres Herrn vom Ende der Zeiten? (Matthäus 11.24) Ist sie nicht so schrecklich, dass man verzagen müsste? Ich gestehe, dass dieses wesentliche Stück der christlichen Predigten wohl als das letzte mir als innerer Besitz geschenkt worden ist in jenem Priel zu Bad Oeynhausen. Seitdem weiß ich, dass die Worte ‚vom Ende‘ dem reifen Christen ganz gewiss nicht zur Last werden können. Vielmehr hört der von Gottes in der Bibel wehendem Geist berufene, erleuchtete Christ die alles in Schatten stellenden, hinter sich lassenden Worte der Hoffnung: Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter, darum, dass sich eure Erlösung naht (Lukas 21.28).» Diese «Hoffnung» besteht also offenkundig nur für die «Berufenen» – was ist mit denen, die es nicht sind? Für Richard Hoffmann bestand hier kein Problem, denn er sah sich natürlich auch selbst unter den Auserwählten. (Wieso eigentlich? Kannte er die Gerechtigkeit Gottes und seine Maßstäbe so genau?). In den anschließenden Sätzen rettet er sich dabei auch wieder in mystischen Höhenflug, und zwar durch Erinnerung an die angebliche «gewaltige Verkündigung, dass die gesamte Schöpfung erlöst werden soll».

**G**ewalterfüllt und mitleidlos sind aber auch die Prophezeiungen des neuteamentlichen Jesus für die vorausgehende Endzeit der Menschheit auf Erden. Sie sind für ihren Verkünder begreiflicherwise umso unbedenklicher, als diese Zeit des «Antichrist» (so auch bei Richard Hoffmann) ja nur kurz sein wird. Ohne Erbarmen spricht Jesus über das endzeitliche Ausbrechen von Zwietracht, Hass, Gewalt und insbesondere über das Zerschneiden der Familienbande unter denen, die ihm nicht folgen: «Meinet ihr, dass ich herkommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein: drei wider zwei und zwei wider drei. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter...» (Lukas 12.49f, vgl. Matthäus 10.21, 34f).

So wie er selbst es durchweg tut (z.B. Matthäus 12.47, Johannes 2.5), sollen auch seine Anhänger im Angesicht des Jüngsten Tages gleichgültig gegen ihre Familienangehörigen sein: «Wer Vater und Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, der ist mein nicht wert» (Matthäus 10.37). Vor allem aber sollen sie die schrecklichsten Martern und überhaupt ihr Leben um seinetwillen und mit dem Blick auf das ewige Leben gering achten: «Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden» (Matthäus 10.38–39). Im Luthertum sollte dies zu jener Verachtung des auch von Richard Hoffmann so genannten «Fleischlichen» (§49) – des Erotischen, des Geldverdienens und –besitzens (vgl. §102) und nicht zuletzt des Politischen – führen, zugleich insgesamt zu jener Angestrengtheit und Überanstrengung des Glaubens durch die Zumutung des «Kreuz-nehmens», wie wir sie bei unserem Autor finden.

**A**ngesichts der Erfahrungen des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts haben wir heute ein schärferes Augenmerk auf jene Flecke eines hass-erfüllten und rachsüchtigen Fundamentalismus, die die Behandlung des Diesseits durch den neuteamentlichen Jesus verdunkeln. Es geht dabei um nicht weniger als die Zivilisation in ihrer entscheidenden Bedeutung als Humanisierung des Daseins. Richard Hoffmann spricht von ihr wie die Nazis verächtlich als «kränklicher Civilisation» (§155) oder der «entarteten Civilisation der Großstadt» (§212) – die alte deutschtümliche Verdammung französischer Dekadenz, die bei ihm zugleich eine theologische Verdammung ist: Er sieht in der Zivilisation «eine Verheerung dessen..., was ‚Leben‘, nämlich ‚Leben im Sinne Gottes‘ ist» (§24).

Der amerikanische UN-Botschafter Cabot Lodge hat in den 50-er Jahren der in den Vereinten Nationen versammelten Menschheit zugerufen: «Diese Organisation wurde geschaffen, um euch vor der Hölle zu bewahren, nicht um euch den Himmel zu schenken». Damit hatte er das gar nicht so nüchterne (wie man damals wohl meinte), sondern sehr ehrgeizige und gleichwohl alternativlose Ziel aller Zivilisation überhaupt ausgesprochen: Das Leben auf dieser Erde so human wie möglich zu halten und so weit wie möglich zu verhindern, dass die Menschen es sich zur Hölle machen. Im Lichte dieser Zielsetzung sind seinerzeit die Charta der Vereinten Nationen und deren Allgemeine Erklärung der Menschenrechte zur Grundlage der zivilisierten Welt schlechthin geworden.

Es sind dies aber eben «zivilgesellschaftliche» und keine religiösen Grundlagen. Zumindest die drei großen monotheistischen Offenbarungsreligionen sind vielmehr von Hause aus «unzivil». Als Religionen mit leidenschaftlich gläubiger Anhängerschaft können sie schwer darauf verzichten, zwischen «Gläubigen» und «Ungläubigen» zu unterscheiden, und es kaum akzeptieren, dass beide gleichermaßen in den Genuss von Menschenwürde und Menschenrechten als Geschenken Gottes kommen. Andererseits sind die Vereinten Nationen gerade aus der christlichen Welt und ihrer Kulturtradition hervorgegangen, nicht ganz so sehr freilich wie die Menschenrechte und die auf ihnen beruhende «offene Gesellschaft» oder «Zivilgesellschaft» als Träger aller heutigen Zivilisation. Deren «zivile» Kultur als spätes Produkt der alttestamentlichen Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott, der griechischen Stoa und des Neuen Testaments steht jedoch in einer ganz anderen (und nicht nur) christlichen Tradition als die nationalprotestantische Glaubenswelt von «Leben aus Führung». Über diesen Zusammenhang wird noch zu sprechen sein.

Richard Hoffmann jedenfalls will – wie sein kriegsfreudiger Gott – alles andere als «Civilisation», und ein halbwegs friedliches, halbwegs erträgliches Zusammenleben der Völker. Er war vielmehr der leidenschaftliche Wortführer eines religiösen Irrationalismus und Anti-intellektualismus, eines «Christianismus», wie man sein ideologisiertes Christentum analog zum «Islamismus» nennen könnte. Diese Ideologisierung war die immanente Schwäche dieser Art von Glauben. Richard Hoffmann wird von seinem Fundamentalismus dazu gedrängt, Zweifel und Skepsis und auch schon eingehenderes Nachdenken (sein immer wieder gebrauchtes Wort dafür ist «Grübeln») als Gefahr für seinen Glauben und seine Gotteskindschaft abzulehnen. Dabei wird immer wieder deutlich, wie sehr auch bei ihm gerade die Angst eine Quelle des Glaubens ist. Der geliebte Wandspruch, den

er täglich vor Augen hatte, lautete (§11): «Fürchte dich nicht, glaube nur!» (Lukas 8.50, Markus 5.36) Furchtlosigkeit ist nur auf dem Wege über Jesus Christus zu erreichen (§16): «So muss es denn bei jedem Menschen, der zu einem Leben der Furchtlosigkeit kommen will, zu einer Begegnung mit Jesu Christo kommen.» «Da haben wir den Grund aller menschlichen Furcht,» schreibt er (§14), »das Herausfallen aus der Gemeinschaft mit Gott, in der man so geborgen ruhen könnte, freilich nur im Kindesgehorsam gegen den Vater».

Angst, und zwar die elementare Angst Luthers, vom Teufel um die ewige Seligkeit gebracht zu werden, ist es auch, die Richard Hoffmann Luthers fatale Schrift «Vom unfreien Willen» so leidenschaftlich bejahen lässt (§§167, 249f.) – die abgründige Angst vor der Freiheit, die immer auch die Freiheit zum Bösen ist. Doch die von Luther so gepriesene Unfreiheit des menschlichen Willens war ja ohne die abendländische Freiheitsvorstellung gar nicht denkbar (wie denn der Islam z.B. das Problem auch gar nicht kennt). Daher Luthers – und Richard Hoffmanns – maßlose und so verhängnisvolle Umarmung der Unfreiheit.

Zugleich spricht Richard Hoffmann vom «frei und froh, weil furchtlos machenden Glauben» (§19). Das ist zugleich seine Vorstellung von «Freiheit». Er kennt sie nur als freudig erlebte Freiheit von Angst durch Glauben an Gott, als Freude über das Behütetsein durch ihn, als frohen «Gottgehorsam» (§30). «Wo der Geist des Herrn (freundlich helfend) ist», schreibt er (§136), «da ist Freiheit (2. Korinther 3.17)». «Frei» in diesem Sinne der Gottergebenheit ist für ihn letztlich nur Christus selbst (§30) : «Freude, vollkommene Freude, hatte nur der Eine, der Mann von Gethsemane, der in freier sittlicher Entscheidung – Gottgehorsam – das Kreuz aus den Händen seines Vaters nahm und trug (Matthäus 26.39)».

Zu diesem «Kindesgehorsam» (§14) aber wird der Glaube umso leichter, je mehr von Angst getrieben er ist, Angst vor dem eigenen Versagen durch Zweifel und Glaubensschwäche: «Ein Augenblick des Abfalls vom Herrn, und man ist in Satans Gewalt» (§230). Auch der Kern von Richard Hoffmanns Anti-individualismus, seines Ordnungs- und Gemeinschaftsglaubens ist letztlich Angst, seine Angst vor dem Chaos (§172): «Religion und Familie sind in ihrem Quellpunkt, der Ehe, vereint, geradezu die Voraussetzung aller Geschichte. Ohne sie bricht das Chaos aus». In einem circulus vitiosus war aber auch gerade seine Angst der Ursprung dieser »dunklen«, »unheimlichen«, »satanischen« Mächte (vgl. §§13, 22, 215, 242), von denen Richard Hoffmann nach dem Vorbild Luthers seine christliche oder deutsche Welt so oft «umringt» sah (§215): «Gott führt, Gott gab uns, die wir umringt sind

von einer satanischen verblendeten Welt, bis ins innerste erschüttert sind von den dunklen Mächten der Zersetzung in der Welt, den starken Führer.» So war es auch diese apokalyptische Weltangst, die ihn in die Arme des von Gott gesandten Retters trieb. Jemand hat gesagt: Wer den Teufel fürchtet, den hat er auch schon im Griff.

**R**ichard Hoffmann ist schließlich auch ein Beispiel dafür, wie fundamentalisierter Glaube zur paranoiden Abwehr gegen alles werden kann, was ihn unsicher machen könnte. Paradoxerweise wird aber gerade dadurch das «Betriebssystem» des Glaubens auf verhängnisvolle Weise «virenanfällig». Es vermag danach die eindringende «Viren» z.B. der Gewaltbejahung, des Rassismus oder des Führerkults nicht mehr als solche zu erkennen. Um bei dem Bilde zu bleiben: Es identifiziert – umgekehrt – vorhandene «Antivirenprogramme» nunmehr als abzuwehrende gefährliche «Viren». So polemisiert Richard Hoffmann mit Heftigkeit gegen die hilfreichen «Programme» der Willensfreiheit, des selbständigen Denkens und der Vernunft. Und nicht nur das: Er wendet sich, wie wir noch genauer sehen werden, gerade auch gegen die christlichen Gebote der Feindesliebe und der Friedfertigkeit.

Das auffallendste Beispiel für die «systembedingte» Schutzlosigkeit von Richard Hoffmanns Glauben gegen die braune Infektion ist sein Verstoß gegen das Erste Gebot: «Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine anderen Götter haben neben mir». Er ersetzt es letztlich durch seine neue Dreifaltigkeit (§7): «Gott, unser Volk, die Heimat Erde, das sind die wirklich unendlichen und für unser tägliches Leben schier endlosen Quellen...», oder (§155): «Es ist eine ungeheures Geheimnis um das Zusammengehören von Gott, Volk und Boden.» Dabei genügt es ihm mit dem guten Gewissen des Nationalprotestanten, wenn Gott in diesem Unternehmen sozusagen die Mehrheitsanteile hält. Am Ende bedeutete das: Die Nazis brauchten ihren Schwindel nur unter den Titel «Gott» und «positives Christentum» zu stellen, und für Richard Hoffmann – und für wie viele andere gottesfürchtige Pastoren? – war alles in bester Ordnung.

«Leben aus Führung» zeigt ferner, wie leicht gerade auch die christlichen Kernvorstellungen von Sünde, Gnade und Vergebung pervertiert werden können. Der in mystische Höhen gerichtete Blick Richard Hoffmanns nimmt die irdische Arena der moralischen Zurechenbarkeiten und Verantwortlichkeiten nur verschwommen wahr. So setzt er Irrtum und Unzulänglichkeit einfach mit dem Bösen gleich und nennt alles gleichermaßen «Schuld» (§140): «Keiner sage, Irrtum, Unzulänglichkeit, das

Böse bedeute etwa nicht Schuld. Das Dasein der drei Unheilskräfte ist Menschenschuld, Menschenschuld von Urtagen her». Ist doch die «Sünde» für Richard Hoffmann nicht nur «Ungehorsam gegen Gott» (§152), sondern darüber hinaus – in mystisch-pietistischer Tradition, aber letztlich auch in Luthers Tradition? – die Entferntheit auch durch «Irrtum, Unzulänglichkeit» vom Einssein mit Gott, eine Entferntheit, die der Mensch von sich aus nicht überwinden kann (§71).

Die ganze Verwaschenheit von Richard Hoffmanns immer wiederkehrender Suada über Sünde, Schuld, Gnade, Vergebung und Erlösung wird in seiner folgenden Betrachtung der nationalen Situation nach dem Ersten Weltkrieg besonders deutlich (§39):

«Wer in Deutschland, er stehe wo er wolle, hat keine Schuld? Wertvoller als Selbstzerfleischung durch gegenseitige Beschimpfung im Angesichte lauernder Feinde in pharisäischer Gesinnung ist gemeinsame Beugung aller Klassen, Stände und Menschen vor dem ewigen Richter und Lenker der Weltgeschichte. Er lenkt die Welt unter dem gewaltigen Thema ‚Schuld und Sühne‘. Er weiß, wo das Maß der Schuld voll geworden ist zum Überlaufen, Er weiß, wo noch jene Beugung unter seine züchtigende Hand vorhanden ist, da seine Gnade noch wirksam werden kann. Und es mag sein, dass eben dort den Stunden der Erniedrigung die Erhöhung folgt...– Dass ich nicht missverstanden werde! Ich will niemanden, der Schuld hat, von der Schuld freisprechen. Aber das will ich, dass ich mich mit allen Gliedern meines Volkes unter die gemeinsame Schuld vor Gott beuge. Schuld bleibt Schuld, und sie muss und wird ihre Strafe finden. Wie denn Jesus Christus im Blick auf die Gesamtschuld der Welt an seinem Kreuzestode sagte: Es muss ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt (Matthäus 18.7). Uns ziemt nichts anderes als ehrfürchtige Beugung vor dem verborgenen Gotte und das Flehen um sein Erbarmen in der Glaubensgewissheit der Vergebung um Jesu Christi willen, in der man dann aufrecht und mannhaft auch den Weg blutigen Völkerringens gehen kann...»

Besonders diese letzten Worte sprechen für – d.h. gegen – sich selbst.

Karl Barth hat 1945 in der S. 13 erwähnten Rede die spezifische intellektuelle und moralische Perversion, die darin liegt, mit klarem Blick analysiert: «Und man muss endlich mit dem religiösen Tiefsinn der Deutschen rechnen, der der Anerkennung eigener konkreter Schuld allzu gerne damit ausweicht, dass er auf die große Wahrheit hinweist, vor Gott seien schließlich alle Menschen und Völker gleich schuldig und gleich sehr der Vergebung ihrer Sünden bedürftig, aus der dann kühn der Schluss gezogen wird, dass

eine besondere deutsche Buße offenbar nicht nötig und durchaus nicht angebracht sei...»

Unschärfe und Wolkigkeit zeichnen Richard Hoffmanns Christentum überhaupt aus. Es ist eine Art mystischer Fundamentalismus, der ihn zu den tiefsten Wurzeln seines Glaubens, dem «ungeheueren Geheimnis» (§155) zieht, und was er dort erahnt, bleibt in fromme Nebel gehüllt. In diesen Nebeln verliert sein Christentum seine Konturen. So schreibt er an einer aufschlussreichen Stelle (107 f): «Denn nicht in der Angleichung der Gedanken Gottes an die Gedanken der Welt liegt die Kraft der Kirche, sondern in dem ‚in Christo verborgenen Leben‘ liegt die Siegeskraft der Kirche. – In Anerkennung dieser Tatsache habe ich es mir deshalb während meiner Tätigkeit im Pfarramt zunehmend zur Pflicht gemacht, immer seltener von der Religion, immer öfter von Jesu Christo zu den Menschen zu reden zu versuchen, ihnen eine Begegnung mit Christo zu vermitteln, wie man sie mir in Pniel (Bad Oeynhausen) vermittelt hat. Gelegentlich konnte ich im vertrauten Kreise erweckter Christen das scheinbar widerspruchsvolle Wort wagen: ‚Die Religion muss sterben, damit Christus in uns lebendig werde.› Umso leichter aber konnte seine solchermaßen grenzenlos gewordene Religion mit anderen Heilslehren verschwimmen.

Eine ebenfalls charakteristische «Systemschwäche» der Religiosität Richard Hoffmanns ist ihre Tendenz zur Vergewaltigung der Welt durch Polarisierung, durch einen alles beherrschenden Dualismus von Satan und Erlöser, Licht und Finsternis, Gut und Böse, Geist und Materie, Gnade und Verdammnis, Himmel und Hölle, lichten Höhen und schwarzen Abgründen. Religiöser und philosophischer Dualismus war in der Spätantike verbreitet und ein starker Zug gerade auch des Christentums. Die Religion eines dualistischen Fundamentalismus par excellence war der Manichäismus. Die Kirche des Mittelalters, die sozusagen ihren eigenen «Kirchenfundamentalismus» hatte, bekämpfte ihn deshalb erbittert und vernichtete ihn schließlich. Im Kern scheint polarisierender Fanatismus freilich zu allen Zeiten unausrottbar. Gläubiges Denken in radikalen Gegensätzen hat die Macht einer Droge. Auch dafür ist Richard Hoffmann ein Beispiel.



## VI. Der Streiter wider die Moderne

**Z**u Beginn der Nazi-Ära schrieb Dietrich Bonhoeffer an seine Schwester: «Die Frage ist wirklich Germanismus oder Christentum, und je bald der Konflikt offen zutage tritt, desto besser. Die Verschleierung ist am allergefährlichsten». Mit der «Verschleierung» traf er den Kern des sich «nazifizierenden» Nationalprotestantismus, wie «Leben aus Führung» beweist. Einsam und verblich waren Stimmen gegen den «Germanismus» schon mehr als hundert Jahre früher gewesen. Ein früher Warner war Goethe. Heinrich Heine aber beschloss 1834 seine «Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland» mit der berühmt gewordenen Prophetie:

«...wenn einst [in Deutschland] der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen.

Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome...

Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte...

Jetzt ist es freilich ziemlich still; und gebärdet sich auch dort der eine oder der andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellend und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen.»

Was Heine hier als «Wildheit der alten Kämpfer» mit ihrer «unsinnigen Berserkerwut» und schließlich als Einzug der todbereiten Gladiatoren in die Arena beschreibt, war seine Vision des deutschen Zivilisationsbruchs durch eine wie immer geartete Revolution. (Übrigens hatte er schon 1823 an seinen Freund Moritz Embden geschrieben, er gehöre nicht zu den demagogischen Befürwortern einer Revolution in Deutschland, «aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, dass bei einem Siege dieser letzteren einige tausend jüdische Häse, und just die besten, abgeschnitten werden.»)

Nach Heines Diagnose zerbricht infolge der «Morschheit» des Christentums der die Deutschen «zähmende Talisman, das Kreuz», worauf diese in ihre alte heidnische Barbarei zurückfallen, als Auftakt zur großen Katastrophe.

Kehren wir von hier aus zu Richard Hoffmann zurück. Sein leidenschaftliches Christentum mag zunächst durchaus nicht als «morsch» erscheinen. Aber eben nur zunächst. Es ist, wie bereits dargestellt, sehr viel, was an diesem Christentum nicht stimmt. Ich denke, dass Heine auf die Frage, worin er denn jene «Morschheit» des Christentums im Deutschland seiner Zeit erkannt habe, sinngemäß geantwortet hätte: Mit dem «Kreuz» habe er die gesamte große Kulturtradition des Christentums gemeint. Diese sei in Deutschland «morsch» geworden unter dem Einfluss einer überwältigenden deutschen Gegenströmung gegen die Aufklärung und die Französische Revolution. Dadurch sei alt-neuem Heidentum Tür und Tor geöffnet worden.

Auch die so anti-aufklärerische geistige Welt von «Leben aus Führung» steht ganz – und in noch zugespitzter Form – in dieser Tradition von «Gegenaufklärung» und rückwärtsgewandter Nationalromantik. Deren eigentliches Charakteristikum – und auch eine der letzten Ursachen der späteren deutschen Katastrophe – ist ihr alles beherrschender Irrationalismus. «Leben aus Führung» zeigt dabei mit beispielhafter Deutlichkeit, dass dieser Irrationalismus starke christliche, aber auch spezifische deutsche Wurzeln hatte. Beides muss man im Auge haben, um die Entwicklung des pietistischen Lutheraners, Mystikers und Romantikers Richard Hoffmann zum «Nationalsozialisten» zu verstehen. Dazu gilt es einen Blick auf die Gesamtheit jener christlichen Kulturtradition Europas zu werfen, die bei ihm in so fataler Verengung und Verzerrung erscheint.

**W**ir hatten von der Anfälligkeit glaubensstarker Religiosität für die «Viren» des Fanatismus und Fundamentalismus gesprochen und dargestellt, warum ein Glaube wie der christliche immer wieder Gefahr läuft, wie ein fehleranfälliges Computerbetriebssystem gefährliche «Viren» und nützliche «Virenschutzprogramme» miteinander zu verwechseln. Dem müssen wir nunmehr die Tatsache entgegenstellen, dass die christlich-europäische Kultur als ganze sich dennoch immer wieder als durchaus widerstandsfähig gegen ein Abgleiten in die Barbarei erwiesen hat. Das liegt daran, dass das Christentum von seinen ersten Anfängen an immer wieder ergänzende Elemente unterschiedlicher Art in sich aufgenommen hat, die seine Humanität und «Zivilität» stärkten. Sie stammten aus der griechischen und römischen Antike, aber auch aus der zuerst feudalen und später städtischen Kultur der neuen mittel- und nordeuropäischen Völker: griechische Philosophie, Naturwissenschaft und demokratische Theorie, römisches Rechts- und Republikverständnis, nordeuropäisches Persönlichkeits-, Freiheits- und Gleichheitsdenken, nordeuropäische Adels-, Handwerks- und Arbeitskultur und vieles andere mehr.

In dem einzigartigen symbiotischen Wechselspiel aller dieser Elemente erwies sich das Christentum immer wieder als die große treibende und erneuernde Kraft, die es von Hause aus war. Der neutestamentliche Jesus hatte die Religion seiner Väter von Verkrustungen und Entstellungen durch die Tradition befreien, vor allem aber das ursprüngliche Verhältnis der Menschen zu Gott erneuern und intensivieren wollen. So forderte er nicht nur unbedingte Nächstenliebe, unbedingte Gewaltlosigkeit und unbedingte Gleichheit aller Menschen vor Gott, sondern auch eine neue Unmittelbarkeit und Persönlichkeit ihres Verhältnisses zu ihm. Gott wurde durch ihn in einem ganz neuen Sinne zum Vater der Menschen. Das hatte von Anfang etwas Rebellisches, Riskantes, «Protestantisches» gehabt und sollte sich im Laufe der Zeit als höchst folgenreicher Schritt in der gesamten Geschichte der Religionen erweisen. Die Folge des Evangeliums war die weitere Humanisierung der alttestamentlichen Religion. Seine Botschaft brauchte einen – gerade wegen seiner Gotteskindschaft – eigenständigeren, freieren, verantwortlicheren Menschen. Wobei Jesus mit dieser Humanisierung gewiss keine Entwicklung auslösen wollte, in der der Mensch immer mehr in den Mittelpunkt und Gott immer weiter aus der Welt hinausgedrängt wurde.

Aber diese «Gefahr» war da. Im Laufe des europäischen Mittelalters vereinigten sich das Christentum und alle übrigen Triebkräfte der europäischen Kultur endgültig zu einer kritischen Masse (worauf übrigens der Islam sich erschrocken auf sich selbst zurückzog), und es begannen jene das christliche Europa säkularisierenden Explosionen und Flächenbrände, die am Ende nicht nur Europa, sondern die ganze Welt veränderten oder jedenfalls vor völlig neue Tatsachen stellten. Die mittelalterliche Kirche – später die katholische, aber auch die «protestantische» – leistete erbitterten Widerstand. Auf die Reformation folgte die Gegenreformation, auf die Aufklärung die Gegenaufklärung, auf die Französische Revolution die politische und ideologische Restauration im 19. Jahrhundert. Das Christentum aber stand in diesem Prozess sowohl auf der Seite der Beschleunigung als auch auf der der Verlangsamung: In seinen kirchlich organisierten Formen hielt es an seinen Traditionen fest und widersetzte sich der auflösenden Dynamik, als Fortsetzung aber des rebellischen, humanisierenden Elements im Neuen Testament trieb es sie voran. Dabei vollzog sich der sich immer mehr beschleunigende und verselbständigende Prozess der «Säkularisierung»: Das Christentum löste sich gleichsam vom Jenseits und verflocht sich in seinen Anschauungen mit dem Diesseits. Zugleich fand eine ungeheure Expansion dieses Diesseits und seiner Kenntnis statt, wodurch die angestammte jenseitige Glaubenswelt des Christentums in eine immer größere Ferne gedrängt wurde.

In Deutschland liegen besondere Ursachen der von Heine diagnostizierten prekären Schwächung des Christentums in den seit jeher verwickelten Verhältnissen des schwierigen Landes. Daraus war über die Jahrhunderte ein immer gravierenderer deutscher Rückstand gegenüber der europäischen Moderne erwachsen. Die Gesamtheit der komplizierten Zusammenhänge hat man erst spät verstehen gelernt, nicht zuletzt durch Max Weber. 1935 verfasste Helmuth Plessner im niederländischen Exil seine wegweisende Abhandlung über das «Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche», die er 1959 unter dem berühmt gewordenen Titel «Die verspätete Nation» neu herausgab. Um dieselbe Zeit, 1934, schrieb Richard Hoffmann sein «Leben aus Führung».

In Deutschland hat die allmähliche Herausbildung eines Nationalstaats, die in England und Frankreich lange vor dem Beginn der Neuzeit eingesetzt hatte, bekanntlich erst mit großer Verspätung stattgefunden. Das deutsche Reich des Mittelalters war ein politisch nicht handhabbares Gebilde. In der Rückschau lief Deutschland im Vergleich mit Frankreich und England schon früh Gefahr, dereinst als Staat und als Nation in größte Schwierigkeiten zu geraten. So fügte dort im 16. Jahrhundert die Reformation der territorialen Zerklüftung die religiöse hinzu. Dagegen entwickelten sich Frankreich und England im 17. Jahrhundert endgültig zu zentral regierten Nationalstaaten mit Hauptstadt, hauptstädtischer Gesellschaft und einem landesweit an ihr sich orientierenden Bürgertum. So konnte es dort im selben Jahrhundert zur sogenannten Frühaufklärung und zu einem ersten politischen Humanismus kommen.

Zur selben Zeit wurde Deutschland durch den 30-jährigen Krieg verwüstet, der außerdem die territoriale und konfessionelle Gespaltenheit des Landes vertiefte, das Bürgertum ruinierte und die Macht der Landesfürsten – gerade auch mittels der Religion – stärkte. An der Frühaufklärung nahm Deutschland nicht teil. Stattdessen kam es im deutschen Protestantismus – der kulturell führenden Kraft – als Reaktion auf die Religionshoheit der Territorialfürsten zur inneren Abwendung von deren Staatskirchentum, so unbestritten diese ansonsten blieb. Es kam zu jenem Rückzug des Einzelnen von Staat und Politik, der dann so wesentlich für die deutsche «Innerlichkeit» wurde. Als sich die Aufklärung im 18. Jahrhundert auch in Deutschland verbreitete, hatte dies zwei gegensätzliche und entsprechend irritierende Auswirkungen. Zum einen verstärkte sich die Individualisierung und Verinnerlichung der Religion, die ohnehin in der Linie des Luthertums lag. So entwickelte sich der Pietismus. Zum anderen aber kam es zu tiefgehender Abkehr von Religion und Kirche überhaupt, bezeichnenderweise insbeson-

dere bei Söhnen von Pastoren, also gerade bei der damaligen geistigen Elite des Landes.

Starke Erschütterungen beschleunigten von der Mitte des 18. Jahrhunderts an die Entwicklung in Deutschland. Der rücksichtslose Freigeist Friedrich II. stieg als glänzender Stern auf, wobei er zugleich das Staatskirchentum bekräftigte. Der «Alleszermalmer» (Moses Mendelssohn) Immanuel Kant beseitigte die bisherigen Gewissheiten der christlichen Religion mitsamt ihrer alten Theologie, indem er Glauben und Wissen endgültig voneinander trennte. Die religiösen und politischen Anschauungen des nach wie vor schwachen deutschen Bürgertums blieben gleichwohl immer noch in hohem Maße «vormodern» und ließen die Kräfte der «Gegenaufklärung» vordringen. In Preußen gewann schon gleich nach Friedrichs Tode 1786 jener pietistische Konservatismus mit «katholischen» Zügen die Macht, den wir noch über 100 Jahre später bei Richard Hoffmann wiederfinden. Das Epochenereignis, das alle diese Gegenkräfte endgültig auf den Plan rief und zu einer umfassenden geistig-politischen Reaktion verband, war die Französische Revolution, gefolgt von der Napoleonzeit. Unter einem erneuerten «Gottesgnadentum» und unter «Thron und Altar» wurde Preußen zum Eckpfeiler der «Restauration» in Europa.

In Wahrheit war der deutsche Protestantismus gerade auch in Preußen, längst in seiner religiösen Kraft geschwächt. Er fand auch keineswegs zu innerer Stärke zurück, als sich der herrschende Konservatismus mit dem romantischen Nationalismus verband, der neuen Ersatzreligion. Ein richtungweisendes Ereignis dieser Verbindung war die Gründung der «Christlich-Deutschen Tischgesellschaft» 1811 in Berlin, in der sich die führenden konservativen – und konservativ gewordenen – Dichter und Denker Preußens versammelten. Der pantheistische Gott der Frühromantik verwandelte sich hier in eben jenen überweltlichen Richter und rachevollen Weltregenten sowie in jenen deutsch-nationalen Gott, den wir bei Richard Hoffmann finden. Der Staatsdenker Adam Müller entwickelte hier seine Idee von Christus als der «Bedingung der Staaten». Danach war Jesus nicht nur für die Menschen, sondern gerade auch für die Staaten der Völker gestorben – vor allem aber für den christlich-germanischen Staat, der Gott vermeintlich besonders am Herzen lag. Diese Vorstellungen prägten noch ein Jahrhundert später die konservativen Anschauungen über Gott, Welt und Nation und sollten sich als eine der Weichenstellungen erweisen, die in den Nationalsozialismus führten. Nur nebenbei bemerkt sei hier, dass sich in der «Berliner Tischgesellschaft» erstmals weithin vernehmlich und als Symptom der brüchigen Moderne in Deutschland auch der Antisemitismus zu Wort meldete.

Alle politischen und weltanschaulichen Gegenkräfte gegen die von Aufklärung und Französischer Revolution heraufgeführte neue Zeit in Europa finden sich noch zwei Generationen später in der wilhelminischen Ära wieder. Von ihr erhielt der kaiserliche Offizier Richard Hoffmann seine konservative Prägung. Der in seiner Zeit immer rascher vordringenden Moderne war Richard Hoffmann, so scheint es, außer durch seine professionelles Interesse an fortschrittlicher Militärtechnik allenfalls dadurch verbunden, dass er als bürgerlicher Offizier in adliger Umgebung Ansätze zu einem bürgerlichen Bewusstsein besaß. Über Religion, Moral und Lebensführung dürfte er ansonsten eher noch konservativere Überzeugungen gehegt haben als seine junkerlichen Berufskollegen. Das lag an seiner altmodischen lutherischen Frömmigkeit, durch die er auch für sie wohl noch mehr zum Außenseiter wurde.

Er war auch schwerlich der Typus des «gebildeten Offiziers», der als eine der besten Hervorbringungen Preußens gerühmt wurde. Seine geistigen Interessen, wie lebhaft auch immer, blieben, wie gesagt, allezeit etwas gymnasiastenhaft und kamen über Schullektüre, so scheint mir, nicht eigentlich hinaus. Das einzige erhaltene schriftliche Produkt aus seiner frühen Zeit, die 1901 für seine Mutter geschriebenen Erinnerungen des Leutnants, sind ein Zeugnis liebenswürdiger Unbedarftheit. Andererseits war die intellektuelle und moralische Oberflächlichkeit des «preußischen Leutnants», den uns nach Wilhelm II. «keiner nachmachte», berüchtigt. Da war Richard Hoffmann eher ein bemerkenswert ernsthafter, nachdenkender und redlicher Vertreter seines Standes.

Erst der Weltkrieg und die ungeheuren Umwälzungen in seinem Gefolge ließen ihn zu jenem frommen Eiferer, reaktionären Bibelfundamentalisten und «evangelischen deutschen» Utopisten werden, der sich nach «Volkwerdung der Deutschen» (31) und christlicher Wiedergeburt Deutschlands sehnte und schließlich dem braunen «Führer» zujubelte. Andererseits sehe ich kein Anzeichen dafür, dass das Durchleben von Krieg und Nachkriegschaos in ihm einen Bruch auslöste und ihn dann in eine ganz andere Richtung drängte. Seine Entscheidung für den Pfarrerberuf wurde, wie bereits gesagt (S. 49), wohl nicht durch ein «Damaskus-Erlebnis» ausgelöst. Er sah vielmehr seine religiöse Entwicklung – er betont das immer wieder – als stetiges, wenn auch nicht einfach geradliniges, Hingeführtwerden durch Gott zu dem ihm bestimmten Lebensziel.

Dies festzustellen ist wesentlich. Die fatalen fundamentalistischen Züge von Richard Hoffmanns Christentum in seinen späteren Jahren, wie sie in «Leben aus Führung» zutage liegen, sind nicht dadurch zustande gekom-

men, dass hier eine altmodische pietistische Frömmigkeit gleichsam unter die Räuber gefallen und von Sebastian Haffners «Nazis [vorerst noch] ohne Hitler» der Nachkriegszeit gekapert und gewaltsam umfunktioniert worden wäre. Alles war bei ihm vielmehr von Anfang an und «organisch» angelegt, wie er es ausgedrückt hätte. Es war andererseits nicht einfach «sein» christlicher Glaube: Es war das seit langem «morsche» Christentum der Deutschen, das Heine diagnostiziert hatte und das als «zählender Talisman» gegen die Barbarei nicht mehr taugte.

Das herausragende Charakteristikum der Frömmigkeit Richard Hoffmanns, die zu seinem «Nationalsozialismus» verkam, ist sein zutiefst vor- und antimodernes Empfinden und Denken. Ihm entsprang jener Irrationalismus und jener gegenaufklärerische Geist oder Ungeist, der alles verwarf, was mit Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen, mit Humanität, mit Gesellschaft (statt «Gemeinschaft») und mit Zivilisation (statt «Kultur») zu tun hat. Dieser Grundzug zieht sich wie ein roter Faden durch «Leben aus Führung».

So ist bei dem frommen Irrationalisten Richard Hoffmann die Aufklärung ein blinder Fleck. Er würdigt sie nicht einmal ihres Namens, wie übrigens auch nicht den «Fortschritt» (den er aber wohl meint, wenn er den «seichten Optimismus und Liberalismus» [§91] verurteilt). Statt von Aufklärung spricht er nur von der «flachen Niederung des Rationalismus» (§167). Ähnlich verfährt er mit «Vernunft» und «Verstand». So wenig wie der Aufklärung gegenüber dem Rationalismus räumt er der Vernunft einen höheren Rang gegenüber dem Verstand ein. Die Vernunft als das – nach Kant – kritische, d.h. seine eigenen Grenzen kennende intellektuelle Vermögen des Menschen scheint im unbekannt. Indirekt kämpft er allerdings erbittert gegen einen solchen Anspruch der Vernunft, indem er sie immer nur als «sogenannte Vernunft» (§41) bezeichnet oder als «zu kurz», «blind», «seicht» oder «kalt» (z.B. §§21, 90, 167, 233), ebenso wie den Verstand. Sogar an einer Stelle, an der er von Luthers Auftritt vor dem Reichstag zu Worms spricht und dessen mutiges Bestehen (auch) auf «Gründen...der hellen Vernunft» zitiert, interpretiert er Luthers «Vernunft» in einer hinzugesetzten Klammer sogleich als «an Gott gebundenes Gewissen» (§171). Für die wilhelminische Dekadenz macht er «das in der Vergangenheit von 1871 bis 1913 in Nur-denkbahnen abgeglittene, dadurch an der letzten Entfaltung gehinderte, deutsche Leben» verantwortlich (§7).

Er ist ferner der Meinung (§222), dass alles Denken und Forschen sich immer nur in Widersprüche verwickelt und «dass die Philosophie besonders

seit Jahrtausenden doch eigentlich immer nur beim Bankrott endet». Den wachsenden Bestand an gesichertem Wissen im Sinne nachprüfbarer wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnisse gibt es für ihn offenbar nicht. Der rasche Aufstieg von Naturwissenschaften und Technik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts habe die Menschen dazu verführt, «dem siegenden eigenen Denken eine alles beherrschende Stellung einzuräumen, darüber den Schöpfer und Erhalter, der über, hinter und in der Natur wirkt, zu vergessen. Eine fromme Zeit sprach von den ‚schönen Gaben‘ (des Schöpfers) im Blick auf einen ‚begabten‘ Menschen, eine gottferne Zeit machte daraus den kalten Intellekt» (§22).

**R**ichard Hoffmann weiß, dass selbständiges Denken und Individualismus zusammengehören, und verwirft deshalb konsequent beides. So schreibt er von dem «irrenden Denker» Descartes und seinem «Ich denke, darum bin ich» (§23): «Er rückt das menschliche Ich in den Mittelpunkt des Alls, macht es zum Ausgangspunkt des Menschen, an dem nach Gottes Offenbarung an den Menschen die Gemeinschaft, die Ehe, als die kleinste Gemeinde Gottes, notwendig steht.» In für Richard Hoffmann sehr charakteristischer Weise spricht hier zugleich der Ordnungs- und Gemeinschaftstheologe, der dann auch prompt auf sein liebstes Steckenpferd zu sprechen kommt, die Ehe (an anderer Stelle auch «Heilige Ehe», §110). Er kommt zu dem Schluss: «So ward der Individualismus der sogenannten ‚Geistigen‘ geboren, der zum Subjektivismus fortschreitend den Menschen an die Stelle setzte, wo unverrückbar in ewiger Wirklichkeit Gott thront.» Darauf vergleicht er noch – abermals mit der Skurrilität eines Landpfarrers – die «Tat» von Descartes mit Satans Vorgehen beim Sündenfall, als dieser «das Herz der Eva verwirrte, und der Mann, der der verantwortliche Führer seiner gottgegebenen Gehilfin sein sollte, sich in die Wirrnis in geradezu kläglicher Weise hineinziehen ließ.» Ganz im Einklang mit dem Haß der Nazis gegen die Intellektuellen und deren Geltung als Elite gelangt er zu der Feststellung (§24): «Es folgt die Überschätzung des Denkers, des so genannten Gebildeten, der in Wirklichkeit ein entwurzelter Verbildeter ist. Er wird zum Herrenmenschen.»

In einem Rundumschlag gegen alle modernen «-ismen» geißelt er den moralischen und geistigen Niedergang seiner Zeit. Diesen sieht er wieder einmal im Verfall der «Heiligen Ehe» (s.o.): «Dass sie den Nachkriegsmenschen zu einem Problem wurde, an dem der kritische Verstand mit seiner Zersetzung und Verneinung zu nagen wagte, ist der vollgültige Beweis für unseren Menschen-Bankrott im Gefolge des Liberalismus, Individualismus, Idealismus, Materialismus und alle der anderen ‚-ismen‘, bloßer Gehirnerzeugnisse, die den ‚Tod des Lebens‘ in sich tragen.» An einer anderen Stelle resümiert er (§24):

«Dieses ganze auflösende Denken – man redet ganz richtig vom westlichen [Denken] und von westlicher Civilisation – überflutet Deutschland. Ströme aus der Renaissance vereinigen sich mit dem Strom des Individualismus; und es tritt zwangsläufig durch diesen alles überflutenden Strom eine Verheerung dessen ein, was ‚Leben‘, nämlich ‚Leben im Sinne Gottes‘ ist. Man erblickte im Denken an sich schon das Leben, während es nicht einmal das Herzstück des ‚Lebens‘ ist.»

«Leben» ist ein Schlüsselbegriff des Christen, aber auch des Nationalromantikers und Deutschtümlers Richard Hoffmann, so wie auch «organisch» ein Schlüsselwort bei ihm ist. Zeichnen doch das «Organische» und das «Leben» zugleich die deutsche «Kultur» aus, die für diese ressentimentgeladene und verhängnisvolle Betrachtungsweise das Gegenteil von «westlicher Civilisation» ist. Von zentraler Bedeutung war das «Leben» übrigens auch für das Denken seines Schwagers Hedemann. Entfernter und kaum bewusster Hintergrund mag dabei die zeitgenössische «Lebensphilosophie» gewesen sein, die in einigen ihrer Ausläufer dem krassen Biologismus der Nazis den Weg bereiten half.

Über den «Idealismus» seiner Schülerzeit schreibt mein Großvater fast noch mit nachträglichem Erschrecken: «Auch ich habe in meiner Jugend dem Idealismus gehuldigt. Sogar Subjektivismus griff nach meiner Seele» (§48, s.o. S. 32, 112). Seinen eigenen Jugend-Idealismus bewertet er allerdings auch als positive Vorstufe zu seiner endgültigen christlichen Entwicklung (§48): «... der Idealismus, christlich durchtränkt, hat mich vor dem Versinken in der Anbetung des Geldes und des Fleischlichen bewahrt, bis es Jesu Christo gefiel, ihn in mir zu überwinden.» Zu dem von ihm verabscheuten Karl Marx weist er darauf hin, dass dieser nicht umsonst Schüler des «Idealisten» Hegel gewesen sei, und er fährt fort (§47): «In Lenin feierte endlich der sich selbst überschlagende Idealismus als Religion des sich selbst Emporsteigerns, der Selbsterlösung, seinen Sieg.» Das «Herausfallen» des modernen Menschen aus der «Gemeinschaft mit Gott» (§14) und sein Verlangen nach «Selbsterlösung» sieht er unmittelbar mit dem modernen Individualismus und Subjektivismus verbunden. Deshalb stellt er dem «liberalen ‚Ich-menschen‘» den «Wir-menschen» Luthers gegenüber, natürlich streng geschieden vom bolschewistischen «Kollektiv-menschen» (§154). So ist für ihn auch die von ihm als ursprüngliche Schöpfung Gottes verehrte «Gemeinschaft» (s. §23) beileibe nicht gleich «Kollektivismus».

**E**s wurde ferner schon gesagt (S. 100), dass Richard Hoffmann Freiheit nur als freudige Gottergebenheit und damit verbundene Freiheit von Furcht kennt. Von Gott und Glauben unabhängiges Freiheitsstreben fiele also

ebenfalls unter sein Verdikt der «Selbsterlösung». Vor allem aber die Freiheit des Willens lehnt der enthusiastische Verehrer von Luthers Schrift «Vom unfreien Willen» (*De servo arbitrio*) heftig ab (§§249f). Die Allmacht Gottes ist für ihn total, und er zitiert dazu das Neue Testament (§30): «Es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen eures Vaters; und: Nun aber sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählt (Matthäus 10.29/30). Das Größte, aber auch das Kleinste steht unter der Obhut des Vaters im Himmel». Feierlich erklärt er (§247): «Es gibt für uns deutsche, evangelische Menschen gar keinen sieghaften freien Willen in dieser und jener Welt als den, der sich durch das Wort Gottes an Gott in Jesu Christo binden ließ! Dieser Wille allein erlebt froh und tapfer ‚Leben aus Führung‘. Den «freien Willen» gibt es also doch: den Willen durch Bindung an Gott, den freien Willen aus Gehorsam sozusagen. Er habe, schreibt er, auch einmal (§108), «im Evangelischen Kirchenblatt für Görlitz das treffliche Wort: ‚Religion heißt Wollen‘ gelesen.

Da klingt freilich auch noch anderes an. Dankbar schreibt er (§70, vgl. §65): «Denn eben jetzt geht eine voluntaristische (Willens-) Welle durch unser Volk hindurch, in die man sich hineinstellen darf und muss.» Kein Zweifel, was er damit meint: das «nationalsozialistische Wollen» (§108). «Triumph des Willens» hieß z.B. Leni Riefenstahls ‚Parteitagsfilm von 1935. Für Alfred Rosenberg war das bloße Wollen, das sich selbst sein Ziel setzt, der höchste Leitgedanke der nationalsozialistischen Ethik. In seinem auch Richard Hoffmann bekannten «Mythus des 20. Jahrhunderts» (vgl. §43) hatte er geschrieben, auf alle Fragen und Zweifel habe der neue nationalsozialistische Mensch nur eine Antwort: «Ich will!». Es war die Kunst aller ideologischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts, ihre Menschen zu Kollektivwesen zu machen und ihnen gleichzeitig den äußersten individuellen Willenseinsatz abzufordern.

Dementsprechend bleibt in «Leben aus Führung» für eine diesseitige, «zivile» Verantwortung des Menschen letztlich kein Raum. An den zwei Stellen, an denen der Autor dort von «Verantwortung» spricht (§§226, 227), meint er religiöse Verpflichtung. Humanität hat bei ihm erst recht keinen Platz. Von «Humanität» spricht er ein einziges Mal, und zwar in der sehr bezeichnenden Umdeutung: «Humanität = echtes Menschentum, lebendige Volksgemeinschaft» (§154). «Humanität» war für Hitler «Humanitätsduselei». Ähnlich aber steht es in «Leben aus Führung» auch mit dem «Gewissen». Von einer einzigen Stelle abgesehen, wo es jedoch um «Pflicht und Ehre» des preußischen Offiziers geht (§54), kennt der Autor nur das Gewissen gegenüber Gott.

Das Fazit aus allen diesen irrationalistischen und fundamentalistischen Grundzügen jenes Nationalprotestantismus, den wir in «Leben aus

Führung» vor uns haben, erweist sich als paradox: Die Stärkung des christlichen Glaubens, die Richard Hoffmann so leidenschaftlich anstrebt, geht zu lasten der humanen «modernen» Elemente des Neuen Testaments und der einzig möglichen neuzeitlichen Christlichkeit, d.h. derjenigen, die mit Freiheit, Vernunft und Verantwortung des Individuums zusammengeht. Stattdessen findet hier ein nationalprotestantisch ausgehöhltes Christentum seine Erfüllung im Nationalsozialismus.

Im letzten Kapitel dieser Einführung wird von jenem vollends irrationalistischen und prinzipiell inhumanen mythologisierenden Denken zu sprechen sein, das zu dieser Katastrophe wesentlich beigetragen hat. Im Hinblick darauf sei hier noch eine allgemeinere Vorbemerkung gemacht. Die anti-intellektualistische Weltanschauung, die sich in «Leben aus Führung» darstellt, war, aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, nicht nur einfach vorgestrig und rückwärts gewandt, wie eingangs betont, nicht nur von jener «seelischen Altertümlichkeit und Gebundenheit», die Thomas Mann bei den damaligen Deutschen beobachtet hatte. Sie war vielmehr zugleich von fataler Modernität – aus heutiger Sicht glücklicherweise einer Modernität von gestern.

Diese Einsicht drückte ein Zeitgenosse Richard Hoffmanns, der niederländische Kulturhistoriker und -philosoph Johan Huizinga (1872–1945) in der Feststellung aus, dass seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine allgemeine und fortschreitende Irrationalisierung des europäischen Geistes stattgefunden habe. In seinem 1935 erschienenen Buch «Im Schatten von morgen – Eine Diagnose des kulturellen Leidens unserer Zeit» konstatierte er eine zunehmende Schwächung des kritischen Bedürfnisses und der Urteilskraft über das ganze 19. Jahrhundert hinweg bis in die Zeit seines Buches. Diese Entwicklung sei insbesondere verbunden mit einem Rückgang der disziplinierenden und verpflichtenden Rolle der Wissenschaft und des analytischen Denkens seit deren Höhe im 18. Jahrhundert. Sie ging für ihn – nur scheinbar paradoxerweise – mit der gewaltigen Wissensvermehrung und der technischen Instrumentalisierung der Wissenschaften im 19. Jahrhundert zusammen.

Der pietistische Lutheraner und Nationalromantiker Richard Hoffmann, der zugleich begeisterter Artillerist und Militärtechniker war und der Wissenschaft trotz allem ihren Platz zuerkannte (s. §222f), ist ein Beispiel dafür. Huizinga schrieb (a.a.O. S. 58): «Ein Wissen, das zugleich vielartig und oberflächlich ist, und ein geistiger Horizont, der für ein Auge ohne kritische Bewaffnung zu weit ist, müssen unvermeidlich zu einer Schwächung des Urteilsvermögens führen.» Eine entscheidende Folge (a.a.O. S. 65/66): «Man vermengt Interesse und Wunsch mit dem Grundstoff der Überzeugung. Und um dies alles zu rechtfertigen, erklärt man als notwendigen Widerstand

gegen die Vernunft, was in Wahrheit eine Preisgabe des logischen Prinzips selbst ist. – Dem tyrannisch durchgeführten Rationalismus sind wir alle ohne Unterschied längst entwachsen. Wir wissen, dass nicht alles am Maßstab der Vernünftigkeit zu messen ist. Das fortschreitende Denken selbst hat gelehrt, dass dies nicht genügt. Eine reichere und tiefere Einsicht als die rein rationale hat in den Dingen mehr Sinn verständlich gemacht als vorher. Doch wo der Weise aus freierem und weiterem Urteilsvermögen tieferen Sinn schöpft, findet der Narr einzig den Freibrief für größeren Unsinn. Es ist eine wahrhaft tragische Konsequenz! Der Geist der Zeit ist, dieweil ihm die beschränkte Gültigkeit des alten rationalen Schemas bewusst wurde, gleichzeitig empfänglich geworden für ein Maß von Unsinn, gegen das er lange Zeit immun gewesen war. Die Vernachlässigung des Vetos der Kritik lässt sich am besten illustrieren durch ein einziges Wort zur heutigen Rassentheorie...»

Zu diesem und den anderen neuen Mythen (ohne sie so zu nennen) schreibt Huizinga (a.a.O., S.83): «Wenn frühere Geistesströmungen dem logischen Instrument, der Vernunft, die Lehenstreue einmal gekündigt haben, dann geschah es stets zugunsten des Übervernünftigen. Die Kultur [aber], die heute den Ton angeben will, sieht nicht allein von der Vernunft ab, sondern auch vom Intelligiblen selbst, und dies zugunsten des Untervernünftigen, der Triebe und Instinkte. Sie optiert für den Willen, [...] für den Willen zur irdischen Macht, für das ‚Sein‘, für ‚Blut und Boden‘ anstelle von ‚Wissen‘ und ‚Geist‘.»

Für «Sein» könnte hier auch «Leben» stehen, wie bei dem lebensphilosophisch beeinflussten Gottesmann Richard Hoffmann, der doch so sehr auch Neuheide war wie die meisten seiner deutschen Zeitgenossen.

## VII. Wahn und Widersprüche einer mythologisierenden Weltsicht

In Theodor Mommsens (1817–1903) nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt gewordenem politischen Testament findet sich zur Haltung seiner Landsleute zu Welt und Politik die düstere Feststellung, dass Bürger zu sein in Deutschland so gut wie unmöglich sei, da «der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht (hinauskomme)». «Leben aus Führung» ist eine einzige Illustration dieses Befundes. Richten wir im Folgenden unser Augenmerk insbesondere auf dasjenige, was Mommsen hier «politischen Fetischismus» nennt.

Die Furchtbarkeiten des großen Krieges und in seinem Gefolge die Demütigungen des deutschen Stolzes, Unordnung, Verarmung und Sittenverfall hatten die Deutschen tief verstört, am meisten so altertümliche und verquererweise gerade deshalb so «modern» empfindende Zeitgenossen – im Sinne des zuletzt Bemerkten – wie Richard Hoffmann. Rationale Beschäftigung mit Welt und Menschen, nüchternes Aufsuchen, Beobachten und Analysieren von Tatsachen war schon vor dem Kriege nicht so sehr Sache der Deutschen gewesen. Bei seinem Beginn hatten sie sich einem beispiellosen Massenwahn hingegeben. Dann verschlangen sie begierig die von einer bedenkenlosen Kriegspropaganda verbreiteten Legenden – bis schließlich zur «Dolchstoßlegende». Nach dem Kriege förderten Angst und Desorientierung die Sehnsucht nach festem Halt und starker Führung, nach Erlösung aus all dem Zerfall durch neue Einheit und Ganzheit, aber auch die Lust an Untergangsszenarien.

Ein nie dagewesenes Bedürfnis nach Erklärungen aus einem Guss, nach «Mythen», entstand. Viele «schreckliche Vereinfacher» standen bereit, um dieses Bedürfnis mit alten und neuen Spekulationen zu bedienen. War das Verhältnis der Deutschen zur Welt schon sehr lange vor dem Weltkrieg «mythisch und abstrakt» gewesen (Thomas Mann), so wurde es dies nun erst recht. «Mythologisch» sind dabei bekanntlich gerade auch solche angeblich ewig gültigen Gesetze, durch die alles vorhersagbar wird. Sie gehören zum Arsenal von Diktaturen, rechter wie linker. Demokratien haben, wie jemand gesagt hat, Geschichte – Diktaturen haben Mythologien. Deshalb lässt sich der Grad der Bürgerlichkeit, der «Zivilität» von Gesellschaften daran ablesen, wie weit sie mit Geschichte oder aber mit Mythologien leben.

Die Meisterjongleure des Mythischen aber waren die Nazis. Illustre geistige Wegbereiter hatten ihnen vorgearbeitet, arbeiteten ihnen zu und

nach. Ein besonderer Liebhaber des Mythischen war (der damalige) Gottfried Benn. In einem kürzlich wieder aufgefundenen Brief erklärte er am 23. September 1933 seiner Freundin Gertrud Zenzes, die seit 1926 in Kalifornien lebte, die deutsche Welt auf deprimierend vertraute Weise: «Sie müssen in sich den Gedanken ganz feste Gestalt annehmen lassen, dass wir vor einer Wendung der abendländischen Geschichte stehen, die vielleicht nur dem 11. Jahrhundert verglichen werden kann oder dem Ausgang der Antike. Man kann eigentlich heute jeden nur, der Einwände macht, fragen: Denken Sie geschichtlich oder denken Sie privat? Denkt er privat, kann er natürlich kritisieren und das übliche intellektuelle Geschwätz vom Stapel lassen. Wer aber geschichtlich denkt, wird schweigen, alles hinnehmen, was ihm diese Zeit an innerer Zerstörung und auch persönlichem Schaden zugefügt, denn er weiß, dahinter stehen die Gesetze des Lebens, die nicht auf Glück ausgehen, sondern auf Schicksal. Ich halte es für sehr möglich, dass dies dem Bewohner eines anderen Landes drollig klingt, hochtrabend, auch etwas unwirklich. Aber es ist ausgesprochen das, was wir erlebt haben, es ist das Erlebnis Deutschlands: der Abbau des Individuums für das Volk, für die Rasse, für das ferne, mythische Kollektiv, das nun einmal die Menschheit darstellt.» (Zitiert nach ZEIT Nr. 27 v. 29.06.06.)

Alles ist hier mythisch «erlebt»: das «geschichtliche» Denken, der Anti-intellektualismus, die «Gesetze des Lebens» (!), das «Schicksal» und nicht zuletzt der verrückte Höhenflug vom «Abbau des Individuums» über das (deutsche) Volk und die (germanische) Rasse bis hinauf zum fernen «mythischen [Menschheits-]Kollektiv». Die Gedanken und Phantasien meines Großvaters waren, wie schon gesagt, durchaus «modern» - wobei er darin von sehr viel helleren Köpfen übertroffen wurde.

Das Besondere bei ihm ist das Christliche. Es trägt hier einerseits die für ihn kennzeichnenden mystisch-pietistischen Züge. Von dieser Art ist vor allem sein inniges Verlangen nach Gemeinschaft mit Gott. Auf dem Wege in diese Unio mystica sieht er sich nicht nicht «einsam» (§83), sondern geborgen in einer «Gemeinde» der «erweckten Christen» und «Stillen im Lande», die der Kern der deutschen evangelische Kirche der Zukunft sein wird. Diese Kirche wird in ihrer ersehnten künftigen Gestalt ihren heutigen sündigen Meinungsstreit überwunden haben, durch ausschließliche Hingabe an die «ganze Heilige Schrift». Andererseits aber ist das Religiöse bei Richard Hoffmann in hohem Maße von mythologischen Vorstellungen biblischer und anderer Herkunft überformt und verformt.

Das Mythologische beherrscht bei ihm insbesondere die beiden übrigen Bereiche, denen seine Sorgen, Hoffnungen und Visionen gelten. Da ist z u m

einen seine Sehnsucht – zugleich sein ideologisches Programm – nach innerer und äußerer Wiedergeburt seines Vaterlandes auf der Grundlage der mythischen «Lebenspole» (§7) «Gott, Volk und Heimerde». Diese sind «die wirklich unendlichen und für unser tägliches Leben schier endlosen Quellen, zu denen sich die führenden deutschen Menschen zurückgerufen fühlen seit dem Durchbruch Adolf Hitlers zur Macht...». Zum anderen ist sein durch das Weltgeschehen seiner Tage aufgewühltes Gemüt intensiv dem «Anblick der Weltgeschichte mit biblisch geschärftem Auge» (§136) ergeben. («Die Weltgeschichte ist das Weltgericht», §148). Seine – bei den deutschen Nationalkonservativen noch nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeprägte – Neigung zu mythologischer Überhöhung von Weltpolitik und -geschichte bricht sich hier Bahn. Auch hierbei steht für ihn Deutschland im Mittelpunkt, indem er es zwar nicht konsequent, aber doch immer wieder als entscheidend für Schicksal und Zukunft zugleich der gesamten Welt ansieht. Unausgesprochen haben die Deutschen ein Sonderverhältnis zu Gott und Gott zu ihnen.

Denken und Einbildungskraft Richard Hoffmanns schöpfen dabei aus den beiden großen mythologischen Traditionen des Christentums: aus dem Gottesbild und der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments sowie aus den apokalyptischen Aussagen des Neuen Testaments. Dem Alten Testament entlehnt ist Richard Hoffmanns archai(sti)scher Gott als kraftvoller Herr und Lenker der Welt, ferner seine – unter dem Einfluss der bereits erwähnten «Ordnungstheologie» verfestigte – Mythologie von den gottgeschaffenen heiligen Ordnungen des Lebens. Dem Neuen Testament dagegen entstammt seine Erwartung einer bevorstehenden oder schon beginnenden Endzeit der Welt, aus der er die Notwendigkeit rechtzeitiger «ganzer Wendung hin zum göttlichen Herrn der Kirche» (§206) ableitet. Naturgemäß steht er dabei unter dem unbewussten Einfluss z.B. der verbreiteten zeitgenössischen Mythologie, die er bei Oswald Spengler las (vgl. §87), unabhängig davon, dass er dessen «Untergang des Abendlandes» ablehnte

Die mythologischen Bezüge zum Alten und Neuen Testament dienten Richard Hoffmann vor allem dazu, das Welt- und Deutschlandbild des Nationalprotestantismus mit dem des Nationalsozialismus zu vereinen. Dazu aber eignete sich das Alte Testament mit Abstand am besten. Weit mehr als der Jesus der Bergpredigt war der Leitstern seiner «Christusreligion» der erwähnte Volks- und Kriegsgott des Alten Testaments, mit dessen Hilfe er zugleich die «völkische» Brücke zum Nationalsozialismus schlug. Im

Alten Testament verankert sieht er jedoch insbesondere seine mythische Dreiheit («ungeheures Geheimnis», §155) von Gott, Volk und Heimaterde. «Nach der Heiligen Schrift», schreibt er (§150), «gehören, besonders deutlich erkennbar im Alten Testament, Religion und Boden, Vaterland, Volk unauflöslich zusammen». Nicht zuletzt aus dieser zentralen Bedeutung des Alten Testaments für Richard Hoffmann erklärt sich sein unermüdliches Bestehen auf der «ganzen Heiligen Schrift» und seine bereits erwähnte entschiedene Frontstellung gegen die Deutschen Christen, die das «jüdische» Alte Testament verwarfen (siehe S. 83f.).

Dabei war insbesondere die – ordnungstheologisch umgedeutete – Schöpfungsgeschichte, mit vornehmlich der «Ehe als Ur-Setzung aus des Schöpfers Hand» (§110), die ideale Brücke zu Hitlers propagiertem Ziel der sittlichen und völkischer Erneuerung. Auch die Zehn Gebote deutet Richard Hoffmann «völkisch» um (§154): «Gilt es doch auch immer zu beachten, dass die Zehn Gebote durchaus nicht nur eine ‚Individual-Ethik‘ (sittliche Pflicht für den Einzelnen) sind, zu der man sie auf den Kathedern gemacht hat. Sie sind vielmehr dem ganzen Volke von Gott gegeben, der sie dem ‚Volke Israel‘ anvertraute.» Dem «Geiste der Bibel letztlich abgelauscht» sieht er insbesondere des «Führers» Ziel, die «Frauenwürde wieder auf den Leuchter zu stellen» (§212): «Es ist doch eine Freude, wie die N.S.-Frauensschaft und der Bund Deutscher Mädchen die deutsche Frau und das deutsche Mädchen aus der entarteten Civilisation der Großstadt zurückzurufen beginnen und Frauenwürde wieder auf den Leuchter zu stellen sich mühen. Wie ist doch das alles dem Geiste der Bibel letztlich abgelauscht!». (Es folgt ein Zitat aus dem 1. Petrusbrief, aber ohne die übliche Quellenangabe.) So hatte übrigens auch Wilhelm II. (bei einem Festmahl am 26. Februar 1897) die Stellung der Frau als «das Heiligste, was wir alle kennen», gefeiert.

Im Zusammenhang einer anderen Äußerung zum hohen Rang der Ehe beruft sich Richard Hoffmann bezeichnenderweise zwar auf Jesus, zitiert dabei aber aus dem Alten, nicht aus dem Neuen Testament (§110): «Wer nicht mehr mit Jesus Christus die Ehe als Ur-Setzung aus des Schöpfers Hand (1. Mose 1.27/28) hinnehmen kann und mag, ein Gesetzsein, das auch nicht einen Hauch des Zweifels, ohne Schaden anzurichten, erträgt, ist schon Gott-fern, deshalb dem Tode verfallen.» Mit umso größerer Genugtuung stellt er fest (§§102f): «Gott sei Dank geht auch auf diesem heiligen Felde im Augenblick ein deutsches Erwachen vor sich. Wie schön ist es doch, dass der nationalsozialistischen Staat die Ehe als die Keimzelle von Familie, Gemeinde und Volk grundsätzlich rein, lebensfroh und lebensstark erhalten und aufs neue gestalten will.»

Eine andere angebliche Brücke vom Alten Testament zum Nationalsozialismus sieht er in den jeweiligen Vorstellungen über Grund und Boden (§113, vgl. §153): «Wenn heute in Deutschland wieder der Bauer in seine Bestimmung im Leben des Volkes zurückversetzt wird und das Reichserbhofgesetz den Hof unverkäuflich macht, was ist das anderes als das Wiederaufleben des Gottesgesetzes: Du sollst das Land nicht verkaufen immerdar! (3. Mose 25.23)». Weitere bedeutsame Beziehungen bestehen für ihn in den Bereichen von «Arbeit» und «Lohn» (siehe S. 58). Eine besonders bemerkenswerte Klitterung dieser Art ist die von ihm behauptete «Uroffenbarung» Gottes über Volk und Rasse als seine wertvollsten Schöpfungen (§74).

Das Neue Testament aber lieferte ihm das Endzeitszenarium der Apokalypse, vor deren düsterem Hintergrund er eindrucksvoll – wie vage auch immer – die Rolle Hitlers als des «in letzter Stunde» (§127, übrigens eine Lieblingswendung von Hitler und Goebbels) von Gott gesandten Retters begründen konnte. Aber er findet auch einzelne Parallelen zwischen der neutestamentlichen Lehre und dem Nationalsozialismus, indem er die betreffenden Stellen des Neuen Testaments völkisch umdeutet. So erklärt er «Was ist die Parole der nationalsozialistischen Regierung ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz‘ anderes als Umwandlung des Goldes der Offenbarung in handliche Münze: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, oder: Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen (Galater 6.2)?». Begründung im Neuen Testament hat für ihn ferner das «Winterhilfswerk», das er begeistert als «ein Zeugnis für das in der Welt waltende Leben Christi» preist (§196, siehe S. 79).

Schließlich aber ist auch nach dem Neuen Testament, wie er meint, die Selbstopferung für das Volk der größte christliche Liebesbeweis (§203): «Nach Gottes Willen muss jede Generation durch den Tod dahin um der Sünde willen; ja es gilt für alle, sich zu opfern, damit das Volk lebe: Niemand hat größere Liebe, denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde! (Johannes 15.13)». (Fehlte nur noch sein irgendwie geführter Nachweis, dass auch die berüchtigte Generalklausel «Recht ist, was dem Volke nützt» ganz und gar christlich sei – immerhin, diesen Versuch hat er nicht unternommen.) Das Ärgste aber, das sich Richard Hoffmann in puncto Umdeutung des Neuen Testaments leistet, ist seine abenteuerliche Verdrehung des dortigen Gebots der Feindesliebe: Wer, einfach ausgedrückt, seinen Feinden nach Gottes Willen schon Bomben auf den Kopf werfen muss, der soll sie nicht auch noch hassen (§ 116, siehe S. 116).

Mit der «modernen» Botschaft des Neuen Testaments hat Richard Hoffmann, wie schon gesagt, wenig im Sinn, dafür umso mehr mit dessen

Apokalypse, ebenso wie mit dem Gottesmythos und der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments. Alle diese mythischen Elemente stehen gewissermaßen abseits der Botschaft des «modernen» Neuen Testaments. Es stört ihn aber z.B. auch nicht, dass der neutestamentliche Jesus bekanntermaßen nichts mit Sippe und Familie zu tun haben will. Unbekümmert deutet er ferner neutestamentliche Stellen in einem pseudo-alttestamentlichen, völkischen Sinne um. Neben seinem fanatischen Irrationalismus ist es eben dieser mythologisierende Missbrauch der Bibel, durch den Richard Hoffmann das Christentum entchristlicht und «nazifiziert».

**K**ommen wir nunmehr zu seinen Gedanken und Visionen über Welt und Geschichte. Für seinen «Anblick der Weltgeschichte mit biblisch geschärftem Auge» (§136) war Weltgeschehen nur unter Gottes allgegenwärtiger Führung vorstellbar. Er schrieb, die Geschichte bedürfe «der Aufhellung, der Durchleuchtung durch Gottes Wort, sonst wird sie zu einem sinnlosen Knäuel von Geschehnissen, der uns Gott mehr verdeckt als offenbart...» (§13). Ihre eigentliche Aufgabe sei es, «Gott zu offenbaren». Geschichte hat für Richard Hoffmann keinen eigenständigen Erkenntniswert. Dass sie einfach Menschensache sein und z.B. als «Politik der Vergangenheit» oder als «die Summe der unbeabsichtigten Nebenfolgen menschlichen Handelns» definiert werden könnte, lag ihm unendlich fern. «Alle Geschichte hat nur den einen Sinn», schreibt er (§78), «das All, die Erde, Geister- und Menschenwelt dem Gottesziele, dem Reiche unseres Herrn Jesu Christi, entgegenzuführen». Auch die «Geisterwelt» gehörte also dazu, und nicht nur sie: Die «Krönung» des Evangeliums war «die gewaltige Verkündigung, dass die gesamte Schöpfung erlöst werden soll» (§91), und zwar in der Weise, «dass ein neuer Himmel und eine neue Erde, ein neuer Aeon diese Zeit ablösen soll, das Reich Gottes...» (§91). Dazu müsse man freilich, schreibt er (§148) «die Bibel gehorsamen Herzens lesen. Dann wird man die Hand des Weltenlenkers gewiss erkennen... Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte.»

So sind es denn auch Richard Hoffmanns endgeschichtliche Visionen für die Zukunft der Welt und insbesondere Deutschlands, die ihn besonders stark beschäftigen. Sie spiegeln die überwältigende Konfrontation mit neuen und unbekanntem nationalen und internationalen Phänomenen sowie die Wechselbäder von Bangen und Hoffen, die im Gefolge des Weltkriegs ihn und seinesgleichen fortwährend erschüttern. Exzentrische Mythologen und ihre Mythen, schon vor dem Weltkrieg in Deutschland zahlreich, streben ans Licht wie nach einem Gewitterregen. In Wahrheit wurde alles dadurch

nur komplizierter, wie insbesondere durch den große Alchimisten Oswald Spengler, der in seinem «Untergang des Abendlandes» als eifriger Adept der goetheschen Intuition so ausladend mit Analogismen, Morphologismen, Biologismen usw. hantierte, dass alles in deren Nebeln unterging. Neben etlichen klugen Einsichten hinterließ auch er vor allem Wirrnis (vgl. S. 17).

So wird man Richard Hoffmann, der alles andere als ein Systematiker war, dafür aber mit seiner empfänglichen Phantasie die Niederschläge des Zeitgeistes aus Zeitungen und Vorträgen aufnahm, kaum einen Vorwurf machen, wenn es bei ihm nicht viel anders aussah. Seine unbeirrbar Fixierung auf Gottes Führung und die «ganze Heilige Schrift» half ihm dabei durchaus nicht. Gerade die Apokalypse mit ihrer Herrschaft des «Antichrist» vor dem endgültigen Anbruch des Gottesreiches musste ein ziemlich verwirrendes Element sein, nicht zuletzt hinsichtlich der Zukunft Deutschlands. Sollte sein neuer Retter es doch einer herrlichen inneren und äußeren Wiedergeburt unter einem siegenden Christentum entgegenführen. Wie war das aber mit der furchtbaren Herrschaft des «Antichrist» zu verbinden, die ja die Oberhand gewinnen würde, bevor es endgültig zu jenem visionären «neuen Aeon» (siehe S. 122) in Gestalt des Gottesreiches kommen würde?

Der Autor bleibt hier unklar. Wahrscheinlich sollen wir annehmen, dass Deutschland als wiedererstandene Nation mit zumindest einem starken christlichen Kern (und gemeinsam mit anderen christlichen Völkern) als strahlender Sieger aus jenem endzeitlichen Ringen mit Satan und «Antichrist» hervorgehen und sicheren Eingang in das nachfolgende Gottesreich finden wird. So deutlich drückt sich Richard Hoffmann, wie gesagt, nicht aus. Einerseits weiß er (§85), dass «unabänderlich die Geschichte beweist, dass nach dem Tag von Golgatha das Schicksal der Völker sich an ihrem ja oder nein zum Kreuze Jesu Christi entscheidet.» Er zitiert ferner «einen Altmeister der Kriegsgeschichte» mit den Worten (§87): «Die weißen Völker haben eine Lebenskraft in sich, deren Reichtum sie kaum begonnen haben auszuschöpfen, die Kraft Jesu Christi. Sie brauchen sich ihrer nur zu bedienen, um ein neues Leben zu entfalten.»

Andererseits ist Hitler als christlicher Führer eines christlich erneuerten deutschen Volkes auch für Richard Hoffmann zunächst nur Verheißung und Hoffnung. Er ist sich bewusst, dass «mit dem Aufbruch der Nation in Richtung der lange ersehnten Volkwerdung der Deutschen viele deutsche Menschen voreilig dem Kreuze Jesu Christi entfliehen» (§31). Dennoch ist er überzeugt, dass Deutschland mit einer «starken Christusgemeinde»

als «leuchtendem Kern» den satanischen Kräften standhalten wird (§134): «Unerschütterlich aber, auch in den unerhörtesten Stürmen, und seien es solche einer Völkerwanderung, in der wir vielleicht, beginnend im Nahen und fernen Orient, schon stehen, wird nur ein Volk mit dem weltüberwindenden Christusglauben sein. Ich weiß, dass nach der Heiligen Schrift niemals ein Volk bis zum letzten Mann christlich sein wird; aber eine starke Christusgemeinde als den in Wandel, Anbetung, Fürbitte und stellvertretendem Leiden leuchtenden Kern, kurz, als überweltliches Zentrum inmitten der heißgeliebten deutschen Welt, muss das deutsche Volk haben. Von diesem Kern muss und wird die Kraft des Christus Gottes ausstrahlen mit Hilfe des Ewigen, dass wir unüberwindlich werden gegenüber dem Ansturm zusammengeballter satanischer Kräfte. – Das walte Gott!»

Nach einer anderen Stelle kann dem endzeitlichen Gericht «für Deutschland, für Europa» statt der ganzen deutschen Nation offenbar doch »nur die christliche Gemeinde in ihrem echten Kern getrost, ja freudig entgegensehen. Denn ihr gilt die Verheißung des neuen Himmels und der neuen Erde nach aller Trübsal» (§73). Zumindest für die Kirche hat dabei das Gericht Gottes schon begonnen, «in dem die deutsche evangelischen Kirche am Ausgang des Frühlings 1934 steht» (§74, vgl. §§194,195). Längst zeichnet sich auch der Anmarsch des «Antichrist» ab, und zwar in Gestalt des Bolschwismus, in dem der Nihilismus seine «letzte Krönung» findet (§89), ein «Vorläufer des ‚Antichrist‘, wie noch keiner zuvor, jener unheimlichen satanischen Macht, die nach der Heiligen Schrift dem Kommen des Herrn Jesu Christi und damit dem Endsieg Seines Reiches vorangeht» (§22).

Das skurrilste Beispiel für die Vermengung von weltpolitischen Vorgängen und Vorboten biblischer Endzeit bleibt jedoch Richard Hoffmanns bereits erwähnte Behandlung des «Röhm-Putsches» vom 30. Juni 1934. Da mythologisiert er ein politisches Ereignis seiner Tage auf die abenteuerlichste Weise, und zwar unter dem Vorzeichen einer gegenwärtigen «Gnadenzeit» (§174, S. 21, 77) Ohne nähere Verbindung damit hat er an anderer Stelle die Vision eines wahren Völkerfrühlings (§128): «Leben der Völker aus Führung! Heraus aus einer durch den Weltkrieg gestürzten Welt zu den neuen Ufern einer heraufkommenden verjüngten Welt, deren Antlitz von den Weltmächten Amerika, England, Deutschland, Russland, Frankreich, Italien, von der Welt der Farbigen – Gelb, Braun und Schwarz – gezeichnet werden wird. Die Möglichkeit der Entwicklung des russischen internationalen Bolschewismus zu einem neuen russischen bolschewistischen Nationalismus könnte dem Bilde noch ganz unabsehbare Züge im Sinne der ‚Endkrisis der Völkerwelt‘ einfügen. Niemand sieht in die von Entwicklungsmöglichkeiten strotzende Zukunft.»

Dann wieder schreibt er, (§169): «...möglicherweise ist Endzeit, mindestens für die weißen Völker der Alten und Neuen Welt», und zwar infolge der Missachtung des «göttlichen Sittengesetzes», worauf «die Katastrophe, die ‚Endkrisis‘ der Völker, fürs erste derjenigen der weißen Rasse, eintreten muss» (§243). Da waltet der Geist Oswald Spenglers (§33): «Eile tut Not. Denn schon deutet eine aufbrechende Bewegung der Völker an, dass das Abendland, in seinem Herzen Deutschland, einer neuen Stufe seiner Entwicklung entgegengeführt wird. Die weiße Rasse wird in vielleicht naher Zeit im Ansturm der Völker ‚stehen‘ müssen. Die Stunde, da vom ‚Fernen Osten‘ her die Wogen ins Rollen kommen und Gelb und Braun und Schwarz sich gegen die Tore Europas ergießen werden, rückt täglich näher. Was die weiße Rasse den anderen seit 1900 Jahren überlegen machte, war aufs letzte gesehen die christliche Religion. Deren Erschütterung und Preisgabe wird den Farbigen die Herrschaft in die Hände spielen. Jahre einer Not, die höchstens mit denen der Völkerstürme der Völkerwanderung den Vergleich aushalten, ziehen herauf.» Auf diese Weise – mit Kennzeichnung der Völker nach den Farben ihrer «Rassen» – macht er auch kräftig Weltpolitik nach Stammtischart (siehe §217). An einer anderen ähnlichen Stelle fügt er dann hinzu (§72): «Ernste Führung der weißen Welt durch Gott! Möge sie ihre Stunde erkennen! Lasst uns die Zeichen der Zeit prüfen! (Lukas 12.5/6) Lasst uns erwachen und wachen, wie es Jesus Christus allen (allen Menschen aller Zeiten) befiehlt (Markus 13.37).» Also «allen Menschen aller Zeiten», d.h. auch «Gelb und Braun und Schwarz»... Übrigens: Warum sollten nicht zumindest einige dieser «farbigen Völker» eines Tages bessere Christen werden als die «Weißen»? Das wäre christlicher gedacht gewesen. Aber unausgesprochen war man sich wohl auch bewusst, dass der christlichen Mission kein wirklich durchschlagender Erfolg beschieden war.

Nicht fehlen durfte eine pathetische Warnung vor der «gelben Gefahr» (§218), die, wie bekannt, ein Klassiker werden sollte. Noch ein Bundeskanzler der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts raunte in derselben Tonart: «Ich sage nur: China, China, China!», womit er allerdings Gelächter erntete – die Zeiten waren da doch schon etwas andere. Bis dahin war jedoch dieses ressentimentgeladene, von düsteren Ahnungen und alarmistischen Andeutungen durchsetzte Politisieren eines verstörten Bürgertums eine zählebige Manier.

Andererseits war mein Großvater dennoch Christ im Sinne Jesu genug, um die «Weißen» wegen ihrer Versündigung an den farbigen Völkern heftig anzuklagen und wie (vermutlich) von seiner Kanzel zu tönen (§216): «Ans Werk! Rings um Europa rüsten die farbigen Völker der Erde, um der durchs Evangelium begnadeten weißen Rasse das tausendfache Unrecht heimzuzah-

len, das ihnen unter Verrat des Evangeliums zugefügt wurde... Und wie haben sich die so genannten Kolonialvölker – Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer – vielfach an den Farbigen versündigt, in dem sie ihnen ihr Land raubten um der Schätze willen, die es auf und unter der Scholle barg. Die Schuld des Sklavenhandels lastet auf der weißen Rasse. Der Tag der Rache naht. Der Weltenrichter, der die Waage hält, kennt seine Stunde. Noch wäre es Zeit, dass heraufziehende Wetter aufzuhalten. Aber nur ein gottesfürchtiges, Jesu Christo erneut zufallendes Volk kann das Gotteswunder vollziehen. Lasst uns in diesem Sinne ein ‚Gottesvolk‘ werden!»

Doch schon meldet sich auch wieder der deutsche Nationalprotestant aus dem Weltkrieg, der nur Sünden der Franzosen und keinesfalls der Deutschen sieht (a.a.O.): «Wer kann heute noch die Sünde übersehen, die darin lag, die farbigen Menschen im Weltkriege als Kugelfänger vor die Geschütze und Gewehre der Deutschen zu hetzen? Eine Gemeinheit, die Frankreich im Falle eines kommenden Krieges um ein Vielfaches vermehren will [!]. Ich habe es in der Winterschlacht in der Champagne 1914/15 mit eigenen Augen schauernd erlebt, wie die französische Artillerie ihre letzten Schnellfeuersalven in die eigenen Schützengräben lenkte, um die dort liegenden ‚schwarzen Franzosen‘ gegen uns zum Sturm zu treiben.»

**K**ommen wir als letztes zu Richard Hoffmanns Deutung von Geschichte, Wesen und Bestimmung seines «geliebten Volkes und Vaterlandes» (§214), die natürlich unmittelbar mit seinem preußisch-nationalprotestantischen Gottesbild zusammenhängt. Auch sein christliches Preußen hatte sich seinen Gott nach seinem Bilde geschaffen, wenig bekümmert um das Zweite Gebot. So war Richard Hoffmanns Gott ein absoluter Souverän, der Glauben vor allem als Gehorsam verstand und alles bis ins kleinste regelte, wohlmeinend und fürsorglich, aber für die Menschen undurchschaubar in seinen Ratschlüssen. Die Menschen verstehen sein Wirken immer erst im nachhinein («hernach»), und zwar als gut und richtig. Ein Schlüsselsatz Richard Hoffmanns lautet (§80): «Gott führt immer, unumschränkt, durch Wolken und lachenden Sonnenschein hindurch! Und es ist gewiss, dass wir ‚hernach‘ schauen: So und nur so, wie es kam, war alles planvoll richtig zu unserem Heile angelegt und durchgeführt.»

Zwischen diesem Gott und seinen preußischen Deutschen bestand ein vermeintliches natürliches Sonderverhältnis: Dieser Gott war der Wunschgott seiner Deutschen, und sie waren sein Lieblingsvolk. So wenig freilich, wie der ordentliche Christ Richard Hoffmann Hitler als «Erlöser» oder als «Messias» bezeichnet, spricht er von den Deutschen ausdrücklich als «ausgewähltem» Volk. Aber in der fest verwurzelten Tradition der deutschen

Nationalromantik waren die Deutschen auch in seinen Augen von Gott vor allen Völker geliebt. Ihre größte Sorge musste es deshalb sein, dass Gott ihnen seine Liebe entziehen und darauf verzichten könnte, sie als sein Werkzeug zu «gebrauchen». Deshalb gehörte die Versicherung des Gegenteils zum Repertoire tüchtiger Prediger. So hatte auch Wilhelm II. in einer Ansprache am 10. Februar 1918 (!) in Bad Homburg erklärt: «Es hat unser Herrgott entschieden mit unserm deutschen Volke noch etwas vor.»

**D**ann aber kam die Katastrophe der Niederlage, und aller Glaubensgehorsam, aller Todesmut und alle Opferbereitschaft der Deutschen war von ihrem «großen Alliierten» (Wilhelm II.) nicht mit dem eigentlich durch diese Tugenden «verbürgten» Sieg belohnt worden (vgl. §28, S. 46). Gottes Ratschluss war unerforschlich. Es gab jedoch einen positiveren Ausweg für den Glauben als nur diese demütige Ergebung in Gottes Willen, und er lautete: Gottes Wirken ist allemal «planvoll richtig zu unserem Heile angelegt» (§80, siehe oben), und durch unser nachträgliches «Schauen» können wir auch seinen für uns guten Sinn begreifen. Eben darauf aber verstand sich auch der Prediger Richard Hoffmann. Platt ausgedrückt: Gott mochte die Allmacht haben – die Deutungsallmacht hatte der Pfarrer!

Seine Lösung lautete: Gott hat seine Deutschen durch die Niederlage läutern wollen, um sie für die noch größeren Siege zu rüsten, für die er sie bestimmt hatte. So schrieb er (§148): «Aber der Weltenlenker kann eben, wenn es für seine ewigen Ziele nötig ist, unsere Augen halten, dass sie nicht sehen. Er kann uns geborene Führer wie Yorck von Wartenburg [den in seinen Augen offenbar auch als «Führer» begnadeten Geschichtsautor, der 1900 im Boxeraufstand in China gefallen war] und von Schlieffen nehmen und einen vollwertigen Führer, wie bei Ausbruch des Krieges [d.h. anstelle des schwachen «Neffen», des Generalstabschefs Moltke] versagen. Er kann ein ganzes Volk an seine Feinde dahingeben, wie das ganze Alte Testament unübertreffbar kündigt, damit es geläutert, für die Ziele des Reiches Gottes ertüchtigt werde. Er kann dem geläuterten Volke den Führer schenken, der es führen kann. Dass diese Auffassung ganz biblisch ist, dazu muss man freilich die Bibel gehorsamen Herzens lesen.» Er drückt das auch so aus (§142): «Keinen Augenblick zweifle ich, dass, wenn wir Deutschen im Feuer der Läuterung der Gerichte Gottes unsere nationale Sünde, die Uneinigkeit, die das Volk verrät, ablegen, Gott ‚noch einen großen Weg für uns hat‘ (1. Könige 19.7)», oder so (§174): «So bin ich denn Gott dankbar, dass er mit uns Deutschen die Geduld nicht verlor, dass er uns noch ein Mal, vielleicht zum letzten Male, die Retterhand reicht, in dem er uns im Führer und Kanzler Adolf Hitler den Mann sendet...».

Als Gottes Lieblingsvolk waren die Deutschen für Richard Hoffmann von Gott auch mit besonders guten Anlagen ausgestattet. So schreibt er von der «Soldatenkameradschaft» (§26), dass sie »den Deutschen ursprünglich ist, das heißt, in meinem Munde, ‚vom Schöpfer her‘ zuteil wurde». Ein andermal zitiert er wieder seinen verehrten Obersten Yorck mit den Worten: «Während der Franzose blind dem Ruhme folgt, der Russe der Macht, der Engländer dem Nutzen, ist es die Veranlagung des Deutschen, dem zu folgen, der sein Gewissen und seine Vernunft überwindet (§171).» Auch ist für ihn das deutsche Volk «mit der tiefen Sehnsucht nach Treue und Wahrhaftigkeit im Herzen von seinem Schöpfer begabt», während seinerseits «dieser treue und wahrhaftige Gott... uns Deutsche durch die entsetzlichen Katastrophen der Geschichte hindurchgeführt und erhalten [hat], weil wir ihn in unserer Mitte wohnen ließen» (§229).

Die in dieser Hinsicht bemerkenswerteste Stelle ist die bereits erwähnte (S. 78), an der er den Nationalsozialismus gegen den Vorwurf des «Optimismus» in Schutz nimmt, da dieser – verbunden freilich mit der rechten christlichen Gesinnung – eine besonders reichlich von Gott empfangene Gabe der Deutschen sei (§209): «Manche evangelische Christen nehmen Anstoß an dem großen Optimismus des Nationalsozialismus. Nun, der Optimismus ist an sich auch eine Gottesgabe. Dass wir Deutschen sie in so reichem Maße vom Schöpfer empfangen, dafür wollen wir danken. Hätten wir uns aus den mannigfaltigen Katastrophen unserer Geschichte jemals ohne jenen Optimismus herausarbeiten können? Aber freilich, leichter Sinn läuft, hemmungslos geworden, Gefahr, in Leichtsinn umzuschlagen. Deshalb eben ist es die Aufgabe der evangelisch-deutschen Gemeinde, die natürliche optimistische Anlage in ihrer Mitte heiligen zu lassen durch den Ernst der Wirklichkeit Gottes, den sie schauen darf; gleichzeitig muss die evangelisch-deutsche Gemeinde allen Volksgenossen solchen durchheiligten Optimismus durch die Tat vorleben.»

Gottes Deutsche statteten, wie gesagt, ihren Herrn mit dem Gesicht aus, das sie liebten, und Gott seinerseits belohnte die Züge, die er an ihnen liebte. So ist es durch Gott – durch wen sonst? – «verbürgt», dass Gehorsam, Todesmut und Opferbereitschaft seiner Deutschen mit dem Sieg belohnt werden (§28, vgl. S. 46): «Der Soldat verlässt sein Geschütz nicht, sondern stirbt am Geschütz.» So hatten sie es alle gelernt und unerschütterlich behalten, Offizier und Mann. Das verbürgt allein den Sieg, wenn er auch eben durch Opfer erkaufte werden muss». Auf solche Weise wurde dieser Gott zum wunderbaren Instrument der preußisch-christlich-deutschen Selbsterschaffung und –erziehung, bis hin zu einer nachfolgenden

Proganda, die noch viel dreister war. Dieser Gott, den ein entfesselter Nationalismus sich nach seinen Wahnvorstellungen erschaffen hatte, war die genaue Spiegelung der aggressiven Wahn und bösartigen Inhumanität, die in den Köpfen so vieler nazifizierter Nationalprotestanten herrschte.

Dieser nationalprotestantische Gott ist vor allem Bellizist und Anti-pazifist. In den Augen seines Theologen Richard Hoffmann regiert er die Welt durch den Krieg (§39): «Krieg, Sieg und Niederlage sind Mittel der Weltregierung Gottes. Das ist Lutherglaube, Lutherstärke (§40). Der Pazifist aber handelt ganz unbiblich; denn er versucht, sich dem Gericht Gottes über die Völker dieses Aeons (Weltzeit) zu entziehen». «Ist doch der Krieg eben ein Zuchtmittel in der Hand Gottes für Sieger und Besiegte, ein heilig-ernster Spiegel, in welchem Menschen und Völker immer wieder ihr wahres Antlitz, von Eigennutz entstellt, erkennen müssen. Niemals werden fader Liberalismus und seichter Optimismus dem ewigen Gott diesen Spiegel aus der Hand reißen» (§119). Nicht zuletzt aber dient «der Krieg in Gottes Hand dem Kommen des Reiches Gottes» (§120). – Karl Barth sollte Anfang 1945 erklären (siehe S. 13): «Wenn die deutschen Theologen von Gott als dem ‚Herrn der Geschichte‘ reden, wenn Hitler den ‚Allmächtigen‘ und die ‚Vorsehung‘ anruft, dann meinen sie damit den Krieg als die letzte Weisheit und als den Vater aller Dinge».

Gerade deshalb jubelt der versessene Anti-pazifist Richard Hoffmann Adolf Hitler zu (§116): «Wir bewussten deutschen, evangelischen Christen freuen uns, wie der Nationalsozialismus Kehraus hält mit dem ganz unbiblichen Pazifismus, der die Ursache wurde für Niederlage, Entmannung unseres Volkes am 9.11.1918. Ich habe jenem Pazifismus niemals verfallen können. Das Studium der Geschichte, der Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie in der Bibel verzeichnet ist, hat mich davor bewahrt. So auch jener Brief Helmuth von Moltkes an die Akademie der Wissenschaften in Paris, in dem der große Schlachtendenker ausführt: ‚Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner; der Krieg ist in Gottes Weltordnung (für die sündige Welt) begründet...‘» [Internet: «...und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung.»] An anderer Stelle schreibt er (§37): «Internationale Einstellung im Bunde mit dem ebenso unsinnigen wie unchristlichen, weil unbiblichen Gedanken eines ‚ewigen Friedens‘ zerbrachen das Rückgrat des Volkes, Heer und Marine.»

Die von ihm so beklagte deutsche «Friedensliebe» vor dem Ersten Weltkrieg prangert er als Vorstufe des «widergöttlichen Pazifismus» (§174) an, des Strebens nach «Frieden um jeden Preis»: «Dass dieser Friedensgedanke

zu einem solchen des ‚Friedens um jeden Preis‘ sich auswuchs unter den Händen der Pazifisten», schreibt er (§130), «bildete den furchtbergenden Irrtum von Führung und Geführten, der in der Folge den Weltkrieg gear, den man vermeiden zu können glaubte.» Die feindliche Staatenwelt sann also auf nichts als Krieg gegen Deutschland, und dessen einzig richtige Reaktion darauf wäre ein Präventivkrieg gewesen. Richard Hoffmann be ruft sich dazu auf diesbezügliche Gedanken des Obersten Yorck, des Autors seiner geliebten «Weltgeschichte in Umrissen», und preist ihn als «gottge sandten Propheten..., der den Frieden nicht um seiner selbst willen liebte un ter Preisgabe der Ehre..., der als tapferer Christ auch um die Notwendigkeit eines präventiven...Krieges wusste...» (§141).

**D**ieser deutsche Gott wird im Weltkrieg auch zum Eroberungs- und Annexionspolitiker. Richard Hoffmann erinnert die Deutschen daran, dass Gott rechtschaffenen und tüchtigen Völkern ein Recht zu kriege rischer Expansion gewährt (§120): «Andererseits lässt Gott einem Volke, das nach seinem [Gottes] Gesetz leben will, dem Kommen des Gottesreiches aufgeschlossen bleibt, Recht und Macht, sich auszubreiten, ja zur Zuchtrute eines Nachbarvolkes zu werden.» Er stellt fest, dass nach der Bibel Gott den Menschen «Ziel gesetzt» habe, «wie lange und wie weit sie wohnen sollen» (§123). Fatalerweise bedeutet das: Der erfolgreiche (deutsche) Eroberer und Annektierer darf behaupten, Gott selbst habe ihm den neuen «Boden» ge geben, denn nur mit Gottes allmächtigem Willen habe er ihn ja erobern können.

Für ein deutsches Annexionsrecht gibt es aber auch noch einen ganz be sonderen Grund (§155): «Gerade das ist uns Deutschen beim Gedenken an unsere an allen Fronten, auf allen Meeren gefallenen Helden ein so schreck licher Gedanke, dass sie in fremder Erde wohnen müssen. Umgekehrt, wie hält doch unser innerstes Gefühl daran fest, dass der Boden, der das Blut der Väter getrunken, unser ist.»

Das finstere Recht deutschen Blutes auf fremden Boden – das, wie auch das Folgende bestätigt, keineswegs Richard Hoffmanns Erfindung war – fin det in von ihm zitierten Versen eines obskuren Dichters seinen vollends per versen Ausdruck (§155): «Gerne setze ich den Auszug aus einer Ballade von Wilhelm Brandes hierher, die den Tod eines deutschen Farmers in einem der großen Aufstände in der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika zum Gegenstande hat (nach dem Gedächtnis zitiert): ‚Dir sei das andere Glas ge weiht, / Du Braut voll wilder Herrlichkeit, / Die ich mir heut‘ im Todeskuss / Mit meinem Herzblut freien muss. / Schrei immer nein, ich sage ja, / Ich halte

dich, Deutsch-Afrika. / O Stolz, vor dem die Qualen schweigen, / Der Boden, den mein Blut getränkt, / In den mein Leib hinabgesenkt, / Ist ewig meines Volkes eigen.'» Diese Vergewaltigungslyrik wusste Richard Hoffmann also sogar auswendig. Frömmerei und Pornographie gehen bekanntlich durchaus zusammen. (Ein Beispiel für einen Hauch der «sanften» Variante der Pornographie, des lüsternen Kitsches, bei Richard Hoffmann ist das zweite der beiden von ihm zitierten Gedichte seines geliebten Arbeiterdichters Fritz Woike, §111.)

**M**it einer bemerkenswert sophistischen Argumentation – die wiederum gewiss nicht von ihm stammt – vertritt Richard Hoffmann aber auch die Auffassung, der Krieg gegen die Feinde verstoße nicht gegen Jesu Gebot der Feindesliebe, will sagen: Wenn die Deutschen (mit Gottes Segen, wie immer) gegen ihre Feinde kämpfen, dann sollen sie sie nicht auch noch hassen. Der Grund: Von Gott verworfen, wie es sich für Feinde Deutschlands gehört, sind sie ohnehin schon, und der deutsche Streiter darf – wie der wackere Dorfpfarrer in Guareschis «Don Camillo und Peppone» – beim Dreinschlagen Gott bitten, seinen Opfern zu verzeihen, da sie nicht wissen, was sie tun (§116): «Wenn aber unser Herr und Meister spricht: Liebet eure Feinde (Matthäus 5.44), so besagt das Wort im Textzusammenhang nichts gegen den Kampf der Nationen gegeneinander. Vielmehr wird den Jüngern Jesu Christi der Wille Gottes aufgezeigt, vom Hass gegen die Feinde, die als stets gegeben vorausgesetzt werden, abzulassen. Warum denn? Weil der Feind gar nicht Menschen beleidigt, sondern Gott, also in Aufhebung der Bruderliebe sich über das Gesetz Gottes frevelnd erhebt. Lieben bedeutet überdies im Munde des Herrn Jesus Christus nicht schwächliche Menschenliebe, etwa nur Nachsicht haben mit dem Rechtsbrecher, sondern tiefstes Erbarmen mit dem Verlorenen, der sich aus der Gemeinschaft Gottes ausschließt: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun‘ (Lukas 23.34).

Aber auch damit noch nicht genug der Monstrositäten (§119): «Auf die blutigen Auseinandersetzungen der Völker angewandt, sagt der Befehl Jesu Christi [«Liebet eure Feinde»] dies: ‚Nicht der Krieg an sich ist in dieser Weltzeit das furchtbarste, wirklich gemein daran ist, wie es die Weltpresse 1914–18 tat, dass die ringenden Völker nicht mehr das Eingetauchtsein in die ernste Notwendigkeit des Krieges als eines Gerichtes Gottes über die Menschensünde auf beiden Seiten sehen, sondern ekle Kübel aus Hass gebohrter Ehrabschneidung über den Gegner ausgießen.‘»

Nicht Schrapnells und Giftgas waren also gegen den Geist der Bergpredigt, sondern die Propaganda der «Weltpresse». «Ekle Kübel aus Hass ge-

borener Ehrabschneidung» gossen dabei natürlich immer nur die Anderen aus, nicht die Deutschen. Heinrich Heine hatte es besser gewusst: «Aber wir verstehn uns bass / Wir Germanen auf den Hass. / Aus Gemütes Tiefen quillt er – / deutscher Hass! Doch riesig schwillt er / und mit seinem Gifte füllt er / schier das Heidelberger Fass.»

Die Krone von Richard Hoffmanns Schrecklichkeiten dieser Art bleibt freilich seine schon zitierte Feststellung (§174): «Wie aber die großen Staatsmänner der Deutschen alle, so will auch der Führer und Kanzler Adolf Hitler uns nun erziehen, dass wir ablegen eine in Selbstbesudelung umschlagende Gerechtigkeit, eine Weltaufgeschlossenheit, die zum Weltbürgertum entartet, eine Friedensliebe, die zum widergöttlichen Pazifismus wird.» Auch «Weltbürgertum» und «internationale Einstellung» (§37) sind für den «Nationalsozialisten» Richard Hoffmann «widergöttliche» Entartungserscheinungen wie der Pazifismus. (Mit «in Selbstbesudelung umschlagender Gerechtigkeit» meint er offenbar eine im Propagandakrieg zum Verrat an der eigenen Sache werdende «törichte» Wahrheitsliebe, wie angeblich Bethmann Hollwegs öffentliche Begründung des deutschen Einfalls in Belgien 1914: «Not kennt kein Gebot» [siehe §37]).

Wenige Monate vor der deutschen Kapitulation 1945 erklärte Karl Barth in einem ersten Rückblick auf das Ganze der deutschen Katastrophe, den Deutschen fehle «in fürchterlichem Ausmaß» jeder Glaube an Friedfertigkeit und Verständigung unter den Völkern. Sie könnten «im Grunde nur an die Feindschaft glauben» (siehe S. 23). Sah mein Großvater also tatsächlich den nächsten Krieg kommen? Das ist kaum zu bezweifeln. Lassen wir dabei die berichtete Erzählung meiner Mutter beiseite, dass er – veranlasst von seiner ihm selbst unheimlichen Gabe, Menschen den ihnen bevorstehenden Tod anzusehen –, vorausgesagt habe, sein Sohn werde im nächsten Kriege fallen. Er sah Deutschland umstellt von einer «Zusammenballung von unheimlichen Mächten der Welt, die im Frühling und Sommer 1934 inner- und außerhalb unserer deutschen Grenzen ihr schreckliches Wesen treiben!» (§134). Zweimal (§§72 und 130) zitiert er den abgelehnten, aber als Feind des «verlogenen Pazifismus» geachteten Nietzsche: «Das 20. Jahrhundert wird das klassische Jahrhundert des Krieges werden.» Andererseits war er aus seiner Sicht der Ursachen des Ersten Weltkrieges davon überzeugt (§141), dass ein rechtzeitiger deutscher Präventivkrieg den Frieden bewahrt hätte. (Von welcher Art wäre dieser Friede übrigens gewesen?). Umso weniger konnte deshalb in seinen Augen das «Verbrechen des ‚Friedens-Werkes‘ von Versailles 1919» (§88) eine nochmalige und noch verfehltere deutsche Friedensliebe rechtfertigen.

Wollte aber Richard Hoffmann auch den nächsten Krieg? Ich glaube, er wollte ihn, zumindest sofern irgend der «Führer» ihn wollte, der den Deutschen vermeintlich von einem die Welt durch Krieg regierenden Gott gesandt war. Hätte Hitler sich noch zu Lebzeiten Richard Hoffmanns für einen «Präventivkrieg» entschieden, wäre ihm dessen Zustimmung sicher gewesen.



## Schlussbemerkung

Hätte sich nun aber die Frömmigkeit Richard Hoffmanns, sein Glaubens- und Gehorsamsfanatismus, sein Hang zu Mystik und «Gottesgeheimnis» und seine mythologische Weltansicht verändert, wenn er über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus gelebt hätte, womöglich noch über 1945 hinaus? Hätte er irgendwann seinen Glauben an den «Führer» verloren? Hätte sich seine mit dem Alter zunehmende Neigung zu mystizistischem Pietismus, zu Gebet und Gotteserlebnis im kleinen Kreis von «Erweckten» verstärkt und wäre er immer «katholischer» geworden, wie sein Sohn es genannt hat? Hätte er im Näherrücken des Endes von 1945 den Sieg des «Antichrist» gesehen – und dann womöglich begrüßt als endgültiges Zeichen Gottes für den unmittelbar bevorstehenden Anbruch seines Reiches? Hätte er sich nach 1945 vielleicht vom «Nationalsozialisten» einfach wieder zum Deutschnationalen und Nationalprotestanten zurückentwickelt, wie so viele andere und auch viel jüngere? Hätte er dann ebenso wie diese – aus moralischem Selbstschutz – niemals mehr begriffen, dass die Katastrophe schon 1933 eingetreten war und nicht erst 1945?

Man sollte solche Fragen nicht stellen. Als mein Großvater 1935 starb, war sein Leben im vollen Sinne abgeschlossen. Er selbst hatte sein Ende vorausgesehen und es sich so auch gewünscht – als schließlich erreichte «Vollendung» (§95), worunter er die letzte Stufe der Klarheit verstand, in der er Christus zu schauen glaubte.

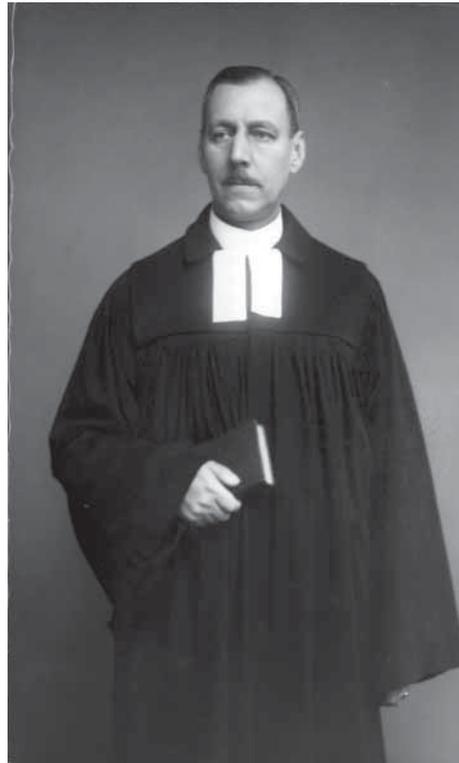
Richard Hoffmanns Nähe zu Gott, geglaubte Nähe zu Gott, war zugleich «Weltfremdheit» – ein deutsches Wort des 19. Jahrhunderts und übrigens so wenig in andere Sprachen übersetzbar wie alle diese Wortzusammensetzungen mit «Welt-». So war «Weltweisheit» einmal die schönste deutsche Wortschöpfung dieser Art gewesen – aber die war im 18. Jahrhundert mit Kant und Moses Mendelssohn aufgekommen und wieder untergegangen, sozusagen unendlich lange Zeit vor Richard Hoffmann. Das Fatale war, dass man mit «Weltfremdheit» nichts Verwerfliches meinte, sondern eine eher unschuldige Narrheit, kompensiert durch «höhere» oder «innere» Werte. Zumindest in allen politischen Dingen jedoch ist die Narrheit der Weltblindheit, wie wir heute wissen, niemals unschuldig, sondern selbst in höchstem Grade politisch. Im Handumdrehen wird in ihr die Ignoranz zur blanken Inhumanität, zur eifernden Unschuld, die keine Ehrfurcht

vor Tatsachen und Logik, den Rechten anderer und überhaupt humanen Notwendigkeiten kennt. Weltfremdheit dieser Art kann seit Kant nur noch «selbstverschuldete Unmündigkeit» sein. Eine Unschuld des Verharrens in der Unmündigkeit jedoch oder gar eine unschuldige Rückkehr zu ihr mittels frommer Denkverweigerung kann es seither nicht mehr geben.

Soviel letztlich auch zu der Frage, welches Quentchen sozusagen kultureller Mitverantwortung Richard Hoffmann als einer der vielen weltblinden Deutschen seiner Zeit an der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts trägt. Ich möchte es aber auch so sehen: Mit «Leben aus Führung» hat mein Großvater seiner deutschen Welt jene geistigen Deformationen heimgezahlt, die sie ihm zugefügt hatte. So ähnlich hat es jemand, ich glaube Emil Ludwig, über Wilhelm II. gesagt.



Richard Hoffmann als  
Hauptmann im 1. Weltkrieg



als Pastor in Niedernjesa um  
1926.



Richard und Margarethe Hoffmann als Verlobte oder Jungverheiratete, um 1906



Als Pfarrerehepaar in Gleina, um 1931.

Richard Hoffmann

# Leben aus Führung

Gedanken und Bilder über  
die Zeit von 1877 bis 1934,  
lose aneinander gefügt, im Erzählerton

Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen,  
Johannes 3. 30.  
ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir,  
Galater 2. 20

der werdenden deutschen evangelischen Kirche  
der Herrnhuter Brüdergemeinde  
den Gemeinschaften innerhalb der deutschen evangelischen  
Kirche

gewidmet  
vom

Verfasser



# Vorwort

1 Die nachfolgenden Blätter sind in der Zeit vom 15. Februar bis zum 7. August 1934 niedergeschrieben, Ihre Entstehung aber reicht bis 1898 zurück. Seit dem vollendeten 24. Lebensjahre folge ich der inneren Nötigung, freilich mit Unterbrechungen, meinen Lebensgang aufzuzeichnen. Die ersten Aufzeichnungen behandeln die Kindheit. Sie verfolgten den Zweck, meiner Mutter eine Freude zu machen [vgl. Anhang 2]. Briefe an die künftige Lebensgefährtin bilden von 1901 an die Fortsetzung.

Nach der Verheiratung inniger mit dem Geschehe des deutschen Volkes verbunden, schrieb ich von 1908–1913 an jedem Jahresende einen Rückblick auf die innen- und aussenpolitischen Ereignisse. In der Zwischenzeit sammelte ich diesbezügliche Ausschnitte aus der «Täglichen Rundschau», der «Kreuzzeitung», der «Deutschen Zeitung». In den Jahren 1914–1917 bilden sehr zahlreiche Briefe an meine Frau «von der Westfront», zum Teil mitten im Gefecht oder in der Schlacht geschrieben, die Fortsetzung meiner Aufzeichnungen [nicht erhalten]. Dabei unterstützt mich ein nach dem Urteil einsichtiger Männer gutes Gedächtnis in dem Bemühen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und ihre wesentlichen Züge festzuhalten, zunächst nur zum eigenen Segen, dann, mit dem Wachsen der Bedeutung des Erlebten, für Frau und Kinder .

Beim Übertritt in den Ruhestand Anfang 1934 ließ mir die Frage keine Ruhe mehr: Schuldest du nicht den Reichtum des Lebens, der dir geschenkt wurde, der deutschen Gemeinde Gottes, obwohl dein Körper den Dienst draußen an der vordersten Front verweigert? So wurden diese Blätter zu einem Ausdruck, einem Zeugnis von meinem Ringen um «Gott in Jesu Christo», Familie und Volk.

2 Jesus Christus hatte bei diesem Ringen die Führung. Er hält sie noch in Händen und wird sie, das weiß ich im Glauben, festhalten bis «ans Ende». Möchte mein Zeugnis ringenden deutschen evangelischen Menschen eine Hilfe in der inneren Not unserer Zeit werden! Gar nichts liegt an meiner Person. Bin ich doch keiner von den Großen des Reiches Gottes oder der Welt, dessen Lebenslauf es verdiente, im Gedächtnis festgehalten zu werden, darum mied ich bewusst den Aufbau eines Lebenslaufes.

Andererseits aber sollen meine Aufzeichnungen «mehr» sein als ein Lebenslauf, nämlich Führung eines Einzellebens, zuletzt des Innersten dieses

Lebens, durch Gott. Dabei wird stärker als im eben jetzt überwundenen individualistischen Zeitalter das Verbundensein des Einzellebens, ja das Eingetauchtsein, das Bedingtsein dieses Lebens durch Volk und Kirche, eher hervortreten. Ganz von selbst erweitert sich so für mich der Inhalt von «Leben aus Führung» zum «Leben meines Volkes durch Gottes Führung». Auch dabei kann die Entfaltung eines «Lebens aus Führung» nicht stehen bleiben. Mein Volk ist Volk unter Völkern, Völkerwelt soll ja «Reich Gottes» werden. Wie könnte die Darstellung eines «Lebens aus Führung» am Kommen des Gottes-Reiches vorübergehen ?

Manche Leser werden ein Bekennen meiner Sünde vermissen. Ihnen sage ich: Nach meiner evangelischen Überzeugung gehört die Beichte Gott und dem Nächsten, an dem ich mich versündigte. Aber das mir immer aufs neue geschenkte Bewusstsein empfangener Vergebung um Jesu Christi willen ist die Voraussetzung dieser Blätter.

3 Dem Allmächtigen und Allgütigen Gotte danke ich, dass Er mir die köstlichen Stunden schenkte, in denen ich nach einem kampfreichen Lebenstag in der Sonne Seiner Gnade ausruhen darf, und dass Er mich hinter dem Abendrot die leuchtende Morgensonne des Ewigen Tages für mich, Brüder und Schwestern, im klaren Glauben schauen ließ. Demnächst danke ich der Gefährtin meines Lebens, in deren Gemeinschaft ich reifen durfte, besonders auch dafür, dass sie in Selbstaufopferung mir so viel von der täglichen Lebenslast abnahm, dass ich trotz körperlicher Hemmungen Freiheit, und das ist zuletzt Freudigkeit, behielt, diese Niederschrift anzufertigen.

Gedankt sei auch dem ehrwürdigen Superintendenten i.R. Anders in Görlitz, der mit wertvollen Hinweisen das Entstehen meiner Arbeit begleitete.

Die Gestaltung des Zeitlaufs ließ mich erkennen, dass unserm ringenden deutschen Volke wirkliche, d. h. dauerhafte Hilfe nur werden kann, wenn es den Weg zur Lutherbibel als dem «ungeteilten, ganzen Worte Gottes» und durch dieses zum «Lebendigen Gotte» zurückfindet. Selber diesen Weg durch den Vater droben geführt, wollte ich versuchen, meine deutschen Brüder und Schwestern, denen die Bibel fremd wurde, durch meine Darstellung zum Entschluss anzuspornen, es auf dem gleichen Wege zu wagen.

4 Die «systematische» Form versagte sich mir: Soweit ich sehe, begehren aber auch meine Volksgenossen aller Schichten heute keine «wissenschaftliche Verkündigung des Wortes», so ernst der Verkündiger freilich durch die wissenschaftliche Schule zur gedanklichen Klarheit sich hat durchdringen müssen. Erzählend habe ich fast immer in meinem ersten Beruf als Offizier, also

als Lehrer und Führer, wie in meinem zweiten Beruf als Pastor auf der Kanzel und am Rednerpult, Ohr und Herz der Menschen erreicht. Darum wählte ich die Form des Erzählens.

Die Darstellung ist nicht erschöpfend. Die Fülle des Stoffes war zu groß; die Zeit drängte. Aber ich könnte, wenn Verlangen danach entstände, diese Niederschrift um Wertvolles bereichern. Es liegt noch manches in meinem Herzen und in meinem Schreibtisch verwahrt. Allein mir lag daran, bald zu sagen, was ich sagen zu müssen meinte. Da schien mir eine Verzögerung durch eine Abrundung des Inhaltes im Blick auf den zu stiftenden Segen der Arbeit untragbar. Vermehrung der Arbeitszeit aber verbot meine schwache Gesundheit. Schließlich aber heißt es auch hier:

Nicht vielerlei, sondern viel sagen tut not.

Dem Herrn, unserem Gott, die Ehre !  
Deutschland für Gott, Seinen Herrn !

Richard Hoffmann, Major a.D., Pastor i.R.  
Görlitz/Oberlausitz  
im Hochsommer 1934



## [Erste Schau]

### Leben aus Führung!

5 Das ist eine sonderbare Überschrift für etwas, das eine Lebensgeschichte sein und werden soll. Ich mag sie auch nicht sogleich ganz deuten. Nur dies eine möchte ich sagen: Nicht will ich eigentlich schreiben, sondern ich muss schreiben. Lange schon drängt es mich, deutlicher: es quält mich, zu schreiben, von welchen Quellen aus, über welche Hindernisse hinweg, zu welchem Ziele ich geführt worden bin und noch werde.

Das Leben ist ein Strom. Aber ehe dieser Strom ist, sind viele Quellen über, hinter, neben seinem Laufe. Sie entsenden Bächlein, Flüsse, und sie fließen und fließen. Scheinbar regellos, planlos. Aber aus der Vogelschau erkennt man ganz deutlich, dass sie alle notwendiger Weise dem gleichen Ziele, dem Strom zufließen, ihn schaffen müssen. Nur scheinbar frei, erst recht nicht willkürlich, an jeder Stelle in jedem Augenblick dem höheren Gesetz des Stromes folgend, das von oben stammt, schauen wir seine Wellen. Gerade heraus gesagt, hinter diesem «Gesetz von oben» verbirgt sich der Schöpfer Gott, durch dieses «Gesetz von oben» scheint Gott hindurch, durch dieses «Gesetz von oben» wirkt Gott hindurch. So darf man hinter dem «es», das mich zu schreiben drängt, niemand andern als Gott suchen und finden.

Dennoch schreibe ich nicht mich einem lästigen Zwange beugend, sondern in voller Freiheit. Als eine Last würde ich nur das längere Andauern des Nichtschreibens empfinden. Denn, allerdings, in unruhigen Stunden umrauscht sein von ungezählten Quellen, angeblickt sein von ungezählten Blüten und Früchten, Blumen, Sträuchern und Bäumen, schroffen Bergen und tiefen Schluchten, lachendem Himmelsblau und drohenden Wetterwolken, aber niemals sich ihnen hingeben dürfen, bedeutet Zwang, Last. Eintauchen dagegen in das von oben flutende Leben, sich von ihm tragen lassen zu ungeahnten Ufern bedeutet Erlösung vom Müssen, zuletzt Freiheit. Und in dieser Freiheit, das ist mir gewiss, waltet Gott. In ihr darf ich «leben». Es ist die köstliche Freiheit der Kinder Gottes.

6 Darum mache ich mir auch in den Stunden des Beginnes meines Werkes keine Gedanken über die Stoffeinteilung. Ich kann den umfangreichen und inhaltreichen Stoff nicht teilen; auch fürchte ich, unter den Wunden, die mir das Leben schlug, könne sich bereits die nie vernarbende Todeswunde befinden, die vielleicht überraschend schnell ihrem Ende zureift. Da käme

ich vielleicht nicht über die Vorarbeit hinaus. Dann würde mein Werk keinem helfen. Helfen aber ist von allen Zielen, zu denen wir uns hingewiesen fühlen, das heilbringendste, letztlich auch das schönste.

So muss ich denn versuchen, so zu schreiben, dass der ganze deutsche evangelische Mensch, der der Schreiber ist, aus jeder Seite dieses «Lebens aus Führung» hervorleuchtet. Wie denn Jugendliches und Alterndes, Werdendes und Sterbendes in unserm Leben immer gleichzeitig vorhanden ist und sich nach Vollendung sehnt.

Eine Stoffeinteilung spielte allerdings in den Klassen Untersekunda bis Oberprima des Gymnasiums Augustum Gorlicense und weiter im Soldatenleben in Frieden und Krieg an Weichsel, Spree und Rhein, in Frankreich, auf der Universität Göttingen wie auf der Kanzel zu Niedernjesa bei Göttingen und zu Gleina bei Zeitz eine entscheidende Rolle. Zu einer Stoffeinteilung aber gehört Zeit und Stille. Mein Leben hatte solche Zeit und Stille. Selbst im Weltkrieg 1914 bis 1918 waren sie da, so wenig glaubhaft es erscheint. Dann kamen die alles aufrührenden Umwälzungen, die nach ihm und durch ihn für unser deutsches Volk und Vaterland eintraten. Inmitten dieses Umbruches befinden wir uns noch; ja, es scheint trotz aller großen Wandlungen, die wir erlebten, erst der grundstürzende und grundlegende Anfang zu sein.

Neuer Inhalt auf allen Lebensgebieten! Ist's da ein Wunder, wenn einer für diesen neuen Inhalt erst nach einer neuen Form sucht? Wissen nicht wir als deutsche Menschen, die vom Evangelium herkommen, dass neuer Wein in neue Schläuche gefüllt werden muss, d.h. dass neue Inhalte neue Form bedingen? (Matth. 9. 17) Mir erweist sich die übliche Form einer Lebensbeschreibung als zu eng, weil sie das dahinstürmende, unendliche Leben nicht fassen kann.

7 Gott, unser Volk, die Heimaterde, das sind die wirklich unendlichen und für unser tägliches Leben schier endlosen Quellen, zu denen sich die führenden deutschen Menschen zurückgerufen fühlen seit dem Durchbruch Adolf Hitlers zur Macht ans Steuer des Staatsschiffes der Deutschen am 30.1.1933. Die drei bezeichneten Lebenspole drängen machtvoll an jedes deutsche Herz, fordern Einlass, dringen herein. Nun wühlen sie das in der Vergangenheit von 1871 bis 1913 in Nurdenkbahnen abgeglittene, dadurch an der letzten Entfaltung gehinderte, deutsche Leben auf.

So muss ich schreiben als ein Mensch, dessen Inneres aufgewühlt ist von Gott, Volk und Heimaterde. Darum bittet der Schreiber um Erlaubnis, die hergebrachte Form zu verlassen. Der Lebensstrom tritt eben augenblicklich

über die Ufer. Das ist für viele, auch für mich, ein erschreckender Anblick. Soll ich deshalb warten, bis die Flutwelle vorüber ist? Das hieße doch verzichten auf Wirken, wo es gerade auf Wirken ankommt. Und Verzichten heißt weichen. Aber ich möchte nicht zu denen gehören, die da weichen und verdammt werden, sondern zu denen, die da glauben und ihr Leben erretten (Hebräer 10. 39).

Ist doch offenbar eine Gottesstunde angebrochen. Ohne Ihn ist ein Geschehen wie das des 30.1.1933 unmöglich. Noch fassen wir es ja nicht. Aber haben wir denn die Gegenwart je verstanden, gleichviel ob wir in die Unterstufe der Schule aufgenommen wurden, in den Lebensberuf eintraten oder uns einem erschütternden Ereignis gegenüber sahen, das uns aus der Lebensbahn warf? Immer war es so: Wir sahen erst hinterher ein, wie, warum, wozu alles geschah. Wie denn auch der Herr, unser Gott, zu Mose spricht: Und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hinternach sehen (2. Mose 33.23). Nicht in betrachtender Ruhe kann ich schreiben. Auf sturmbewegtem Strom ringend, sehe ich z. Zt. kein rettendes irdisches Ufer, sondern nur im Glauben die ewige Stadt Gottes, wo es stille werden wird von Stille zu Stille.

**8** Damit stehe ich schon mitten im Werk. Das darf nicht zum Durcheinander entarten. Es muss eine Ordnung erkennbar sein. Ich bitte, sich mit mir an dem leitenden Grundsatz genügen zu lassen, dass alles hier Geschaute und Gesagte im Lichte des Lenkers der Welt gesagt und geschaut ist. Dies alles durchstrahlende Licht wird das Ganze meiner Arbeit trotz mancher Schwierigkeiten, die ich mir nicht verhehle, als ein «geordnetes Ganzes» erscheinen lassen. Mitnichten käme mein Wollen, Tun und Denken von Gott her, wollte ich die Ordnung nicht. Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung (1. Korinther 14.33). Entstellt scheint dieses Gottesbild selbst noch durch die zahllosen Mythen der Völker hindurch, in vollendeter Majestät und Schönheit durch die Bibel oder – nach Luther – «das ganze Wort Gottes» an die Menschen und Völker aller Lande und aller Zeiten hindurch.

Wer freilich dies alles durchdringende, zusammenhaltende und lebendige Gottesbild nicht schaut, der wird auch in der Bibel nur eine regellose Häufung von Sätzen finden, keineswegs den Gott hauchenden Organismus, der uns in ihr geschenkt ist. Um wieviel mehr in meinem Werk!

**9** Noch ehe ich atmen konnte, hat mich Gottes Ordnung, die heilige, d.h. die von Gott getragene, durchtränkte, geforderte Ordnung der Familie um-

fangen. In dieser Familie aber wurden meine Geschwister und ich von im deutschen Volke wurzelnden Eltern, die im evangelischen Glauben auf Gott ausgerichtet waren, zu deutschen, evangelischen Menschen erzogen. Das fürbittende Gebet der Mutter, die das Herz des Kindes bildete, hat das zuwege gebracht neben der Einpflanzung in die göttlichen Ordnungen, die nur darum «menschlich» sind, weil sie «göttlich» sind. Den lebendigen Gott aber zeigte sie ihren Kindern nicht in blasser, gedanklicher Form, sondern sie gab ihn uns als den ernstesten und doch gütigen Himmelsvater und neben unsern Heiland Jesus Christus gestellt.

Auch die Schule in meiner Jugend lehrte in der Religionsstunde nichts anderes. Sokrates und Plato traten freilich dazu, aber doch nicht auf die gleiche Linie mit Jesu Christo gerückt. Idealistische und materialistische Naturwissenschaft heischten in den Jahren 1880 bis 1900 noch keinen Einlass ins humanistische Gymnasium meiner Vaterstadt, so dass von einem Wankendwerden im Glauben, dieser nur in dem recht engen Sinne von Vertrauen zu Gott und Jesus Christus gefasst, beim Verlassen der Schule für mich keine Rede sein konnte. Auch die Religionen des Lao-tse, Zarathustra, Buddha, Kungfutse traten bis dahin nicht in mein Blickfeld.

Deshalb schritt ich unangefochtener als das Geschlecht nach mir als Idealist und Christ ins Leben. Vor der strengen theologischen Forderung mag das gleichzeitige Vorhandensein beider Entfaltungsstufen im Menschen nicht bestehen können. Trotzdem wohnten und wohnen sie wohl bei jedem meiner humanistisch und christlich erzogenen Altersgenossen ungestört neben einander, bis durch Anstoß von innen oder von außen her das Ringen des Christen mit dem Idealisten beginnt, wenn nämlich die Gestalt Jesu Christi, mit den großen Gestalten der Welt zugleich im Herzen gewachsen, eines Tages die Alleinherrschaft über den ganzen Menschen beansprucht.

**10** «Bleib' dir selber treu!» Damit entließ mich meine Mutter aufs wogende Lebensmeer. Heute könnte ich vor diesem Worte als einem rein idealistischen erschrecken. Aber meine Mutter wusste, dass das Bild Jesu Christi inmitten alles Idealismus ins Herz ihres Sohnes hineingepflanzt war. Deshalb machte sie sich keine Sorge; ihr Gott und Vater werde gewiss schon die Führung übernehmen. Das war ihr fester Glaube, der aus der eigenen Erfahrung auf einem vielverschlungenen Lebenspfade ihr geschenkt worden war. «Ihr werdet schon Jesum Christum erkennen lernen»: So erging ihre warnende Mahnung, wenn wir Kinder nicht folgsam waren. Schon der Zusammenhang, in dem sie das sagte, schließt für immer eine nur verstandesmäßige Form des Erkennens aus. Meine Mutter war eine, gemessen an den

Möglichkeiten ihrer Zeit, hoch- und sehr feingebildete Frau, ohne jemals zu blutleerem Erkennenwollen des Lebens zu neigen. Dazu war sie viel zu ernst in der Lebensschule Gottes erzogen worden. Auch war sie in Gnadenfrei in Schlesien durch die fromme Zucht der Herrenhuter Brüdergemeinde hindurchgegangen.

So ist denn auch in mir bei allem Suchen nach Wahrheit in Philosophien, Weltanschauungen, Weltgeschichte und Religionen zu keiner Zeit ein nur gedankliches Gottesbild entstanden. Ich darf vielmehr jetzt, da der Lebenstag sich neigt, dankbar sagen: Ich habe Jesum Christum und mit Ihm, durch Ihn hindurch, in Ihm Gott «erkannt» im Sinne des alttestamentlichen «jadah», das von Erkennen im Sinne von «innersten Umgang haben mit...» redet. Aber innersten Umgang mit Gott in Jesu Christo haben, das heißt, allmählich durch Sieg und Niederlage hindurch in ein persönliches Verhältnis des Gehorsams, der Liebe, des Vertrauens zu dem Gekreuzigten geführt werden, aber auch zu einem Auferstehen (Erneuerung des Herzens) mit ihm zur Freude eines Gotteskindes, zuletzt zu tätigem Warten auf den «wiederkommenden Herrn».

**11** Solchem Hochziele weiß ich mein Leben durch manches «finstre Tal» (Psalm 23.4.) durch Gott entgegengeführt. Der Weg dahin war und ist Jesus Christus, alles Licht ist Er. Alle Wirklichkeit, nämlich alles, was Bleibendes wirkt, weiß ich im Glauben allein in Ihm. Zu Ihm heranreifen dürfen aus der Fülle seiner Barmherzigkeit heraus, unter der Führung Gottes, ist «Leben schlechthin», ist mein Leben.

Es ist ein schweres Unterfangen, «sein Leben» zu beschreiben, indem man alle wogenden Quellen zugleich aufspringen lässt, sich in ihrer Mitte kämpfend fühlt und denkt, wie sie heben, tragen, umwerfen, verschlingen, wieder emporbringen, zum Ziele führen, von ihm wegreißen, bald Leben hauchend, bald Atem raubend. Und manchmal kann dem Ringenden wohl bange werden. Aber es gilt, auch diese Furcht aus dem Herzen [zu] bannen. Dem Glauben muss es gelingen.

In meinem Amtszimmer in Niedernjesa bei Göttingen leuchtete in Goldbuchstaben ein Wandspruch: «Fürchte dich nicht, glaube nur», jenes Wort des Herrn, das uns Markus 5.36 aufbewahrt ist. Es hat mich von meiner ersten Pfarre her begleitet und leuchtet mich nun von der Nordwand meines Schlafzimmers der Ruhestandswohnung in der alten Heimat an. Der Entschluss zum Ankauf des Spruches ist nicht die Frucht theologischer Studien.

**12** Das Studium auf der Universität in Göttingen vom 29.1.1919 bis in den Herbst 1921 hinein hat mir Jesum Christum nur wenig näher gebracht. Die Bibel wurde allzu ausschließlich als Gegenstand des theologischen Forschens betrachtet. Bei solchem Verfahren aber gibt sie den nicht her, der in ihr verborgen ist, den Erlöser, Jesum Christum, den Sohn Gottes, des Vaters, durch den Heiligen Geist, der durch die einzelnen Bücher der Bibel an uns herandrängen will. Auch lehrte man auf der Hochschule das Alte und Neue Testament von einander getrennt, so dass die Beziehung der beiden Testamente zu einander durchaus gelöst war. Das erweist sich als eine innere Unmöglichkeit, als Zerstörung des gotthauchenden «Organismus», bei dem letzterer für seine Betrachter wie leblos daliegt. Weshalb denn auch die Bibel als das «Buch der Bücher», als Lebensbuch, zur Stunde in der evangelischen Kirche (Gemeinde) nur von recht wenigen erkannt wird. Man verfiel bei den studierten Führern der Kirche und bei unstudierten Geführten zu ausschließlich der historischen Betrachtungsweise, textkritischen Untersuchungen oder psychologischem Zergliedern, was als Vorarbeiten und Hilfsarbeiten seinen hohen Wert hat; es musste aber, als Hauptsache angesehen, scheitern. Denn es handelt sich in der Bibel um das Offenbarmachen des in der Welt «wirkenden Gottes», des «Lebendigen» (D. P. Althaus, [zu A. siehe S. 53] ).

**13** Ihm gegenüber versagt jede menschliche, auch die wissenschaftlichste Methode. Die Geschichte z. B. bedarf selber erst der Aufhellung, der Durchleuchtung durch Gottes Wort, sonst wird sie zu einem sinnlosen Knäuel von Geschehnissen, der uns Gott mehr verdeckt als offenbart, gerade wie die Natur, an sich betrachtet, Gott mindestens ebenso verhüllen wie offenbaren kann. Bei Anwendung der psychologischen Methode aber bleiben wir nur zu leicht an der eigenen Seele hängen, deutlicher noch: am Ich, während doch gerade die Bibel uns durch den in ihr wohnenden Heiligen Geist von der Kette des Ichs lösen, von der «Furcht des Ichs» erlösen will, in deren unmittelbarer Folge Misstrauen und Feindschaft, das ist Zerstörung und Selbstaufhebung der menschlichen Gemeinschaft, eintritt.

Gerade jetzt aber ist es für den an der Bibel erwachsenen und aus dem Evangelium lebenden Christen nötig, das Fürchten zu verlernen. Denn die Welt scheint sich einmal wieder mangels guter Beweismittel gegen die Sache Gottes aufs Dräuen verlegen zu wollen. Man denke nur an alle die Zusammenballung von unheimlichen Mächten der Welt, die im Frühling und Sommer 1934 inner- und außerhalb unserer deutschen Grenzen ihr schreckliches Wesen treiben! Sieht auch nur einer deutlich den Weg zu ihrer Überwindung?

**14** So mag denn das «ganze Wort Gottes» uns frei machen von der Furcht! «Ich fürchtete mich, denn ich bin nackt», sagt Adam zu seinem Gott, als er sich durch und durch von dem Heiligen erkannt sieht (1. Mose 3.10). Da haben wir den Grund aller menschlichen Furcht, das Herausfallen aus der Gemeinschaft mit Gott, in der man so geborgen ruhen könnte, freilich nur im Kindesgehorsam gegen den Vater. Deshalb muss sich jeder, der an entscheidungsvollen Wendepunkten des Lebens nicht weichen will, aus Menschenfurcht, in die Gemeinschaft mit Gott zurückflüchten. Der Allgütige hält sie uns offen. Er ermuntert uns, sie zu suchen: «Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich. Ich helfe dir auch, ich halte dich mit der rechten Hand meiner Gerechtigkeit» (Jesaia 41.10), der Konfirmations- und Leitspruch meiner Frau, nach dem sie an meiner Seite seit dem 19.2.1906 lebt und wirkt.

Wenn doch das Häuflein sich an die Heilige Schrift gebunden führender Christen in dieser Zeit des Umbruches, da eine für Gott unbrauchbar gewordene Welt versinkt und, wie ich zuversichtlich zu Gott hoffe, einer besseren neuen Platz macht, festhielte an dem Glaubenswissen von der Grundursache der Furcht, aber auch von der grundsätzlichen Möglichkeit ihrer Überwindung durch die Kraft der Gemeinschaft mit Gott. Wie erfüllt Er doch so gern das Sehnen der Menschen: Ach, dass du den Himmel zerrisest und führst hernieder! (Jesaia 64.7)

Ist er nicht herausgetreten aus der «Verborgenheit» in Jesu Christo, in dessen Händen wir die wirkenden Hände der Allmacht schauen, aus dessen Augen uns wohl das Gericht des heiligen Gottes ansieht mit erschütterndem Ernste? Fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle (Matthäus 10.28). Und doch das unendliche Erbarmen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun (Lukas 23.34), aus dessen Munde es so tröstlich klingt: Fürchte dich nicht, glaube nur (Markus 5.36), und: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden (Johannes 16.33). Heute gilt es wieder, dass seine Gemeinde hört: Fürchte dich nicht, du Würmlein Jacob, ihr armer Haufe Gottesstreiter (Israel). Ich helfe dir, spricht der Herr und dein Erlöser, der Heilige in Israel (Jesaia 41.14).

**15** Mit alledem ist zugleich jedem Versuch der Selbsterlösung der Enderfolg versagt, mögen ihm auch noch so viel Scheinerfolge beschieden sein. Der Herr Christus bestätigt das Wort des Propheten. Den Jüngern, die ihn fragen: Herr, wer kann denn selig werden?, antwortet Er: Bei den Menschen ist es unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich (Matthäus 19.26). Das Scheitern des Petrus, der im Selbstvertrauen sich unterfängt, freu-

dig dem Herrn in den Tod zu folgen, ist ein ewig gültiger Beweis für die Ohnmacht des Menschen zu seiner Erlösung. Erst die ihm vom Heiland geschenkte Vergebung macht ihn fähig zum Märtyrertod; denn Vergebung = Rechtfertigung aus Gnaden ist ja Erneuerung der Gemeinschaft mit ihm (Johannes 21.16/17). Solange wir nicht in der Gemeinschaft mit Gott in Christo stehen, zu der der Erlöser selbst der einzige Weg ist (Johannes 14.6), schaut uns Gottes Antlitz an wie Feuerflammen (Offenbarung 1.18), ist uns sein Wort wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt (Jeremias 23.29).

**16** So muss es denn bei jedem Menschen, der zu einem Leben der Furchtlosigkeit kommen will, zu einer Begegnung mit Jesu Christo kommen. Menschen können sich nach solcher Begegnung sehnen, sie suchen; herbeiführen können sie sie nicht. Wo aber einer sein «Pniel» [siehe §19, S. 49] fand, die Stunde der Begegnung mit Gott, der die Vergebung ist, da ward er geführt, wie jener Jacob, das Urbild des Menschen der Gottesferne, der in Reichtum und Frauengunst das Leben zu erringen wähnt. Das währt, bis Gott mit ihm ringt, ihn überwindet, so dass die Bibel von ihm sagt: «Da ging ihm die Sonne auf!» (1. Mose 32.31).

Kein gerader Weg, von Menschen aus gesehen, führt in solche Stunde, wohl aber der Weg Gottes mit uns, der Weg des Gebrochenwerdens und auf die Füßegestelltwerdens durch Jesum Christum. Niemand geht diesen Weg, er werde denn geführt! Auch ich wurde ihn geführt, bin auf dem Wege an Gottes Hand, auf dem Wege zur Furchtlosigkeit. Es ist ein weiter Weg von Lomnitz/Riesengebirge über Leopoldshain b. Görlitz, Görlitz, Thorn, Danzig, Berlin, Swinemünde, Steglitz, Athen, Konstantinopel, Sofia, Belgrad, Wien, Koblenz, Luxemburg, Porcheresse am Sémois, Sedan an der Maas, Montgon am Aisne-Kanal (29.8.1914), Aisne, Vitry-le-Francois an der Marne, Somme-Py in der Champagne, Loretto- und Vimy-Höhe bei Lens, Braunlage, Jüterbog, Verdun, Epénancour an der Somme, St. Quentin, Beverloo (Belgien), Koblenz, Bersenbrück b. Osnabrück, Göttingen, Niedernjesa b. Göttingen, Bad Oeynhaus, Gleina b. Zeitz nach Görlitz, wo dieser Versuch einer Zusammenschau meines Lebens entsteht. Und doch sind das alles eben nur die sichtbaren Wegemarken, hinter denen sich die unsichtbaren Hände Gottes mit ihrem Eingreifen in mein und meines Volkes Leben verbergen.

**17** Ein Beispiel, dieser Lebensweg, für die unabänderliche Geltung des Prophetenwortes: Meine Wege sind nicht eure Wege und eure Gedanken sind nicht meine Gedanken (Jesaias 55.8). Zwei Wege lagen, wenn ich rückwärts schaue, vor mir. Das erlebte Vorbild meines Vaters, der in den

deutschen Einheitskriegen 1864/66, 1870/71 für sein Vaterland in Waffen stand, der sich 1866 bei Skalitz als Fahnenträger des II /Füsilier-Regiments Generalfeldmarschall von Moltke (Schlesisches) Nr. 38 das Militär-Ehrenzeichen 1. Klasse erwarb, auch in der Schlacht bei Königgrätz die Fahne trug, dem drei preußische Könige die Anerkennung einer braven Waffentat aussprachen, feuerte mich an, Soldat zu werden. Dem widersprach meine körperliche Gesundheit von Geburt an. Aber ich habe mich diesem mir beschiedenen Schicksal in gewollter Selbstabhärtung entgegengestemmt. Deshalb wurde ich am 17.3.1896 unter Verzicht auf Entschädigung im Falle der Erkrankung im Dienst Fahnenjunker in Fußartillerie-Regiment Nr. 11 zu Thorn. Später verlieh Kaiser Wilhelm II. dem Regiment die Bezeichnung «1. Westpreußisches».

Meine Mutter, Tochter eines Sanitätsrates, wollte lieber einen Mediziner aus mir machen, am liebsten wohl einen Pastor. Gegen den ersten Beruf wehrte ich mich: Ich könne kein Blut sehen, erst recht keinen Toten. Und ich habe doch Jahrzehnte später den Tod und Ströme von Blut sehen müssen. Für den zweiten Beruf brachte ich als Kind nichts weiter als den romantischen Wunsch nach einem efeumrankten Pfarrhause auf, wie mir ein solches in der Erinnerung an Leopoldshain b. Görlitz vorschwebte. Auch hat wohl gelegentlich meine Mutter davon gesprochen, wie schön es wäre, einmal im Alter nach einem harten Leben bei mir in der Landpfarre ausruhen zu können. Ich bin den ersten Weg geführt worden, sei es dass Gott mich den von mir gewünschten Weg gehen ließ, sei es dass ich ihm den Weg abtrotzte. Das sage ich, wie wir Deutschen eben vom Rätsel des Lebens sprechen, bis wir gelernt haben, dass alles Gottes gewollte Führung ist, der wir willig oder widerwillig folgen.

**18** Im reifen Alter ist mir diese Führung des Vaters im Himmel, wie sie von Menschen bejaht oder verneint wird, an einem kleinen Erlebnis deutlich geworden. Eine Mutter schritt auf einem Bürgersteig der Hauptstraße von Göttingen entlang, an der Hand ein kleines Kind. Froh, weil willig, schritt das Kind neben der Mutter. An einem gefahrdrohenden Straßenübergang wollte das Kind entweder allein gehen oder stehen bleiben. Es trotzte, schlug um sich, warf sich zur Erde. Da entfernte sich die Mutter. Als bald wurde das Kind sich seiner Verlassenheit bewusst, schrie nach der Mutter. Alles verlief ganz wie bei uns Erwachsenen unter der Führung Gottes. Das fühlte ich. Alles Grübeln über die Wirklichkeit eines Allmächtigen Willens neben einem eigenwilligen Menschenwollen führt nicht zum Ziel.

Allein, noch eine andere Wirklichkeit zeigte das schlichte Beispiel, das man in tausendfacher Gestalt erleben kann. Es gibt im letzten Sinne keinen

«gottlosen» Menschen. Es mag sich mancher eine Weile sogar recht stolz «von Gott los» dünken. Gott lässt ihn nicht außer Acht, genau wie jene Mutter ihr trotziges Kind im Auge behielt und auf es horchte, wann es wohl rufen möchte. Es wandelt ein Jeder nur in einer Gottesferne, bis er nach Gott schreien lernt, wie der verlorene Sohn nach seinem Vater (Lukas 15). Es geht den in die Irre gehenden Gottsuchern, wie der Dichter deutscher evangelischer Sehnsucht, Gustav Schüler, in «Spiegelscherben vom Ewigen» einen solchen aufschreien lässt:

*-Aufschrei-*

*Wo bist du, Gott? du lässtest uns verschmachten;  
nun alle Nächte mit Entsetzen nachten,  
nun alle Berge wie die Binsen wanken,  
zum Moder fallen alle Lichtgedanken.  
Nun alle Meere mit gepeitschtem Schäumen  
sich stöhnend zu den wanken Bergen bäumen,  
nun alles fällt, was Menschenhände fassen:  
Nun hast du uns mit uns allein gelassen!*

**19** Ein anderes Bild von der Führung des Menschen durch Gott. Ich fand es in der evangelischen Zeitschrift «Für Alle» im christlichen Erholungsheim in Priel (d. h. «Gottesbegegnung») in Bad Oeynhausen, wo ich auch auf den herrlichen Wandspruch stieß. Ein Kind ist am klaren Sommertag zur Großmutter gegangen. Danach hat sich ein schweres Unwetter eingestellt. Wie bangt sich das Kind nach dem fernen Vater! Derweilen ist dieser schon unterwegs, sein Kind heimzuholen. Nun sehen wir das Kind unter dem Mantel des Vaters geborgen einherschreiten, kaum dass die Füßchen hervorlugen. Natürlich führt es der Vater an der Hand. Blitze zucken aus pechschwarzen Regen- und Hagelwolken. Das Kind sieht nicht, wohin der Weg führt. Aber es weiß im frei und froh, weil furchtlos machenden Glauben: Mein Vater bringt mich gewiss unversehrt heim. O, wenn doch nur die Erwachsenen «wenn Not und Trübsal blitzen» gleich jenem Kinde sich der führenden Vaterhand immer bewusst wären! Wie sagt doch der Herr Jesus Christus? Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen (Matthäus 18.3).

Ein drittes Bild: Ein Schiff ist in schwerer Seenot. Der Kapitän lässt schon die Rettungsboote klarmachen, die Schwimmwesten anlegen. Jeder eilt aufs Oberdeck an seinen Platz. Nur ein Kind fehlt beim Aufruf der Passagiere. Man sucht, findet es in einer Kabine im ruhigen Schlummer. Auf die ver-

wunderte Frage, ob es denn blind und taub gegen die Gefahr sei, sagt es: Mein Vater steht ja am Steuer. Gerade dieses sich völlig Geborgenwissen beim Vater ist ja das Geheimnis auch des größten der Menschenkinder, des Sohnes Gottes. So ruht er selber dort auf dem Hinterdeck des Schiffleins, während die Jünger in Todesbängen mit dem Sturm auf dem «Genezareth» ringen (Markus 4.35/41).

**20** Wie bereits angedeutet, führte mich das Universitätsstudium an sich Jesu Christo als meinem Herrn wenig näher. Stärker erwies sich die gewöhnliche Erfahrung, die ich im Verlauf des Studiums in der Durchhilfe machen durfte, mit der der Herr Jesus Christus sich zu mir bekannte. Wie muss ich Ihm danken, dass er mir einen Freund sandte, der mir eine Freistelle auf dem «Grünstein» auf halber Höhe des Wartburg-Berges verschaffte, wo ich meine im Krieg verlorenen Kräfte – ich kam mit etwa 100 Pfund Gewicht aus dem Feldzug zurück – wiederherstellen konnte!

Wie hat er mich durch die Inflationszeit mit ihrem Verlust des ohnehin kleinen Vermögens hindurchgeführt samt Frau und meinen drei Kindern! Es gab eine Zeit, da blieb, auf Anordnung von Berlin aus, meine Heerespension aus. Da ging's ans Opfern von kleinen und großen Andenken von Gold und Silber. Meine Frau tat ein kleines Pensionat für junge Mädchen auf, um die Familie durchzubringen. Und ihr Bemühen gelang. Im Vikarsjahr sandte mir der Herr Geldhilfe durch eine lutherische Spende in den Vereinigten Staaten, ausgerechnet amerikanische Hilfe mir, dem ehemaligen feldgrauen Feinde. Ein Weilchen halfen mir die Amtsbrüder in den Landpfarren mit Obst und anderen Lebensmitteln, die wir uns holten oder auch ins Haus bekamen. Auch eine Kirchenkollekte kam in meine Hände, die der Superintendent von Einbeck, der spätere Landesbischof Hannovers, für «eine ohne Schuld in Not geratene, gebildete Familie» veranstaltete. Das Aufgezählte mag genügen zu zeigen, dass ich mit Recht singen durfte: «...der dich auf Adlers Fittichen sicher geführt».

**21** Ich war in einem gläubigen Vaterhause erzogen. Dann ging's hinaus in die große Welt, welche ihre Glaubenshaltung zusehends, mehr und mehr, zuletzt mit Riesenschritten verließ und mit einer nur verstandesmäßigen Betrachtung Gottes vertauschte. Kein Wunder, dass der zu kurze und obendrein so blinde Verstand mit dem Rätsel Gott und Welt nicht fertig wurde und, des Rätselratens müde werdend, bald anfang, Gott ganz fortzudenken. Wo einst der gütige Schöpfer, Erhalter und Lenker der Menschen gestanden hatte, da stellte sich als Ersatz, wie das notwendig geschieht, das eherne

Naturgesetz, das unbeugsam blind waltende, unentrinnbare Schicksal ein. Zugleich die Strafe für den treulosen Menschen, der Gottes Treue verachtet! Schließlich wurde der Stoff, die tote Materie, selber zum Beweger von Welt und Menschen erhoben. Der wissenschaftliche Materialismus wurde geboren, an dem die Völker Europas dahinsiechten, weil sich ihr Weg vom Quell des Lebens, dem Weltengott, entfernte.

So ungeheuerlich es uns heute anmutet, man leugnete bald auch den Geist der menschlichen Persönlichkeit, erklärte das Denken nur noch als den Ablauf gewisser Funktionen der Materie. Ein folgerichtiger Materialist konnte etwa von der Schlacht Napoleons I. bei Austerlitz sagen: Die Netzhaut des Kaisers und Feldherrn wird von Lichtwellen getroffen, die von den Heeresbewegungen des Feindes im Gelände ausgehen. Das Bild der Augen wird auf Nervensträngen durch Schwingungen des Stoffes ins Gehirn des Kaisers geleitet. Dort entsteht ebenso ein Bild der französischen Heeressäulen. Der Konflikt beider Bilder lässt das Auge des Feldherrn in bestimmter Weise aufleuchten. Seine Adjutanten sehen es. Sein Gehirn empfindet den Zwang, sich dem Feldherrn zu nähern. Dessen Hirn setzt Mund und Zunge in Bewegung. Die Trommelfelle der Adjutanten schwingen mit, Ausstrahlungen davon treffen ihr Gehirn. Dies setzt durch fortleitende Nervenstränge die Schenkel der Adjutanten in Schwingungen. Pferdenerven empfinden diese Schwingungen als Druck, die Tiere galoppieren in alle Winde, die Befehle des Kaisers durch seine Adjutanten zu den Truppen tragend usw.

22 Es mag des blühenden Unsinnns genug sein. Der Plan zur Schlacht bei Austerlitz ist im Feldherrnzimmer des Kaisers und nicht im Gelände entstanden, gerade wie der Mensch den Kreis denkt, obwohl es in der gesamten Natur den «mathematischen Kreis» in der Anschauung durchaus nicht gibt.

Ich wollte mit dem aus der Erinnerung an ein philosophisches Kolleg Erzählten nur zeigen, zu welchem Irrsinn der Mensch herabsinkt, der das Dasein Gottes und des Menschengestes leugnet. Ebenso ward denn auch die Geschichte der Völker zu einem sinnlosen Prozess innerhalb der Materie waltender Kräfte entwürdigt. Folgerichtig fiel die sittliche Verpflichtung; es zerbrach die menschliche Gesellschaft, ihre Kultur entartete, wo jene Weltanschauung hinkam. Politisch wirksam wurde sie durch den «Marxismus». Dessen folgerichtiges Ergebnis, der Nihilismus, nach ihm der Bolschewismus Russlands, vernichtete die abendländische Kultur dieses Landes fürs erste und schickte sich nach dem Weltkriege an, die Völker der Erde zu verderben. So recht ein Vorläufer des «Antichrist», wie noch keiner

zuvor, jener unheimlichen satanischen Macht, die nach der Heiligen Schrift dem Kommen des Herrn Jesu Christi und damit dem Endsieg Seines Reiches vorangeht.

Wie entstand der Materialismus? Der rasche Aufstieg in der Naturwissenschaften, Naturkunde, Physik, Chemie, ihre unerhörten Erfolge seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, die fortschreitende Technisierung des Menschenlebens im Sinne der Überwindung des Raumes und der Zeit, verführte die Menschen dazu, dem siegenden eigenen Denken eine alles beherrschende Stellung einzuräumen, darüber den Schöpfer und Erhalter, der über, hinter und in der Natur wirkt, zu vergessen. Eine fromme Zeit sprach von den «schönen Gaben» (des Schöpfers) im Blick auf einen «begabten» Menschen, eine gottferne Zeit machte daraus den kalten Intellekt.

**23** Das allein aber hätte das schlimme Abweichen von der göttlichen Bestimmung nicht herbeigeführt. Längst vorher hatte ein französischer Denker, Descartes (Cartesius), die Bindung des Menschen an den Schöpfer und Herrn auf andere Weise aufgelöst. Unter Wegsehen von der schöpfungsmäßigen Gegebenheit, nach welcher sich der Mensch von Anbeginn als Glied einer lebendigen Gemeinschaft erkennt und verhält, die also die Grundtatsache seines Daseins ist, sagte dieser irrende Denker: «Cogito, ergo sum», «Ich denke, darum bin ich». Er rückt das menschliche Ich in den Mittelpunkt des Alls, macht es zum Ausgangspunkt des Menschen, an dem nach Gottes Offenbarung an den Menschen die Gemeinschaft, die Ehe, als die kleinste Gemeinde Gottes, notwendig steht. So ward der Individualismus der sogenannten «Geistigen» geboren, der zum Subjektivismus fortschreitend den Menschen an die Stelle setzte, wo unverrückbar in ewiger Wirklichkeit Gott thronet. Eine Tat, die in Blendung durch Satan, den alten Widersacher Gottes und der Menschen, geschah, wie jene Tat in Urtagen, als jenes: «Sollte Gottes wirklich gesagt haben...?» und «Ihr werdet sein wie Gott» das Herz der Eva verwirrte, und der Mann, der der verantwortliche Führer seiner gottgegebenen Gehilfin sein sollte, sich in die Wirrnis in geradezu kläglicher Weise hineinziehen ließ.

**24** Dieses ganze auflösende Denken – man redet ganz richtig vom westlichen [Denken] und von westlicher Civilisation – überflutet Deutschland. Ströme aus der Renaissance vereinigen sich mit dem Strom des Individualismus; und es tritt zwangsläufig durch diesen alles überflutenden Strom eine Verheerung dessen ein, was «Leben», nämlich «Leben im Sinne Gottes» ist. Man erblickte im Denken an sich schon das Leben, während es nicht einmal das

Herzstück des «Lebens» ist. Es folgt die Überschätzung des Denkers, des so genannten Gebildeten, der in Wirklichkeit ein entwurzelter Verbildeter ist. Er wird zum Herrenmenschen. Sein Vorbild ist in der Bibel jener Abimelech, der in kaltem Eigennutz ein ganzes Gemeinwesen zur Verzweiflung treibt und dann schließlich – nicht des großen Gottes würdig – durch die Hand eines schwachen Weibes gegen alle menschliche Erwartung ein schmachliches Ende findet (Richter 9).

Im 19. Jahrhundert ebnen Max Stirner und Friedrich Nietzsche solchem Herrenmenschentum den Weg. Dieser verwirft die Gemeinschaft und damit den, in dem alle Gemeinschaft beschlossen ist, Gott. Da geht es denn nach der Weise: *Odi profanum vulgus et arceo* – «Ich hasse den Haufen, halte ihn mir vom Halse». Man konstruiert einen «Übermenschen», frei von der göttlichen und darum von aller menschlichen Bindung, just das Gegenteil des Christus. Wie denn auch Nietzsche, der arme Gebundene, sich als Vorläufer des Antichrist oder wohl gar als den Antichrist selber erkannte.

25 Ich habe den Einfluss solchen verkehrten «Herrentums», das ein Volk in Klassen aufspaltet, in der alten preußischen Armee neben allen ihren großen Tugenden zur Genüge kennengelernt. Schon der «Fähnrichsabend» des Standortes Thorn, die Stubengemeinschaft auf der Kriegsschule zu Schloss Engers am Rhein, litten sehr unter der vermeintlichen Herrensicht. Man lachte zwar, als Fähnriche der Garde und der Kavallerie sich in öffentlichen Wirtschaften in einem Zimmer «Nur für Garde und Kavallerie» absonderten, weil man solches Tun für unreifen, jugendlichen Überschwang hielt. Aber der Schaden für die Kameradschaft blieb nicht aus. Und ich weiß heute noch nach 38 Jahren, wie ich mit vielen Kameraden unter dem unsozialen Verhältnis innerlich schwer gelitten habe. Freilich bekenne ich, dass sich jenes angemäße Herrentum auch ins eigene Wesen einschlich. Es ist doch nicht nur der Irrtum eines zur Reserve entlassenen Kanoniers gewesen, der mir, seinem Leutnant, eine namenlose Postkarte sandte, darauf ein brennendes rotes Herz, auf das ein Stiefel tritt, mit der Unterschrift: «Tritt mit Füßen nie ein Herz!»

Warum habe ich jene Karte und ihre Mahnung trotz der langen Spanne Zeit, die seitdem vergangen ist, nicht vergessen können? Ist es nicht, weil unter Gottes Führung jene letzte Bindung, die man heute soziales Gewissen nennt, im Zeitalter des Individualismus mir erhalten blieb? Sie hat stets gehalten, so sehr ich auch manchmal in Ausübung eines harten Berufes durch Härte daran gerüttelt habe. So ist denn meine schönste Erinnerung an die Jahrzehnte in des «Königs Rock», mir die Liebe meiner Untergebenen im

Frieden wie im Kriege wegen einer erstrebten, durch alle soldatische Rauheit hindurch allen spürbaren Gerechtigkeit und Menschlichkeit erhalten zu haben.

**26** Ich befand mich bei Kriegsende in der Heimat mit erschütterter Gesundheit, der Folge hauptsächlich einer an sich geringfügigen Gasvergiftung in der Somme-Schlacht und einer Verschüttung auf der Vimy-Höhe. Da erreichte mich nach Ausbruch der Revolution die Feldpostkarte eines schlichten Soldaten, ich möchte doch die Truppe heimführen.

Achtung und Liebe meiner Untergebenen äußerte sich auch gelegentlich im Gefecht, zum Beispiel vor Souain in der Champagne, als unsere Artillerie-Beobachtungsstelle auf Delta 193 («der hohe Baum», wie er im französischen Heeresbericht hieß) schwer beschossen wurde. Mitten durch schweres Granatfeuer hindurch stieg mein Bursche von der Protzenstelle zu mir herauf, um nach meinem Ergehen zu fragen. Er antwortete auf meine Frage: «Wie kommen Sie denn hierher?» beileibe nicht: «Weil ich meinen Hauptmann liebe». Wo hätte ein preußischer Soldat den Abstand zwischen Führer und Mann je so beiseite geschoben! Vielmehr sagte er schlicht: «Weil es mir die gnädige Frau beim Abschied in Koblenz aufgetragen hat». Ein Denkmal, das ich meinem ersten Burschen im Kriege freudig setze, das zugleich seiner Herrin zur Ehrung dienen darf. Ein Denkmal der Soldatenkameradschaft, die trotz vorhandenen verkehrten Herrentums durchbrach, weil sie den Deutschen ursprünglich ist, das heißt, in meinem Munde, «vom Schöpfer her» zuteil wurde.

Gerne gedenke ich auch jenes Landwehrmannes, meines Ordonnanzreiters Jungbluth im Frühling 1915, eines Vaters von fünf Kindern. Auf die Frage, wer freiwillig seinen Hauptmann auf die stündlich unter schwerem Feuer liegende Vimy-Höhe (im Anschluss an Loretto) begleiten wolle, trat er ohne Bedenken treu und froh vor. Ich darf hinzufügen, dass ich seinen Dienst nur einmal angenommen, danach nur noch unbegleitet zu Fuß jene Artillerie-Beobachtungsstelle erstiegen habe.

**27** Der Krieg zerbrach eben manche Kette des Eigennutzes, die sich todbringend um die Herzen gelegt hatte. Die natürlichen Bande, die Gott, der Herr, um die Menschen eines Volkes geschlungen hat, forderten wieder ihr Recht und bewährten sich. Was man heute recht eigentlich das Fronterlebnis nennt. Aber auch die Bande, die darüber hinaus Gott um die Menschen der Erde geschlungen, erwachten wieder. Nach dem Überfall von Porcheresse 1914, wo ich die Feuertaufe empfing, nach der Erstürmung von

Bièvre (Schlacht am Sémois) ertrug ich es nicht, dass sich meine Leute den französischen Kriegsgefangenen aufdringlich näherten. Am Morgen nach dem Überfall von Somme-Py (Vormarsch 1914), das unsere 21 cm Mrs. [Mörser] (I/Schleswig-Holsteinsches Fußartillerie-Regiment Nr. 9) in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt hatten, fand ich in einem Garten zwei französische Frauen, denen die etwa 70 cm langen Granatsplitter den Rücken quer aufgerissen hatten. Sie erhielten von mir Kaffee und Biskuits; sie wurden durch unseren Sanitätsoffizier verbunden. Der Feind hat uns solches Verhalten schlecht gelohnt, uns als Barbaren in der Welt verlästert. Sei's drum, Gott wird zu seiner Stunde ans Licht bringen, dass Unrecht leiden eben doch besser ist als Unrecht tun (1. Korinther 6. 7).

**28** Ich erinnere mich, dass ich bei Montgon am Aisne-Kanal, wo ich mir am 29.8.1914 das Eiserne Kreuz II. Klasse holte, auf eine geschützte Beobachtungsstelle aus einer Dachluke heraus verzichtete, weil unter diesem Dache zahlreiche Verwundete Schutz gesucht hatten; ich wollte die ohnehin schon jammernden und schreienden Kameraden nicht beunruhigen oder gar durch mein vielleicht dem Feind sichtbar werdendes Scherenfernrohr das Feuer auf sie gelenkt wissen.

Mit tiefer innerer Erschütterung verlor ich auf dem Rückzug nach der ersten Marne-Schlacht, als das VIII. Rheinische Korps etwa in der Linie Somme-Py-Tahure in der Champagne wieder Front machte, fast die Hälfte meiner Geschützbedienungen. Der Kommandierende General hatte die äußerste Linie nach rückwärts bezeichnet, an der die schwere Artillerie, auch meine Batterie, 7./III/Fussart.Rgt.9 wieder Front machen musste. Das Gelände wies auf eine Stelle in niedrigen, zerrissenen Waldstücken, in die freilich der Helm des Kirchturms von Souain hineinschaute. Der Vormarsch hatte uns belehrt, wie gut und umsichtig die Franzosen Kirchtürme und hohe Bäume zur Beobachtung, auch zur Unterbringung von Maschinengewehren, ausnutzten; darum war die bezogene Artilleriestellung recht ungeeignet zum Feuern. Aber es half nichts, wir mussten hinein. Vorwärts gab's keine bessere, weiter rückwärts hätten wir die vorne kämpfende Infanterie nicht hinreichend unterstützen können. Bald nach dem Aufblitzen der ersten Schüsse hatte uns denn auch der feindliche Beobachter auf dem Kirchturm von Souain entdeckt. Als bald fielen die uns vom Friedensunterricht her wohl-bekanntesten Schnellfeuersalven mit gestaffelten Entfernungen (rafales) ins Gelände. Das Unglück geschah. Schwere Treffer rissen mir die trefflichen Bedienungen der Geschütze weg. Keiner dachte damals daran, seitwärts der Geschütze in Deckung zu gehen. Man hätte das wohl gekonnt, denn wir

waren linke Flügelbatterie. «Der Soldat verlässt sein Geschütz nicht, sondern stirbt am Geschütz.» So hatten sie es alle gelernt und unerschütterlich behalten, Offizier und Mann. Das verbürgt allein den Sieg, wenn er auch eben durch Opfer erkaufte werden muss.

**29** Als am Abend die Waffen ruhten, fand ich einen meiner jungen Unteroffiziere mit teilweise abgesplitteter Schädeldecke auf dem Truppenverbandplatz. Besinnungslos! Wie gütig ist doch Gott in seiner Natur waltend! Es begann zu regnen. Da wollte ich dem ärmsten meinen Woilach (Pferdedecke) bringen lassen. Der Sanitätsoffizier winkte ab. Der schwer Verwundete habe doch keine Empfindung mehr. Auf Befragen hieß es, man könne ihn auch nicht im Sanitätswagen nach rückwärts schaffen, denn dabei sei der Verlust bloßgelegter Gehirnteile zu erwarten. Das leuchtete den Kameraden ein; aber sie ließen den Verwundeten nicht im Stiche, fertigten eine Tragbahre aus Stangen, Zelten, Bindesträngen und trugen ihn nachts behutsam kilometerweit zurück ins Feldlazarett dem Leben entgegen. Er wurde operiert, erhielt ein Stück metallener Schädeldecke eingesetzt. 1915, selbst zur Erholung in der Heimat, fand ich ihn als wohlbestallten Zahlmeister-Anwärter wieder. Leben aus Führung.

Sehr wohl kann Gott einen Menschen unmittelbar in der Gefahr bewahren. Wir reden dann von einer Krafttat Seiner Allmacht (Wunder). Oder er erweckt Menschen, macht sie zu Vollstreckern Seines rettenden Gnadenwillens. Er kann zu Seiner Zeit auch Kräfte der Natur, die ihm gehorcht, so wirksam werden lassen, dass das, was wir Wunder nennen, zustande kommt. Unsere Vernunft, an das Sichtbare gebunden, vermag das nicht einzusehen. Aber daraus entsteht kein gültiger Beweis gegen das Wunder, oder, wie ich es nach der Bibel unmissverständlich gerne nenne, gegen die Krafttaten Gottes.

**30** Mir erscheinen die Nurvernünftler (Rationalisten) recht bedauernswert. Sie ahnen nicht einmal, um welche herrliche Weite der Erkenntnis sie sich selbst bringen, nur gelten lassend, was so ein kleines Menschlein verstehen kann. Wie anders schaut der Glaubende durch alle Erscheinungen in die Welt, nachdem er sich von Jesu Christo an die Seite Gottes ziehen ließ. Er weiß nicht nur um ein oder einige Wunder, sondern um ungezählte. Freilich spricht der Heiland ganz wider die Vernunft: Es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen eures Vaters; und: Nun aber sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählt (Matthäus 10.29/30). Das Größte, aber auch das Kleinste steht unter der Obhut des Vaters im Himmel.

Wehe uns, wenn das doch ersichtlich so begrenzte Menschendenken den Unbegrenzten leugnet, weil es ihn nicht in seine engen Grenzen einzuspannen vermag! Dann stellt sich entweder der Missglaube an ein blind waltendes Geschick, die Moira der Hellenen, ein, dem man sich zwar mit Gigantentrotz, aber doch vergebens entgegenstemmen kann. Oder man ergibt sich dem unausweichlichen Schicksal in dumpfer Ergebung, wie wir das bei den Mohamedanern erleben. Es kann nicht geleugnet werden, dass Giganten, Prometheus-Naturen, große Taten vollbringen. Aber sie schaffen nichts von geschichtlicher Dauer. Der Weltenlenker zerbricht immer wieder ihre Werke, wie Er den Turmbau zu Babel vernichtete (1. Mose 11), zum durch alle Zeiten leuchtenden Warnungszeichen machte. Echte Freude aber leuchtet nicht aus den Augen der Giganten und Prometheus-Naturen.

Freude, vollkommene Freude, hatte nur der Eine, der Mann von Gethsemane, der in freier sittlicher Entscheidung – Gottgehorsam – das Kreuz aus den Händen seines Vaters nahm und trug (Matthäus 26.39). Sein Werk, die Kirche, die Gemeinde des Herrn, steht und wird deshalb stehen bis ans Ende und hinüberführen aus der Zeit in die Ewigkeit. Daran dürfen uns auch Erschütterungen, wie sie heute die Kirche erzittern lassen, nicht irre machen.

**31** Ich schreibe dies in dem Augenblick, da im Zusammenhang mit dem Aufbruch der Nation in Richtung der lange ersehnten Volkwerdung der Deutschen viele deutsche Menschen voreilig dem Kreuze Jesu Christi entfliehen, von der geheimnisvollen Gotteskraft des Kreuzes nichts mehr wissen wollen. Darum erkläre ich: Ich war meinem Sehnen nach Nationalsozialist, ehe es einen Nationalsozialismus gab.

Gerade das Ringen inmitten einer Landgemeinde, wo Besitzende und Nichtbesitzende so eng beieinander und doch so weltenfern voneinander wohnten, dass man von einer bürgerlichen oder kirchlichen Gemeinde kaum noch zu reden vermochte, ließ es mich im Kreise der Familie aussprechen: «Wenn einmal ein nationaler Sozialismus kommt, dann gehöre ich zu ihm.» So drückte ich auch gleich beim ersten Auftreten nationalsozialistischer Werber in Niedernjesa einem meiner sozialistischen Kirchenältesten kleine nationalsozialistische Werbeschriftchen in die Hand. Und in meiner zweiten Gemeinde setzte ich mich als erster der Pastoren des Kirchenkreises vom Standpunkt der Heiligen Schrift aus im Kirchengemeindeblatt für das nationalsozialistische Wollen im Frühjahr 1932 ein.

Zuvor hatte ich mich im christlichen Tageblatt «Aufwärts» (Bethel) für eine bejahende Bewertung des nationalsozialistischen Wollens eingesetzt. Freilich trat ich der Bewegung nicht bei. Sie konnte damals nicht anders denn

als Partei auftreten, und ich meinte, das meinige dazu tun zu müssen, Welt und Evangelium voneinander unverworren zu halten. Ich tat damit nichts anderes als das, was der «Führer» selbst will und tut, das Auseinanderhalten von Staat und Kirche.

**32** Ich sah damals und sehe es heute erst recht, dass der Nationalsozialismus Hitlers in vielen ganz großen Dingen der Vollstrecker des Gotteswillens ist. Wenn ich ihn betrachte, so will mir vieles an ihm ganz christlich erscheinen, vieles andere erreicht fast die Höhe christlicher Ethik, wie etwa die stoische Philosophie Marc Aurels, des Seneca oder gar des Epiktet oft nur ganz wenig hinter der Sittlichkeit des Christentums zurück stand und steht. Wohl gemerkt: sittlich betrachtet. Fehlt eben nur dem Stoizismus, mit dem ich den Nationalsozialismus in vielen Dingen am ehesten vergleiche, das «Kreuz des Erlösers».

Ihm das anzubieten, zu bringen, muss die Kirche sich mühen. Das ist ihre Aufgabe, die einzige, die sie vom «Herrn» empfangen hat. Das ist ihre Sendung. Freilich hat man mich für diese Meinung einen Verräter Luthers gescholten. Aber ich bleibe fest bei meiner Überzeugung. Die Ereignisse beginnen bereits, während ich dies schreibe, mir Recht zu geben (April 1934). Möge dem völkischen Erwachen das Erwachen der evangelischen Gemeinde folgen! Sie ist von ihrem Herrn «herausgerufen», [das] Reich Gottes, das ihr nahe kam, zu verkündigen. Mögen die Nationalsozialisten das Kreuz Christi nicht nur gelten lassen im Umkreis ihrer Ideen, sondern diese und sich selber durch das Kreuz des Erlösers heiligen lassen! Zur Ehre Gottes, zum Heile Deutschlands.

**33** Eile tut Not. Denn schon deutet eine aufbrechende Bewegung der Völker an, dass das Abendland, in seinem Herzen Deutschland, einer neuen Stufe seiner Entwicklung entgegengeführt wird. Die weiße Rasse wird in vielleicht naher Zeit im Ansturm der Völker «stehen» müssen. Die Stunde, da vom «Fernen Osten» her die Wogen ins Rollen kommen und Gelb und Braun und Schwarz sich gegen die Tore Europas ergießen werden, rückt täglich näher. Was die weiße Rasse den anderen seit 1900 Jahren überlegen machte, war aufs letzte gesehen die christliche Religion. Deren Erschütterung und Preisgabe wird den Farbigen die Herrschaft in die Hände spielen. Jahre einer Not, die höchstens mit denen der Völkerstürme der Völkerwanderung den Vergleich aushalten, ziehen herauf.

Möge dem Deutschland Adolf Hitlers geschenkt werden, was die Bibel verheißt: «Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr

drinnen. Darum wird sie wohl bleiben» (Psalm 46.5/6). Siehe da die Hütte Gottes bei den Menschen (Offenbarung 21.3). Solches (mein Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen, Wiederkommen) habe ich zu euch geredet, dass meine Freude (des Kindes Gottes) in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde (Johannes 15. 11; 16.24). Nur aus solcher Freude der Gottesgemeinschaft, aus erfahrener Vergebung heraus, wird höchstes Heldentum von unüberwindlicher Stärke.

34 Doch ich will zurückkehren zu der Stelle, da ich in die Betrachtung der Entwicklung der Gesellschaft vor, in und nach dem Kriege einlenkte. Individualismus und Subjektivismus riefen eine Gegenströmung auf den Plan. Sozialdemokratie und Kommunismus entstanden auf gottfermem Boden als Gegenpol des in der bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Geistes, der sich gleichfalls mehr und mehr von Gott entfernte, wenn er sich auch äußerlich zur Kirche hielt. Erlaubte die bürgerliche Gesellschaft ganzen Kreisen und Einzelnen das Gedeihen auf Kosten anderer, ja ganzer Schichten, so entstand zwangsläufig auf Seiten der Bedrängten eine Zusammenballung zu ihrem Schutze. Bald wurde aus diesem Bunde der Bedrängten gegen die Starken der Wunsch auf den Schild gehoben, das ihnen schädliche System zu beseitigen. Dazu bot sich ein der blassen Theorie entsprungenes Wunschbild, der Zukunftsstaat, an. In diesem soll der Einzelne nichts, die Gesellschaft alles sein. Diese Idee ergriff, mit fast religiöser Glut vorgetragen, Millionen deutscher Menschen. Eine falsche Idee, der, weil Gott keinen Raum in ihr hatte, «das Leben» fehlte. [(Der folgende Satz wurde vom Verfasser gestrichen:)] An dieser Idee spalten sich Reich und Arm, Besitzende und Proletarier, die nichts haben als ihres Armes Kraft und ihre Nachkommen, trennen sich Unternehmer und Arbeiter.]

35 Verhängnisvollerweise trat mit der Schaffung des Zweiten Reiches durch Bismarck eine weitere Spaltung im Reiche ein. Das Zentrum bildete sich, von seiner Geburtsstunde an der geschworene Gegner des evangelischen Kaisertums der Hohenzollern. Dem allen gegenüber schloss sich die Schicht der alten regierenden Kreise, des Großgrundbesitzertums und eines Teiles des Bauerntums, des Beamtentums und der Bürger in mehr oder minder starken konservativen Gruppen zusammen. Aber in dem Bestreben, zu erhalten, beschritten sie nicht den Weg der Erneuerung, gesunden Fortschritts. Sie empfanden wohl national, aber nicht wirklich sozial, und das Nationale mit wahrhaft Sozialem zu verbinden gelang ihnen nicht.

**36** Wenn in solcher inneren Zersplitterung Staat und Volk nicht sofort auseinander fielen, so verdankte das Vaterland dieses Glück drei Gründen (menschlich gesprochen, in Wirklichkeit waren die Dinge eben in Gottes Augen noch nicht sofort reif zum Verderben): Noch standen das Heer und die Flotte von der Politik unberührt, allein auf den «obersten Kriegsherrn» eingeschworen. Neben beiden stand ein pflichttreues Beamtentum, dem man auch im Großen und Ganzen soziale Gesinnung nicht absprechen konnte.

Die Monarchie, in den großen Kriegen des 19. Jahrhunderts gestärkt, bot viele Kräfte auf, Volk und Staat zu erhalten. Gewaltige soziale Gesetze zeugten von solchem Willen. Vor allem aber stand ein ganz Starker, ein ganz Großer, Fürst Otto von Bismarck, am Steuer des Staatsschiffes. Er vermochte der auseinander strebenden Kräfte Herr zu werden, zu denen sich auch bald partikularistische Strömungen gesellten. Ja, das Reich blühte äußerlich nach dem Rücktritt von Bismarcks vom Amte noch zweieinhalb Jahrzehnte mächtig auf. Der Erwerb von Kolonien, Steigerung der Industrie durch Schaffung von Ausfuhrmöglichkeiten, Erhaltung des Dreibundes in Mitteleuropa, große Ordnung im privaten und öffentlichen Leben, ließen wohl nur wenige die Nähe des Zusammenbruchs des Reiches ahnen.

Gleichwohl war das Vorhandensein dreier auseinanderstrebender Kräfte im Reiche der Anfang vom Ende. Dieses kam umso schneller, als diese international eingestellten Kräfte den Tod der Nation offen und insgeheim betrieben: das Zentrum, das seine Weisungen letztlich vom jesuitischen Rom empfing, die rote Internationale, die vom Weltjudentum geführt wurde, das Deutschland als das entscheidende Hindernis auf seinem Wege empfand, die goldene Internationale, die Geschäftemachen als des Lebens Sinn erklärte und überall da ihr Vaterland sah, wo das Geschäft gedieh.

**37** Noch einmal, am 2. August 1914, brachte der Ausbruch des Krieges, den die Neider des deutschen Volkes geführt und entfesselt hatten, die deutsche Volkseinheit zustande. Der Hader der Parteien schwieg. Aber der Wurm der Erkrankung des Volkskörpers war nicht tot, lebte erst recht auf, als unter einer schwachen Staatsleitung sich der Krieg in die Länge zog. Internationale Einstellung im Bunde mit dem ebenso unsinnigen wie unchristlichen, weil unbiblischen Gedanken eines «ewigen Friedens» zerbrachen das Rückgrat des Volkes, Heer und Marine.

Es trat hinzu, dass der Kanzler von Bethmann Hollweg, der als Oberpräsident einer Provinz sicher Gutes geleistet hätte, den Anforderungen am Steuer des Staatsschiffes auf wild erregtem Völkermeere nicht gewachsen war. Bei Beginn des Krieges fiel er in unfassbarer Verblendung beim

Einmarsch unserer Truppen in Belgien dem deutschen Volke – natürlich ungewollt – mit einer Redewendung in den Rücken, mit der er uns den klaren Rechtsboden unter den Füßen wegzog. Ja, er brachte mit dieser [Redewendung] recht eigentlich die ganze zivilisierte Welt gegen uns in Harnisch. «Not kennt kein Gebot» hieß das verhängnisvolle Wort mit Bezug auf unseren Einmarsch in Belgien. Als hätten wir die Neutralität Belgiens gebrochen. Nein, diese Neutralität hatte längst der belgische Staat selber gebrochen, als er sich auf gemeinsame Übungen des Generalstabes mit den Generalstäben der französischen und englischen Armee auf belgischem Boden einließ, oder als er das Truppenübungslager Beverloo als Sammellager für die zu landende englische Kavallerie schuf. Mitten im tiefen Frieden! Dabei ist kein Zweifel: Die deutsche Diplomatie hat von Beginn des Krieges an dem «Volke in Waffen» die notwendige Unterstützung nicht gegeben.

**38** Im Jahr 1912 habe ich auf dem Büro einer hohen militärischen Kommandobehörde in Berlin vertretungsweise arbeiten dürfen. Da ging ein Bericht des Militärattachés in Konstantinopel (heute Istanbul) im bulgarisch-türkischen Kriege durch meine Hände. Er schilderte, wie die bulgarische Diplomatie jeden Waffenerfolg ihres Volkes mit einem tüchtigen Schritt bei den Neutralen begleitete. «Und so muss es dermaleinst auch bei uns sein» schrieb Kaiser Wilhelm II. in seiner den Nagel auf den Kopf treffenden Kürze an den Rand dieses Berichtes. Es ist ganz anders gekommen. Musste so kommen.

Als ich 1911 auf der Rückreise von Athen über Konstantinopel mit einem der deutschen Armee-Instrukteure dort zusammentraf, hörte ich aus dessen Munde etwa folgendes: «Wie unsicher stehen wir hier draußen auf unserm Posten. Gibt der deutsche Botschafter diese oder jene Richtlinien, so werden sie von Berlin wieder durch die entgegengesetzten durchkreuzt, weil man dort kein klares Ziel hat. So schweben wir hier eigentlich in der Luft.»

**39** Zweifellos Schuld der deutschen Regierung jener Zeit. Und doch vermag ich in den Chor der nur Verurteilenden nicht einzustimmen. Wer in Deutschland, er stehe wo er wolle, hat keine Schuld? Wertvoller als Selbsterfleischung durch gegenseitige Beschimpfung im Angesichte lauernder Feinde in pharisäischer Gesinnung ist gemeinsame Beugung aller Klassen, Stände und Menschen vor dem ewigen Richter und Lenker der Weltgeschichte. Er lenkt die Welt unter dem gewaltigen Thema «Schuld und Sühne». Er weiß, wo das Maß der Schuld voll geworden ist zum Überlaufen, Er weiß, wo noch jene Beugung unter seine züchtigende Hand vorhanden ist, da seine Gnade noch wirksam werden kann. Und es mag sein, dass eben dort

den Stunden der Erniedrigung die Erhöhung folgt. Der Prophet Jeremias gibt der Weltregierung des Heiligen Gottes, soweit Menschen sie überhaupt durchschauen können, klaren Ausdruck: Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, dass ich es ausrotten und verderben wolle. Wo sich's aber bekehrt von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, dass ich ihm gedachte zu tun (Jeremias 18.7).

Dass ich nicht missverstanden werde! Ich will niemanden, der Schuld hat, von der Schuld freisprechen. Aber das will ich, dass ich mich mit allen Gliedern meines Volkes unter die gemeinsame Schuld vor Gott beuge. Schuld bleibt Schuld, und sie muss und wird ihre Strafe finden. Wie denn Jesus Christus im Blick auf die Gesamtschuld der Welt an seinem Kreuzestode sagte: Es muss ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt (Matthäus 18.7). Uns ziemt nichts anderes als ehrfürchtige Beugung vor dem verborgenen Gotte und das Flehen um sein Erbarmen in der Glaubensgewissheit der Vergebung um Jesu Christi willen, in der man dann aufrecht und mannhaft auch den Weg blutigen Völkerringens gehen kann. Krieg, Sieg und Niederlage sind Mittel der Weltregierung Gottes. Das ist Lutherglaube, Lutherstärke.

**40** Der Pazifist aber handelt ganz unbiblich; denn er versucht, sich dem Gericht Gottes über die Völker dieses Aeons (Weltzeit) zu entziehen. Es bleibt dabei: Er hat Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lang und wie weit sie (der Menschen Geschlechter) wohnen sollen (Apostelgeschichte 17.26). So bin ich denn gewiss, dass auch das ernste Geschehen des Weltkrieges [und] an seinem Ende an einem unsichtbaren Bande abgelaufen ist, das in Gottes Hand lag und liegen wird. Leben aus Führung auch das Leben meines Volkes, aller Völker!

Der Zusammenbruch Deutschlands 1918 ist letztlich nur als das Reifen jener Saat zu verstehen, die «der alt böse Feind», gegen den der Erlöser tritt und streitet, in den durch Luthers Reformation neu bestellten Acker gesät hat. Gerade wie der Herr Jesus Christus im Gleichnis sagte (Matthäus 13.25), war es geschehen. Der Feind säte sein Unkraut zwischen den edlen Samen der frohen Botschaft. Was Luther in Herz und Gewissen, mit Leib und Seele in der Klosterzelle erstritten hatte, Leben als Gemeinschaft mit Gott durch Zuwendung der Vergebung aus Gnaden allein durch den Glauben, das ward den Nachfahren zur bloßen Lehre. Jesus Christus bringt in einem gottgewollten Augenblick der Zeit keineswegs nur eine «Lehre» auf die Erde, sondern einen unerhörten Tatbestand, den Er als «frohe Botschaft» verkündet, den Anbruch der Königherrschaft Gottes, des Reiches Gottes.

Darum gilt's nicht, sich irgendwie aus sich selbst heraus zu bessern und zu veredeln, sondern sich diesem Reich Gottes, das unbedingt im Kommen ist und schon Wirklichkeit in Ihm und seiner kleinen Schar geworden, sich entgegenstrecken mit aller Kraft, die aus der Annahme des Gnadengeschenkes eben jenes Gottesreiches quillt: Aber von den Tagen des Johannes bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt tun, die reißen es an sich (Matthäus 11.12).

**41** Hier gilt es eine Willensentscheidung von ewiger Gültigkeit, Notwendigkeit. Macht man das Christentum zur bloßen Lehre, so verfällt diese dem Schicksal aller Lehre: Man kann sie ablehnen oder annehmen, ohne Schaden zu nehmen, ohne zu beleidigen und schuldig zu werden. Aber sich der großen Gottestat in Jesu Christo verschließen, bedeutet allerdings eine unselige Entscheidung für Zeit und Ewigkeit. Hatte man nun das Ergebnis der Tat Luthers zur «reinen Lehre» verkleinert, so hatte man den Punkt in die Welt gesetzt, wo der Satan sein Werk anknüpfen konnte, den «Streit um die Lehre». Was «höher» war «als alle Vernunft», ward zum Streitgegenstand der sogenannten Vernunft, Gottes Tat ward auf menschliche Ebene gerückt, wo sie der Missachtung verfiel, während die Gedanken der Menschen triumphierten. Das Ende? Die Kirche des Evangeliums ward ein Sprechsaal menschlicher Meinungen, in dem alle möglichen «...-ismen» das Wort Gottes an die Welt, dessen Inbegriff Jesus Christus selber ist, verdrängten. Demzufolge verlor die evangelische Kirche als Ganzes Leucht- und Salzkraft, ward sie eine ohnmächtiges Gebilde.

**42** Es ging, wie es ging, als die ersten Menschen sich mit ihrer Vernunft an die Stelle setzen wollten, da Gott thront: Die Kirche scheiterte an Gott. Denn Gott macht den Verstand der sogenannten Verständigen zunichte (1. Korinther 1.19). Ganz folgerichtig ging der Satan durch Nationalismus, Liberalismus und Individualismus zu Werk. Man erhob sich über Gottes Wort, leugnete den Satan überhaupt, den Feind, gegen den doch Jesus Christus auf Tod und Leben stritt und – uns zugute – streitet. War so der Feind geleugnet, der den Menschen bindet, so war es nur eine Frage der Zeit, dass man den, der uns lösen will und kann, den Erlöser selbst, verwarf.

Man machte aus dem Gottessohn einen allerdings erhabenen Lehrer. Auch den ertrug schließlich der selbstgefällige Mensch nicht mehr. Man stellte Ihm Lao-tse, Zarathustra, Buddha, Kungfu-tse gegenüber, wie Sokrates und Plato. Hatte man den Gottessohn erst auf die Linie der Menschen gerückt, so war nur noch ein kleiner Schritt zu tun, Ihn überhaupt aus dem Blickfelde der Menschen zu rücken. Das bitter ernste Ende kam. Die Reben

haben nur Kraft und Wert am Weinstock. Fern von ihm sind sie gerade noch gut genug, ins Feuer geworfen zu werden (Johannes 15.5/6). Das Salz ist völlig wertlos, wenn es seine Salzkraft verloren hat. Man kann wirklich nichts besseres damit tun, als es auf den Dunghaufen werfen. Auch da stiftet es keinen Nutzen. Darum kann man es fortwerfen und die Leute zertreten lassen (Lukas 14.34/35).

**43** Gerichtsernst, Gerichtsworte an die evangelische Kirche, d.h. für die Gemeinde und ihre Hirten. Man komme mir nicht mit der Anklage des Buchstabenglaubens. Gar nichts liegt mir am «tötenden» Buchstaben, wenn ich in die Gemeinde des Herrn hineinrufe: «Es steht geschrieben!» (Matthäus 4.7). Aber alles liegt mir an dem Heiligen Geiste, der das Wort Gottes durchweht, der durch Töten (dessen, was sterben muss) lebendig macht. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig (2. Korinther 3.6).

Nicht um Alfred Rosenberg, der in seinem «Mythus des 20. Jahrhunderts» die evangelische Kirche als die Kirche des «Mythus des Buchstabens» bezeichnet, zu überwinden, rufe ich das «Es steht geschrieben» in erster Linie, sondern damit die Gemeinde des Herrn erwache und sich auf das Unterpfand des Geistes besinne, das ihr in der Heiligen Taufe gegeben ist. Weil evangelische Menschen Christus und sein Wort nivellierten, konnte es geschehen, dass ein Suchender wie Rosenberg nur verknöchertes Buchstabenwesen bei ihnen fand. Gericht Gottes! Wie denn das Gericht Gottes immer zuerst anhebt am Hause Gottes (1. Petri 4.17), nicht um es zu vernichten, sondern zu läutern, zu heiligen, damit es aufs neue befähigt werde, seine Sendung in der Welt zu erfüllen.

**44** Hier lasse man mich einhalten: Ich habe mich während des Studiums und der Amtszeit redlich bemüht, mich mit den Strömungen und Unterströmungen des Geistes auseinander zu setzen. Da war Rudolf Steiners Anthroposophie, die mich beschäftigte. Erfolg: Eines Tages sah ich beim Lesen des 2. Korinther-Briefes, meines Lieblingsbriefes unter denen des Paulus, plötzlich das ganze Zimmer in Gold getaucht. Erstaunt wandte ich mich wieder dem Buche zu, dann den Blick in die Umgebung. Darüber liegt dichtester Nebel – die Sonne kann die Erscheinung nicht hervorrufen. Jesus Christus oder sein Widerpart?, das ist die Frage. Augenblicklich redet mir der Geist zu: «Wie sagt doch Luther: ‚Nicht alle noch so schönen Erscheinungen möchte ich eintauschen gegen Gottes Offenbarung in seinem Wort‘» (nach dem Gedächtnis niedergeschrieben). Sofort verschwand die Erscheinung.

Ein Sektierer, Anhänger der «Christlichen Wissenschaft», machte sich in Holzhausen in Lippe, wo ich zur Kur weilte, an mich heran: «Herr Pastor, Sie sind nicht krank. Es gibt keinen Körper, darum auch keine Krankheit. Solche täuscht Ihnen ihr Unglaube vor. Erlauben Sie mir meinen Besuch in Ihrer Wohnung. Ich will an Sie denken und für Sie beten. Glauben Sie nur, was der Herr sagt: ‚Wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer!, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, dass es geschehen werde, was er saget, so wird ihm geschehen, was er sagt‘» (Markus 11. 23). Ich wies ihn ab. Da solch Fanatiker unbelehrbar zu sein pflegt, so sagte ich ihm nur: «Ich bin meiner Kirche durch mein Gelübde verpflichtet und will lieber krank bleiben als mein Gelübde brechen.»

45 In diesem Walddorfe im Teutoburger Walde war ich Zeuge des Tuns eines Hypnotiseurs. In wenigen Minuten hatte der Mann seine Zuhörer so fest in der Hand, dass man ihm alles glaubte und lebhaftig sah, was er ihnen suggerierte, z. B. Eierkochen in einem Filzhut, unter den er einen leeren Spirituskocher hielt. Selbstredend waren auch keine Eier im Filzhut. Ich hielt mich fern, weil ich davon überzeugt bin, dass der Mensch, einmal in den Bann eines Hypnotiseurs geraten, nicht mehr Herr seines Willens bleibt – oft in schrecklicher Weise. Wir sollen eben unseren Willen keinem Menschen ausliefern, sondern Gott: «Ich bin der Herr, dein Gott» (2. Mose 20.2). Auch das Zweite Gebot verbietet das Spielen mit okkulten Kräften.

Was haben sich doch, sobald der nüchterne Schriftglaube aus der «Gemeinde» wich, für Irrungen in ihr breitgemacht! Einem Dr. Phil. der Akademie der Wissenschaften begegnete ich in Driburg, der durchaus von der Wanderung der Seele in einen Tierleib überzeugt war, ohne davor zu erschrecken. Er blieb unüberzeugbar, obwohl ich ihm vorstellte, wie herrlich es doch der Christ habe: «Niemand wird sie aus meinem Grund reißen» (Johannes 20.28).

Einen Goetheaner, einen Studienrat, hörte ich vor den Schülern der oberen Klassen eines Gymnasiums uns bei einer Goethe-Feier sagen: «Goethe hat die Gnade Gottes in der Frauenliebe gefunden...» – traurige Verirrung, wie solche überall Platz greifen muss, wo man vom Heiligen Geiste Gottes in seinem Worte gewichen ist! – Wer doch die evangelische Gemeinde zur nüchternen Lutherbibel zurückführen könnte, ehe sie gestorben ist an ihrem Abfall!

46 Auf einem Kursus in Haus Hagenthal im Harz, wo sich evangelische Geistliche unter der Leitung des geistesmächtigen Generalsuperintendenten i. R. D. Schöttler schulen ließen zum Ringen mit der Welt, saß ich eine

Woche lang einem Wandspruch gegenüber: «Wenn ich gefehlt, dann bessere Dich!» Prächtiges Mahnwort an alle ernst zu nehmenden Evangelischen, mit der «Inneren Mission» bei sich selber anzufangen. Ich übergebe dies Wort der evangelischen Gemeinde, getreu einem Satze des im Kriege 1914/18 gebliebenen Generalobersten und Dr. h. c. von der Goltz [vgl. §130], dass im Ringen um die Wahrheit jeder aufgerufen ist, seinen Beitrag zu liefern, sein Scherflein beizusteuern in den Gotteskasten (Markus 12.42), auch wenn davon nicht gleich die ganze Welt widerhallt. Das Reich Gottes wächst stets aus kleinen Anfängen. Das lehrt uns das Senfkorn-Gleichnis (Markus 4.31), das lehrt die Geschichte der Kirche.

47 Auch, ja gerade der deutsche Idealismus beging den Fehler, den Abstand zwischen Gott und Mensch zu verwischen, das Wort Gottes, die Offenbarung, zu vermenschlichen. Aus dem «Gott für uns» machte er den «Gott in uns». Eine Parole von gemeindezerstörender Wirkung! Gott wird sich im Denken des Menschen seiner selbst bewusst, lehrte Hegel. Folgerichtig muss nach Rudolf Steiner, dem viele Glieder der «Deutschen Glaubensbewegung» folgen, der Mensch Gott erlösen. Wer hört da nicht die uralte Stimme des Versuchers: Ihr werdet sein wie Gott? (1. Mose 3.5). Mit Jesu Christo sei es warnend in die Gemeinde gerufen: Wer Ohren hat zu hören, der höre! (Matthäus 13.9.).

Natürlich wurden bei dem Andringen so vieler Wogen, die sich als neue Quellen des Lebens ausgaben und doch nicht waren, die Bänke in den Kirchen beim Gottesdienst leerer und leerer. Die verbleibenden Gemeindeglieder erlagen, sich träge auf die Predigt verlassend und unfähig, daheim selbst in der Heiligen Schrift zu lesen, hilflos dem Ansturm neuer und alter, neu aufgeputzter Meinungen in Scharen. Neue Wege, die Bibel an die Menschen heranzubringen, schlug die Kirche nicht oder zu spät ein. Und das war Schuld.

Schließlich wurde der getaufte Jude, Karl Marx, so hochmütig, Gott ganz zu leugnen. Er ist nicht umsonst ein Schüler des Idealisten Hegel gewesen. In Lenin feierte endlich der sich selbst überschlagende Idealismus als Religion des sich selbst Emporsteigerns, der Selbsterlösung, seinen Sieg. Gott ward für abgesetzt erklärt, jede öffentliche Weitergabe von Religion und Philosophie verboten. Man erklärte, der verdummenden Märchen satt zu sein, schritt dazu, Boden, Familie, Wissenschaft, Handarbeit, ja das Leben selbst zu rationalisieren, die neue gottlose Menschheit zu schaffen. Die Schaffung dieser neuen Menschheit begann mit der Ermordung und dem Verhungernlassen etlicher Millionen, die an die Kraft der neuen Lehre nicht glauben wollten.

48 Dies alles kann man gewiss auch sonst auf den Blättern der Geschichte lesen. Aber ich füge es meinen Betrachtungen des «Lebens aus Führung» nicht nur als eine mir ferne Größe ein; vielmehr hat dies alles im Laufe meines Lebens in meinem Innern gearbeitet, mich zur Auseinandersetzung, und zwar zur Auseinander-Setzung des überkommenen Lebensgutes mit dem Neuen gezwungen. Dass ich in diese chaotische Zeit hinein geboren war, ist Leben aus Führung; dass ich in allem Wirbel des Geschehens bei dem Einen gehalten wurde, das not tut, das ist gnädige Führung des Lebendigen Gottes.

Dass ich inmitten des deutschen Volkes in diese meine schlesische evangelische Familie hineingeboren war, der die Bindung an Gott, Volk und Boden nicht verloren ging, das erkenne ich als «Setzung» von oben. Darum vermochten mich alle aus anderer Richtung kommenden Wogen niemals ganz fortzureißen. Auch ich habe in meiner Jugend dem Idealismus gehuldigt. Sogar Subjektivismus griff nach meiner Seele. Jede gehörte Predigt habe ich in meinen jungen Jahren meiner Kritik unterworfen und im Kreise meiner Geschwister versucht, meine, der Erfahrung ja unmöglich entsprechende, Meinung als maßgebend hinzustellen. Auch ich gedachte wohl, mir meinen Lebensweg selbst bahnen zu können: Warum die Erfahrungen anderer nutzen?

Aber die unsichtbaren Bande, die Gott durch die Mutter in seiner Güte um mich geschlungen, haben allen Zerreißversuchen widerstanden. Die Überlieferung, von den Ahnen überkommen, hielt stand in Sturm und Drang. Und der Idealismus, christlich durchtränkt, hat mich vor dem Versinken in der Anbetung des Geldes und des Fleischlichen bewahrt, bis es Jesu Christo gefiel, ihn in mir zu überwinden. «Alles Große muss durchlitten werden.» So erging es auch mir, ehe der Gekreuzigte seine Kraft an mir erweisen konnte, von der ich mit Gottes Hilfe nicht mehr fortgetrieben werde. Dass Gott zu meinem Sein und Tun je einmal ganz geschwiegen hätte, wie der Dichter Fritz Woike sagt: «Geschwiegen hätte das große Schweigen Gottes», wüsste ich nicht, sei es auch nur, dass ein Tränenstrom der Sehnsucht nach den durch eigene Schuld verschütteten Lebensquellen mich wieder durchbrechen ließ zu der «Lebendigen Quelle» (Jeremias 2.13). Was Goethe seinen Faust sagen lässt: «Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder», ist nicht nur an seinem Orte richtig (Faust, b. Reclam, I, Vers 784); mir ist es vielmehr gewiss geworden, dass die überströmende Träne in der Stunde des Ringens Gottes mit einer Menschenseele der Gottesbote ist, der das Herz zu Ihm zurückführt. Nicht immer kommt es zur Träne, manchmal nur zu einem heiligstillen Erbeben des ganzen Menschen.

**49** Eine Begebenheit aus dem großen Kriege 1915 mag das erhärten. Im Mai 1915 lag ich mit meiner Batterie vor der Loretto-Höhe. An einem Frühlingstage ein schweres Gewitter mit Regen und Hagelschlag. Ein Wetter, das der Artillerie das Sehen verwehrt, sie fast lahm legt. Grund für die Franzosen, welche die Kapelle Notre Dame de Lorette mit religiösem Fanatismus verteidigen, die deutschen Gräben anzugreifen. Sie tragen den Angriff vor unter dem Zucken der Blitze, dem Rollen des Donners, dem Knattern der Gewehre und Maschinengewehre. Wohl eine halbe Stunde hält das Toben der entfesselten Elemente und das Rasen der Feldschlacht an. Als ich danach in Richtung des Dorfes Carency ritt, bot sich mir ein unbeschreiblich erhabenes Erleben. Von der Kapelle Notre Dame in Feindes Hand bis zum Kirchturm von Carency in den Händen der Unseren spannte sich, beide ganz einhüllend, ein köstlicher Regenbogen. Die Elemente und die Waffen schwiegen. Ganz erschüttert empfand die Seele: Gott, der Herr, setzte erneut Seinen Bogen als die Offenbarung des ewigen Friedens, als das göttliche «dennoch aus Gnaden» in den Wolken, wie Er ihn einst dem Noah zum Zeichen gesetzt hatte (1. Mose 9.13), dass er seinen Frieden gemacht habe mit dem Geschlecht der Menschen.

**50** Alle Offenbarung Gottes ist ursprünglich an die Natur geknüpft. Ich denke dabei an den «Baum des Lebens» (1. Mose 2.9), den Hain am Horeb (2. Mose 3.3). Gott streitet im Wetter gegen seine und Israels Feinde. Einen großen Hagel lässt der Herr vom Himmel fallen auf die Amoriter zu Gibeon, dass mehr der Feinde vom Hagel umkamen als durch das Schwert (Josua 10.11). Beim Tode des Erlösers verliert die Sonne ihren Schein, die Erde bebte (Matthäus 27.45-52). So werden denn auch beim Kommen des Herrn am Ende der Tage der Himmel Kräfte sich bewegen nach Jesu Christi Wort (Matthäus 24.29). Der Seher Johannes sieht die Stunde, da «die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden», begleitet von Donner und Erdbeben und großem Hagel (Offenbarung 11.15/19). Warum aber erleben heute so wenig Menschen in Europa eine Offenbarung Gottes? Weil sie gleicher Weise und in eigentümlicher Verquickung miteinander vom «Worte Gottes» und von der Natur (Boden) gelöst sind; es tritt hinzu, dass in ursächlichem Zusammenhange damit die Getauften unserer Tage die «Heilige Dreifaltigkeit» verloren haben, so dass sie entweder den Gott des Ersten Artikels oder den des Zweiten oder den des Dritten Artikels [des Glaubensbekenntnisses, nach Luthers Kleinem Katechismus] nicht mehr kennen, wodurch denn der «Lebendige» ihnen fern, oft ganz fern gerückt ist. Für mich aber wurde es von höchster Bedeutung, dass ich für das erste theolo-

gische Examen mich mit der entscheidenden Bedeutung der «Dreifaltigkeit» für die Kirche auseinandersetzen musste.

51 Ein anderes Bild. Es war im April 1916 vor Verdun. Ich lag als Kommandeur des Masurischen Fußartillerie-Bataillons Nr. 22 mit meinem Stabe, Ordonnanzoffizieren und Fernsprechern in einem Wellblech-Unterstande im Forges-Walde gegenüber der Doppelhöhe l'Homme mort («Toter Mann»). Vor uns im Forges-Grund unsere schweren Batterien (s.F.H. [schwere Feld-Haubitze] 13), weiter vorne unsere Infanterieregimenter des 22. Reserve-Korps. Durch den Forges-Wald führten zahlreiche Wege und Pfade für den Nachschub an Menschen, Munition, Deckungsstoffen, Gerät, Fernsprecherleitungen nach vorn zu den Truppen, nach hinten zu den höheren Führern, Ballon- und Fliegerabteilungen, Erdbeobachtungsstellen. Kein Wunder, dass der Franzose bei allen seinen Unternehmungen den Wald unter ein die Erde und die Menschennerven erschütterndes Feuer nahm. Unzählige tiefe und tiefste Trichter hatten sich in die Erde gewühlt, Bäume lagen zerschmettert, entwurzelt kreuz und quer umher, ein sinnverwirrendes wüstes Bild. Oft war im Donner der Materialschlacht, «die das Zeitalter des Materialismus geboren» (Hans Wien, Die Stadt in den Wolken), kein Unterscheiden einzelner Geschosseinschläge mehr möglich. Es stand um uns «Menschlein» wie eine einzige dicke, dröhnende Wand in dieser Hölle des Todes.

War dann eine Kampfhandlung zuende, entspannten sich wohlütig Nerven, Leib und Seele, und man trat aus seiner Deckung heraus in die vom Lenz geschmückte Gotteswelt. Wie jauchzte das Herz, wenn dann die Nachtigall, als ob nie das grausige Schlachtenwetter getobt hätte, das Loblied auf den Schöpfer Himmels und der Erde sang, das Lied von Liebe und Leben! Da kam es demütigend über uns: Du, Mensch, bist nicht nur höher als alle Natur, du bist hineingetan in diese Natur, selber ein Stück Natur. Echte Naturgebundenheit brach auf und doch gerade darin echte Gottgebundenheit. Dabei ein unsagbares Gefühl der Freiheit, ein Jauchzenkönnen ohne Worte, das mit dem Worte Lebensgefühl nur dann richtig umschrieben ist, wenn darunter «Leben aus Gott» verstanden wird. Es ist das Glaubenswissen um das beglückende Geborgensein in Gottes Hand, das keinen Ausdruck braucht und seine volle Rechtfertigung einzig in der Tatsache seines Vorhandenseins sucht und findet. Ein Gottesgeschenk! Heiliger Geist Gottes entfacht dies Gefühl in jedem, in dessen Herz keimhaft durch Gottes Wort die Saat des Glaubens gesät ist:

*Wenn ich sehe den Himmel, Deiner Finger Werk,  
Den Mond und die Sterne, die Du bereitest:  
Was ist der Mensch, dass Du Dich seiner annimmst ?  
(Psalm 8)*

Solchem tiefen Kreaturgefühl stellt sich dann sofort unvermittelt das jubelnde Wissen um Gottes Nähe an die Seite: «Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck wirst Du ihn krönen» (Psalm 8). Im Ringen auf Leben und Tod wächst dem Soldaten, der vorher schon von Gott sich finden ließ, wahre Gotteserkenntnis, Gemeinschaft mit Gott im Gebetsumgang, der nicht nur ein Reden mit Gott, sondern ein Hören auf Gott ist, die mit dem blossen, nur verstandesgemäßen Erfassenwollen Gottes nichts, rein nichts gemeinsam hat.

52 Es war im Unterstande auf der Vimy-Höhe (Anschlusshöhe von Loretto) Juli 1915. Eine Granate aus schwerem Kaliber, vielleicht 30,5 cm, hatte den Unterstand eingedrückt, so dass man nur mit gebeugtem Kopf und Rücken sitzend seinen Dienst mit Karten und Fernsprechapparat tun konnte. Nur im hinteren Raum der Deckung konnte man leidlich aufrecht stehen. Vorn am Sehschlitz sah man die schützengrabenbesäten Höhen der Franzosen. Eben um dieser Tatsache willen war der Artillerist als Beobachter hierher gestellt worden. Es war die einzige Höhe in der Ebene von Lens. Kein Wunder, dass sich hier auf engstem Raum wohl 15 Beobachtungsstellen nebeneinander zusammen fanden. Ein Ziel, das trotz seiner versteckten Anlage im Unterholz des Waldrandes das Feuer des Feindes Tag und Nacht fast ständig auf sich zog. Eines Tages mochte beim Feinde der Befehl ausgegeben worden sein, dieses «Auge» der deutschen Batterien unter allen Umständen zu zerstören. 12 Stunden lang lag die Höhe unter dem Feuer aller Kaliber, auch schwerster. Die Geschosse dieser [Kaliber] fallen aus einer Steighöhe ihrer Flugbahn von vielleicht 8000 m hernieder. Man hört sie gemächlich heranrauschen. Viele Sekunden lang vor ihrem Einschlag ahnten die etwa vier Menschlein im finsternen Unterstande ziemlich sicher, ob das todbergende Ungetüm vor oder hinter ihnen, rechts oder links oder auf der schwachen Deckung niederfallen würde. Das sind jene Sekunden, Minuten und Stunden, in denen der Soldat zwischen Leben und Tod atmet und fühlt, zur Untätigkeit verurteilt, die schlimmer an der Seele zehrt als Donner, Qualm, Feuer und Granatenhagel. Keiner konnte sich der Höhe nähern zum Empfang von Befehlen, keinen konnte man entsenden.

Da trat in der Seele der Gedanke auf, dem Gustav Schüler in seinen «Spiegelscherben vom Ewigen» genannten Gedichtbändchen Ausdruck gibt:

*Die Faust auf Deinem Bibelbuch geballt,  
Du, großer Gott, bin ich mit dir allein...*

Zwar ballte ich meine Faust nicht über der Bibel. Aber sie hielt das kleine Militärgesangbuch im Waffenrock in der Tasche umklammert... Zu mehr langte die Kraft nicht, nicht einmal zu einem Seufzer. Ein blutjunger Leutnant begann die Todesgedanken durch spöttisches Scherzen zu verschrecken; er redete mit den heranbrausenden Ungetümen im «jiddischen Sprachton»: «Kommen se auf mir ssu!» Ein anderer Mann legte sich unruhig platt auf die Erde, als wolle er sich im unentrinnbaren Grabe zurechtlegen. Drei Arten, wie der Mensch im Angesicht der Majestät des Todes handelt! War ich nicht mit der besten Art begnadet, so dass ich dankbar sein muss für das, was mir gegeben ward ?

53 Der Herr des Lebens wollte unsern Tod damals nicht. Nur wenige Meter ringsum schlugen die Granaten krachend ein. Eine fiel unmittelbar vor dem Sehschlitz des Unterstandes nieder. Aber gerade sie detonierte (Fachausdruck für «platzen» durch Zersetzung des Pulvers in Gase in unmessbar kurzem Augenblick) nicht. Wir waren gerettet. Leben aus Führung! Wer mag sagen: Warum gerade wir? Begegneten wir doch jeden Morgen, wenn wir in der Dämmerung die Höhe erstiegen, nachdem wir hinter der Feuerlinie geruht hatten, ganzen Leiterwagen voll Gefallener, die man zurückschaffte, um sie bei Farbus zum letzten Schlummer zu betten. Keiner von uns hatte einen berechtigteren Anspruch auf Erhaltung seines irdischen Lebens als der Kamerad. Der eine ward abgerufen, der andere nicht. Uns bleibt nur die Glaubensgewissheit, dass die uns verborgene ewige Gerechtigkeit und Weisheit mit einem jeden den rechten Weg gegangen ist und geht.

Unten am Fuß der Höhe hatte sich meine Batterie buchstäblich in den Eisenbahndamm eingeschnitten. Beim Munitionersatz, der ausnahmsweise einmal am lichten Tage notwendig wurde, entdeckte sie ein feindlicher Flieger. Er stieß herab. Eine seiner Bomben brachte einen Munitionswagen mit seinen 36 Granaten zur Detonation. Wertvolle Männer, darunter mein Sanitätsfeldwebel, wurden getötet, geradezu in Stücke gerissen. Ehre seinem Andenken! Er war aus dem Sanitätsunterstande herausgetreten, um das Abladen der Granaten vom Wagen beschleunigen zu helfen. Auch sein

Name ist, wenn ich ihn auch nicht mehr nennen kann, im «Buch des Lebens» eingetragen.

54 Freilich stumpft der Soldat bis zu einem gewissen Grade im Kriege gegen die Gefahr des Todes ab. Aber auf die Dauer werden wohl nur ganz seltene Männer Sieger über den Selbsterhaltungstrieb. Nach einer Beschießung, wie ich sie auf der Vimy-Höhe eben durchlebt hatte, sträubte sich der «alte Adam» in mir, nach wenigen Tagen der Erholung hinter der Feuerlinie wieder an die gleiche Stelle zum gleichen Dienst zu gehen. Einer meiner trefflichen Leutnants erbot sich, mich zu vertreten. In der Nacht aber kam ich zur Besinnung auf Pflicht und Ehre: Wie, wenn dein Leutnant morgen statt deiner oben fiele? Könntest du den Vorwurf des Gewissens ertragen dein Leben lang? Der kategorische Imperativ, das ewige «du sollst!», siegte. Noch im Dunkeln ließ ich satteln und ritt meiner Befehlsstelle zu, so weit es das feindliche Feuer erlaubte.

Wie schrecklich ist doch das Versagen des ganzen inneren Menschen, wie ich es im Kampfgewühl von so manchem erfahren oder gehört habe! Einer meiner aktiven Vicefeldwebel versagte auf den Höhen von Vitry-le-Francois an der Marne 1914, wo wir zwischen Paris und Toul und Verdun bereits die Eisenbahnverbindung überschritten und unterbrochen hatten. Mein Beobachtungsoffizier, Leutnant der Reserve Oster, und ich lösten einander in einem Loche, das uns Infanteristen gegraben hatten, am Fernrohr stehend, ständig ab. In einem kleinen Graben, den sich die Fernsprecher seitwärts gegraben hatten, lag, an die feindwärts gelegenen Böschung gepresst, jener Vicefeldwebel. Die Granaten des Feindes hatten uns und die wohl 250 Meter hinter uns stehenden Batterien, gelenkt von einem Fesselballon aus, gefunden. Leutnant der Reserve Schommer wurde neben mir durch einen Granatsplitter schwer verwundet. Seitdem wagte der Vicefeldwebel nicht mehr, den Leib aus der Deckung zu heben. Er war kränklich. Es ist eben doch, wenn auch nicht uneingeschränkt, das Sprichwort der Alten wahr: *Mens sana in corpore sano!* («Nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist wohnen»).

55 Wie nahe liegen doch Glauben und Missglauben beieinander! Beim Beginn des Feldzuges hatten unsere Leute die Meinung gehegt, keine Granate suche das Einschlagloch einer anderen auf. Davon ein Beispiel. Dem Verlangen eines Generalstabesoffiziers in der Marne-Schlacht nach eiligster Feuereröffnung gehorchend, eröffnete ich, im Trabe in Stellung gehend, da wo die Kraft der Pferde es eben noch zuließ, das Feuer mittels

einer im Nu hergestellten Rufverbindung von der Beobachtungsstelle zur Batterie. Eine feindliche Granate riss ein tiefes Loch in den Boden auf eben dieser Verbindungslinie. Flugs sprang einer meiner Rufer hinein, darin gemäß jenem Aberglauben Deckung suchend. Bald darauf aber ward er in der vermeintlichen Deckung durch einen Volltreffer zerrissen. Was ist doch eben das Herz des Menschen für ein sonderbares Gemisch von Mut und Kleinmut, Glauben und Missglauben, so recht ein «trotziges und verzagtes Ding»! (Jeremias 17.9)

56 In frischem Jugendmut war ein Fahnenjunker einer anderen Batterie ins Feld gezogen, hatte sich auch in allen Kämpfen im freien Felde durchaus bewährt – am Sémois (Bièvre), an der Maas (Sedan), am Aisne-Kanal (Montgon), an der Marne (Vitry-le-Francois). Aber eingeschlossen in den engen, finsternen Unterstand in der Champagne 1915 versagte er. Aus Furcht vor dem Tode, auf den er nicht geduldig warten konnte aus Gottes Hand, dem Tode, den er im freien Felde ganz gewiss mutig entgegengegangen wäre, erschoss er sich im Trommelfeuer im Unterstande. Wer wagt es, einen Stein auf ihn zu werfen? Seine Eltern und Geschwister mögen überzeugt sein, dass auch er ein Held war, wenn seine Kraft auch nicht ausreichte, bis ans Ende auszuhalten. Der göttliche Erbarmer weiß gewiss den Weg, auch ihn zu sich zu ziehen. Denn «Weg hat er aller Wegen». Hat doch auch der lebenslustigste meiner Kameraden einmal in der Schlacht bei Tahure in der Champagne den Tränen erschüttert nicht halt gebieten können.

57 Hier möchte ich eine andere Begebenheit einschalten. Abgelöst aus der großen Schlacht vor Verdun 1916, ritt ich eines Tages hinter der Front nach Sperrfort Les Ayelles, das die 21 cm Mrs. [Mörser] meines Regiments beim Vormarsch 1914 zur Übergabe gezwungen hatten. Der französische Kommandant wollte diese Tatsache nicht überleben und machte seinem Leben freiwillig ein Ende. Am Eingang des Forts begruben ihn die deutschen Sieger, setzten ein Kreuz auf sein Grab mit der Inschrift:

*Durch dieses Holzkreuz schlicht  
Ehrt auch der deutsche Soldat in Dir den Held der Pflicht.  
Ehre den Siegern und dem Besiegten!*

58 Was überanstrengte Nerven dem Satan für ein Angriffsziel bieten, erfuhr ich an mir selber in der Winterschlacht in der Champagne. Man hatte mir der größeren Ruhe wegen beim Protzenlager eine kleine Schlafhütte neben

der meiner fünf Offiziere gebaut. Als ich sie eines Abends betrat, sah ich mich im Schlafsack, mit der Lagerdecke zugedeckt, leibhaftig tot daliegen. Nur ein energisches Besinnen auf mich selbst ließ mich sofort die Decke auseinanderreißen, dem «Gesicht» ein Ende bereiten. Ich habe auch deshalb das gleiche nicht wieder erlebt. Wer aber dergleichen erlebt, sei gewiss, nicht Gott, der die Liebe ist (1. Johannes 4.8), sendet solches Erlebnis, sondern jene geheimnisvolle Macht des Bösen, die sich quälend zwischen Gott und Menschen drängt. So entstammt auch der gerichtlich (testamentarisch) bezugte Traum eines deutschen Generalstabsoffiziers vor dem Kriege, in dem dieser die Reihenfolge aller Kriegserklärungen der Feinde an uns und den Abschluss des Krieges, den Thronverzicht des Kaisers Wilhelm II. sieht, nicht dem Wirken Gottes, sondern dem Treiben jener dunklen Macht. Gerade wie mich nicht Gott, der Herr, den Eintritt des Todes meines Vaters und meiner Mutter, auch, wenngleich ein wenig undeutlicher, meines Schwiegervaters, im Traum viele hundert Kilometer entfernt vom Ort des Geschehens erleben ließ, sondern Satan, der mich von Gott abdrängen wollte.

Ich kann auch einen Abend nicht vergessen, an dem ich im halbdunklen Zimmer in Steglitz sitzend, gewahrte, wie das Bild der Familie meiner Frau plötzlich verschwand und ein Totenkopf im Rahmen erschien. Wenige Monate später starb meine Schwiegermutter.

**59** Vom Missglauben im Felde sprach ich oben. Ich möchte der Sache etwas weiter nachgehen. Die Heeressäulen der Dritten Armee, darunter unser Rheinisches 8. Armeekorps, näherten sich durch die wasserarmen Ardennen hindurch der Maas bei Sedan. An der Spitze der Division reitet auf nicht eben breitem Waldwege der Divisionsstab. Hart an der Grenze zwischen Frankreich und Belgien heißt es auf einmal: «Kehrt Marsch!» Ich wusste nicht: waren wir auf dem falschen Wege, oder sollten wir nur, wie es beim Vormarsch schon öfter geschehen, mehr seitwärts ins Gefecht eintreten? Jedenfalls durchzitterte mich der Vorfall – Kehrtmachen just im Augenblick des Überschreitens der Grenze des Erbfeindes, unseres Hauptgegners Frankreich – bis ins Innerste.

**60** Es war in der ersten Marneschlacht. Schon hatten unsere rheinischen Infanterie-Regimenter in tagelanger verlustreicher Kampfarbeit die Höhen jenseits der Marne erstürmt, den Feind geworfen. Kaum, dass wir bei der Verfolgung noch Freund und Feind unterscheiden konnten; so weit war der deutsche Angriffe schon vorgetragen. Der Sieg schien gesichert. Ein Generalstabsoffizier der Division dicht neben mir telefoniert zur

Nachbardinision: Noch 34 Stunden so weiter, und der Krieg in Frankreich ist entschieden! Da gewahren wir Winkerflaggenzeichen auf den jenseitigen Höhen. Was soll das? Lesen können wir sie leider nicht; wir feuern weiter. Da – plötzlich ein Signal! Markerschütternd tönt es von vorn zu uns herüber: Das Ganze halt! Jenes Signal, das jeweils einen Tag des Friedensmanövers beendet. Wir wussten, im Kriege durften auf dem Schlachtfelde keine Signale geblasen werden wegen der Gefahr des Missverstehens und der Irreführung durch den Feind. Wir und Feldartillerie neben uns feuern darum weiter, bis ein Adjutant der Infanterie auf schaubedeccktem Pferde, ein weißes Taschentuch schwenkend, heranprescht: «Herr Gott, die Artillerie feuert in unsere gelichteten, aber siegreichen Regimente!» Wie froh waren wir, dass wir unser Feuer schon ins Rückzugsgelände des Feindes gelenkt hatten, also wahrscheinlich frei von Schuld an dem geschehenen Versehen waren, wenn man dabei von tatsächlicher Schuld überhaupt sprechen kann. Aber das Signal, das entsetzliche Signal, klang in meiner Seele fort. Bald darauf kam, uns allen völlig überraschend, der Befehl zum Rückzug der Armee. Wenige Jahre später wussten wir es, wusste es die ganze Welt: In der Stunde, in der jenes Signal – Das Ganze halt! – erschollen war in der Schlacht an der Marne, war der Krieg für Deutschland eigentlich schon verloren.

**61** Niemand weiß genau anzugeben, wo die Grenze liegt zwischen dem Hereinbrechen der Gotteswelt in unser Bewusstsein und dem Sicheinschleichen der dämonischen Gewalten. Deshalb offenbart auch kein wie immer geartetes geschichtliches Geschehen an sich dem Christen ohne weiteres den Heiligen Willen Gottes. Es ist dies einer jener Irrtümer, die sich zur Stunde als Lehre in der deutschen evangelischen Kirche breit zu machen suchen. Erst unter das ganze, in der Bibel an uns ergehende Wort Gottes gestellt, vermag sich uns ein geschichtliches Ereignis als «Wille Gottes» auszuweisen. «Denn nur in seinem Lichte sehen wir das Licht» (Psalm 36.10).

Niemand möge sich das so vorstellen, dass man nun zu jeder Zeit jeden Lebensvorgang an vielen Bibelstellen messen müsse. Dazu wird selten Zeit sein. Es gilt vielmehr, den heiligen Geist, aus dem heraus das Wort Gottes an die Menschen ergeht, durch stetes Lesen in der «Schrift» unter Gebet um den Empfang des Heiligen Geistes in unser Herz hereinzulassen, im Geiste der Schrift heimisch zu werden, so dass man in jedem Augenblick von der gesamten Haltung der Heiligen Schrift Maßstäbe empfängt. Sie müssen gleichsam immer für uns bereit liegen. Welcher ungeheuren Sünde machen wir uns schuldig, wenn wir, d. h. unsere Familien, fast durchweg nicht mehr in der Schrift lesen! Wir staunen, wenn man liest: Ein indischer Schüler

empfängt von seinem Brahmanen die Weisung, das heilige Buch 20 Jahre zu lesen, um den «Weg» zu finden. Nach 20 Jahren kommt der Schüler traurig wieder zu dem Weisen, er habe nichts gefunden. Aus dem Munde des Führers aber erklingt nichts als der Befehl: «Lies noch einmal 20 Jahre!»

**62** Vollends von dem Gottesmanne Dr. Martin Luther hören wir das Wort, dass man mit der Herrlichkeit des Wortes Gottes nie zu Ende komme, immer ein Schüler von ihm bleibe (Luthers Tischreden). Es ist wohl heute fast umsonst gesagt. Man scheut die Mühe, sich durch Gottes Wort hindurchzuarbeiten. Die Folgen sind am Tage, werden künftig noch klarer hervortreten. Darum setze ich für diejenigen meiner Brüder und Schwestern, die nicht mehr nach fremden Meistern ausschauen wollen, hierher: Suchet in der Schrift; denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen. Und sie ist's, die von mir zeuget (Johannes 5. 39). Aber auch das andere: Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidiges Schwert und dringet durch, bis es scheidet Seele (menschliches mit der übrigen Kreatur gemeinsames Geistesleben) und Geist (Heiliger Geist Gottes), auch Mark und Bein (Lebensvolles und Todverfallenes) und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens (Hebräer 4. 12).

Von der ganzen «nur seelischen», also u. U. dämonisch beeinflussten, von Gott abgeirrten Welt wissen wir aus Gottes Wort, dass wir sie nicht Macht über uns gewinnen lassen dürfen. Denn: «Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!» (2. Mose 20.2). Darum dürfen wir das Reich des Unsichtbaren (okkulte Mächte) nicht aufsuchen oder gar uns mit ihnen einlassen; und das geschieht, wenn wir ihren Einflüsterungen nachgeben.

**63** So habe denn auch ich in jenen Tagen und Nächten um den 7. September 1914 herum ganz einfach meine nächststehende Pflicht getan und gehorchte – ohne Grübeln und Zweifeln – dem Befehl meiner Vorgesetzten. Das war und ist das Richtige. Wie denn überhaupt die Erfüllung der zunächst liegenden Pflicht uns vor dem Grübeln über das «Warum», das so lähmt und von Gottes Vaterhand wegführt, am sichersten bewahrt. Es geht doch immer nach der Weise Gottes: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen (Johannes 16.12). In diese Weise der Führung des himmlischen Vaters müssen wir uns schicken; den täglichen Weg Gottes mit uns gilt es zu gehen im schlichten Gehorsam. Auf diesem Wege wird uns gerade so viel von Gottes verborgener Weisheit gezeigt werden, als wir zur Bezwingung der nächsten Wegstrecke bedürfen. Gott aber sei es gedankt,

dass wir meistens erst hinterher erkennen dürfen, auf wie schwankendem Brücklein wir über Abgründe hinweg geführt wurden, an was für Strudeln vorbei unser Lebensschifflein gesteuert wurde. Freudig dürfen wir uns unter die ewige Wahrheit stellen: «Was ich tue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren» (Johannes 13.7). Und es gibt niemanden in der Welt, der den Gebrauch dieser goldenen Lebensregel am Ende seines Lebens bereut hätte, während umgekehrt zahllose Menschen mit Grübeln und Schwanken, Wankendwerden im Gehorsam gegen die herbe Pflicht des Tages die beste Zeit ihres Lebens vertrödeln, so dass man wirklich über ihr verfehltes Leben das Wort setzen kann: «Ein großer Aufwand, schmachlich!, ist vertan» (Faust II, b. Reclam Vers 7225).

64 Wie lange und wie bange hält man sich doch besonders zurückbebend vor dem letzten Gehorsam gegen den Herrn Jesum Christum im Vorhof des Allerheiligsten auf! Während doch der Gehorsam der einzige Schlüssel zum Glück des Glaubenslebens ist. Selig ist eben doch nur, wer sich nicht an Ihm ärgert (Lukas 7.2). Vom Schlüssel des Gehorsams, der uns die Seligkeit erschließt, singt der Arbeiter – Dichter Fritz Woike:

*...Das war ein Lauschen, war ein still Probieren,  
Und sieh!, der Schlüssel passte überall.  
Und wo er schloss, da quoll aus allen Türen,  
Selbst leidverhangenen, noch ein lichter Strahl.  
Der Sünde Tor, vom Taumellicht umfängen,  
Der heil'ge Schlüssel macht es stille zu.  
Und kam aus schwerer Nacht ein dunkles Bangen,  
Der Himmelschlüssel brachte heil'ge Ruh.  
So ging das Herze friedvoll seine Wege,  
Ob oft umtobt von wilder Fluten Tanz,  
Und lernte danken auch für steile Wege,  
Weil es von ferne schon den ew'gen Kranz  
Hell schimmernd sah auf seinen Wegen.  
Es lernte ja in Tagen voller Pein:  
Den höchsten, reichsten Gottessegen  
Erschließt Gehorsam ganz allein  
(Lichter am Wege, bei E. Müller, Barmen, S.136)*

65 Wir reden zu viel über den Weg, verlieren dabei die beste Zeit und wertvolle Kraft. Gott sei es gedankt, dass durch Gottes Führung wir aus der

intellektuellen (Verstandes-) wieder in die voluntaristische (Willens-) Bahn einlenken. Wer zum Ziele gelangen will, darf sich nicht mit zu langem Nachsinnen über Weg und Ziel aufhalten und sich damit über die im «alten Adam» vorhandene Unlust zum Entschluss täuschen lassen. Es gilt, anfangen! «Die Inspiration kommt», mit Hilty zu reden, «bei und mit der Arbeit». Außer in der Bibel fand ich diesen Willen zum Entschluss zur Arbeit, auch der Arbeit an sich selbst, nirgends so stark betont als in den beiden Bändchen «Glück» (Hilty, Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung 1910).

Gehet ein durch die enge Pforte (nämlich des Gehorsams ohne Zaudern, Matthäus 7.13). Vielleicht sind die Soldaten gerade deshalb so glückliche Menschen, weil sie so wenig Zeit zum Hinausschieben des Entschlusses haben. Vielleicht ist das auch das Geheimnis, das so manchen Soldaten seit jenen biblischen römischen Offizieren zu Christus führte, dass sie Gehorsam gelernt hatten.

66 Gar nicht genug kann ich es meinem Schwager Lotichius danken, dass er mich schon in jungen Jahren auf den christlichen Ethiker Hilty aufmerksam machte, der das Christentum richtig, von der Willensseite her, auffasst, nicht beim «Quietiv» (Ruhens der Seele) stehen bleibt. Gewiss ist Hilty nicht Kreuzestheologe. Aber ich schätze, man kann auch deutscher Jugend, an die er sich vorzüglich wendete, das Kreuz Christi im tiefsten Sinne im allgemeinen nicht nahe bringen, so sicher der Herr hie und da auch Kindern schon sein Kreuz im Vollsinn zeigt und sie fähig macht, es ihm nachzutragen.

Dafür ein Beispiel: Ernst von Willich, den der Herr als einen frühe Vollendeten schon im 13. Lebensjahre zu sich nahm, dichtete jenes köstliche Lied, das Lieblingslied des Kaisers Friedrich III.:

*Wenn der Herr ein Kreuze schickt,  
Lasst es uns geduldig tragen!  
Betend zu ihm aufgeblickt,  
Wird den Trost er nicht versagen.  
Drum, es komme, wie es will,  
In dem Herren halt' ich still.*

*Ist auch oftmals unser Herz  
Schwach und will wohl gar verzagen,  
Wenn es in dem stärksten Schmerz  
Keinen Tag der Freud' sieht tagen,  
Sagt ihm: «Komm es, wie es will,  
In dem Herren halt ich still.»*

*Darum bitt ich, Herr mein Gott,  
Lass mich immer glaubend hoffen,  
Denn dann kenn ich keine Not,  
Gottes Gnadenhand ist offen.  
Drum, es komme, wie es will,  
In dem Herren halt ich still.  
(Prov.-Sächs.Gesgb.513)*

**67** Ganz selbstverständlich müssen wir unserer Jugend das Kreuz Christi als den Weg Gottes zur Erlösung lehren, aber vor allem eben als «Kraft» Gottes, diesen Weg zu gehen. Keinesfalls dürfen wir der Jugend das Kreuz Christi zu einem schweren, theoretischen Joch machen. Beim Kleinkind mag solch' Lehren mit der ständigen Fürbitte beider Eltern für den in der Heiligen Taufe vom Herrn angenommenen Liebling beginnen. Mit Seiner Hilfe wird des Kindes Sinn für Recht und Unrecht durch Aufzeigen der Versündigung der Menschen an dem, der sich zu Tode liebt, geweckt werden müssen. Ganz von selber wird sich dabei das Mitleid mit dem lieben Heiland einstellen. Ich weiß, wie ich im Vaterhause am Grünen Graben in Görlitz, unter der alten Küchenuhr sitzend, vor meiner Mutter bitterlich weinte, ganz aufgeregt durch die Kreuzigungsgeschichte, die ich zum ersten Male in der Schule gehört hatte. Dem Lehrer sei Dank, dem Gott die Kraft gegeben, das Herz des Kindes zu erreichen! Dank der verewigten Mutter, die Zeit und Herz hatte, diesen Tränenstrom zu tragen! Später mag man die erlösende Kraft des Todes des Erlösers an wenigen Worten aufzeigen und einprägen.

Nur ja sich nicht scheuen, auch einmal nicht ganz zu Verstehendes dem Kindesherzen einzuprägen! Wir tun's auch sonst. Wir haben alle einmal aufs Wort dem Lehrer geglaubt, dass  $2 \times 2 = 4$  ist. Und mancher hält den Beweis dafür als Greis noch nicht in Händen. Das Glauben liegt vor dem Wissen, hüllt es gleichsam ein. Mir war es eine tiefe Freude, als ich im Frühling 1934 Wilhelm Bölsche, den idealistischen Naturforscher, in Görlitz sagen hörte: «Ohne Glauben geht es auch beim idealistischen Wissenschaftler nicht; und der Mensch, der Prometheus, harret, am Fels der Erde angeschmiedet, der Erlösung».

**68** Doch nun ein paar Bibelworte, die vom Erlösungswillen und -weg und Wirklichkeit des Erlösers unwiderleglich zeugen. Des Menschen Sohn ist gekommen, dass er diene und gebe sein Leben für viele (Markus 10.45). Dann: das lapidare, kurze, unvergessliche: «Für euch!» (Lukas 22.20) in den Einsetzungsworten des Heiligen Abendmahles. Zuletzt das unerhörte:

«Heute wirst du mit mir im Paradiese sein « (Lukas 23.43). Gesagt zu einem Mörder, der in der letzten Stunde seines verfehlten Lebens sich an den wendet, dessen Sterben in mehr als heldenhaftem Glauben an den himmlischen Vater und in unerschütterlicher Treue zu den Menschenbrüdern, in der schier unfasslichen, vergebenden Liebe zu seinen Peinigern den Panzer der Herzenskälte sprengte, das Eis der Selbstliebe auftaute: «Herr, gedenke an mich, wenn du in Dein Reich kommst» (Lukas 23.42).

Frühe lehre die Mutter, mitbetend, dem Kinde:

*Hab' ich Unrecht heut getan,  
Sieh es, lieber Gott, nicht an.  
Deine Gnad' und Christi Blut  
Macht ja allen Schaden gut.*

Solch Gebet wird zum unsichtbaren Führer. – Mit dem Heranwachsen und Reifen der Jugend muss man vor ihr den gegen sich selbst rücksichtslosen Gehorsam Jesu Christi gegenüber dem Willen des Vaters in Leben und Sterben, sein Sich-führen-lassen durch den Vater, sein Anhalten am Gebet entfalten. Dazu muss die Scheu der Erwachsenen, namentlich der Väter, die Familie zur Gebetsgemeinschaft zu machen, schwinden. Daneben gilt es unermüdlich das Hauptmotiv für den Willen des Jugendlichen, das Jesus Christus der Welt brachte, den Herzen einzupflanzen, «das Reich Gottes», das in Ihm jedem ganz nahe kommt, in dem Jesus Christus lebt und webt (Markus 1.15), nämlich die herrliche Gemeinschaft mit dem Vater, für die Er alles fahren lässt, was sonst das Leben wert macht. Von Motiven lebt der Wille. Wie sollte er nicht vom herrlichsten überwunden werden?

**69** Das alles aber wird nur der der Jugend geben können, der selber «in der Vergebung», in der Gemeinschaft mit Gott in Christo steht und der dann auch Geduld und vergebende Liebe aufbringt, den immer wieder Strauchelnden, ja den Gefallenen zu tragen. Nur zu bald kommt die Stunde, da wir unsere Kinder nur noch der Schule Gottes überlassen müssen. Dass man es doch täte mit der nie ermüdenden Fürbitte für die in die Ferne Gezogenen! Elterngebete sind eine starke Schutzmauer um die Kinder draußen in der Welt. Bestimmt weiß ich von der Kraft der Fürbitte der Eltern und anderer lieber Menschen, die mich durchgetragen bis zu dieser Stunde durch unsägliche Gefahr für Leib und Seele. Es muss in religiöser Keuschheit vor der Welt verhüllt bleiben. Die Ewigkeit wird es offenbaren.

Die Führung zum letzten, dem froh machenden Glauben, dass der Eintritt ins Himmelreich nicht von unserm Stückwerk abhängt, sondern von der ewigen Erlösung, die Jesus Christus uns gebracht hat (Hebräer 9.12), dürfen wir betend Gott überlassen. Er lässt es dem Aufrichtigen gelingen (Sprüche 2.7).

Tritt zu solcher Lehre und Lehrweise das Vorbild des Lehrenden als eines erlösten, in der Nachfolge Jesu Christi ernst ringenden Menschen, so wird er eine Jugend heranbilden helfen, welche die christliche Religion vorlebt. Darauf kommt es zur Stunde entscheidend an, nicht darauf, dass man sie im Kopfe hat. Dazu führt Gott, der Herr, Seine Gemeinde in die Not dieser Monate. Die darum ringende Gemeinde aber wird aufs neue der Welt beweisen: Unser Glaube ist und bleibt der Sieg, der die Welt fort und fort überwindet (1. Johannes 5.4). Leuchtende Lehre von Jesu Christo und überwindendes Beispiel in der Nachfolge wird gewiss in den Herzen der Jugend, wenn der Herr Gnade gibt, die Stätte bereiten, da Gott seinen Anker anlegen kann. Mahnruf an die Eltern, Lehrer, Pastoren, sich zu solchem Werke in heiliger Dreiheit zusammenzuschließen! Denn nur die geschlossene Dreiheit dieser «berufenen» Menschen, geschlossen um Christus und sein Wort, kann den Sieg erringen.

**70** Die Zeitlage ist günstig. Denen neben jetzt geht eine voluntaristische (Willens-) Welle durch unser Volk hindurch, in die man sich hineinstellen darf und muss. Ich bin mir bewusst, dass mein Konfirmandenunterricht wie die übrige Jugendarbeit von 1922-33 darum den ersehnten Erfolg kaum zeitigte, weil jene gleichgestimmte Dreiheit eben durchaus nicht hinreichend gegeben war. Möge der gnädige Gott im neuen Staate, in dem wir nach dem Siege Adolf Hitlers leben dürfen, die Dreiheit Elternhaus, Schule und Kirche, geschart um Jesus Christus, wieder erstehen lassen!

Es ist nicht auszudenken, welch ein schwerer Weg im Blick auf diese Dreiheit vor der Gemeinde des Herrn, der Kirche, liegt. Eben ist die Macht der Sozialdemokratie und des Kommunismus, die alles christliche Wesen zerstörte, gestürzt oder doch eingedämmt, so erhebt sich eine neue Bedrohung der Gemeinde. Der klare Hauptstrom, aber auch trübere Unterströmungen des Nationalsozialismus und dunkle Parallelströme erfüllten die deutschen Menschen mit dem Gedankengut unserer Vorfahren. Der Wille zur Volkwerdung schließt das gewollte Ableiten des neuen Lebens des Volkes aus dem religiösen und ethischen Gedankengute, wie es vor dem Einzug des Christentum in deutschen Landen vorhanden war, in sich. Mit noch nicht dagewesenem Idealismus macht man sich die alten Quellen völkischen

Weistums, echte und unbewiesene, zu eigen. Weithin erwartet man aus ihnen allein die innere Erneuerung des Volkes.

71 Man meint, mit den in Blut und Rasse schlummernden Kräften den Weg zur Erneuerung unseres Volkes im irdischen wie im Sinne des Reiches Gottes bis zum Ende gehen zu können. Dies Ende heißt für die Himmelsstürmer – Luther nennt sie Schwärmer oder Schwarmgeister – Einheit von Gott und Mensch durch die Entfaltung der vom Schöpfer, Gott, ins nordische Blut gelegten Kräfte. Oberflächlich betrachtet, gleicht dies Ziel dem Ziele, das der Herr Jesus Christus für die Gemeinde erfleht: Auf dass sie alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir (Johannes 17.21). Aber die Deutsche Glaubensbewegung, die obiges Ziel zeichnete, übersieht, dass die Sünde (von «Sund» abgeleitet), das Trennende, nun einmal unbestreitbare Wirklichkeit in der Welt geworden ist und dass mit dem Auftreten dieses trennenden Elementes in der Welt die Voraussetzungen zum Einswerden des Menschen mit Gott ohne weiteres, d. h. von uns aus, nicht mehr vorhanden sind. Darum müssen wir Glieder der Gemeinde es uns selber und jenen Schwärmern unter unseren Volksgenossen ernst vorhalten: Gehet ein durch die enge Pforte! (Matthäus 7.13) Das ist niemals die mystische Schwärmerei, deutlicher gesagt, die Schwärmerei der Mystikaster. Sondern dort allein liegt die enge Pforte: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich (Johannes 14.6). Nur übers Kreuz Christi in Glaube und Tat geht für den einzelnen Menschen und das Volk der Weg zu Gott.

Da hilft auch das so täuschende Mäntelchen des eigenen «Gott-in-sich-Suchens» nichts. Sie suchen nicht Gott, den lebendigen, vielmehr suchen sie einen Gott, der in ihren kleinen Herzen Raum hat, der füglich also alles das abgestreift hat, was dem Allmächtigen, Heiligen und Allgütigen eigen ist. Möchte die Gemeinde sich besinnen auf den ihr anvertrauten Weg, damit sie nicht andere lehrt und selbst verwerflich wird! Möge der in den Versuchungen der Zeit noch standhaft gebliebene Teil der Gemeinde unter entschlossenem Fahrenlassen aller Götzen einer zusehends rascher versinkenden Epoche dem deutschen Volke den höchsten Dienst tun, das Kreuz zu nehmen in der Welt, nicht von der Welt zu sein (Johannes 17.16/18).

72 Zusammenschluss aller derer, die sich wie einst in der Urgemeinde aufgerufen wissen zum Zeugnis für den Erlöser, der sie herausrief aus einer untergehenden Welt, tut not. Das bedeutet nicht Trennung von der Kirche, aber Ersterben allem, was dem «ganzen Worte Gottes» entgegen ist, in der

eigenen Brust, neue Hinwendung zu Jesus Christus. Er wird führen! Lassen wir nur im eigenen Herzen täglich mehr von der Weltmeinung sterben, damit der ganze Christus der Bibel in uns Herberge machen kann. Nur zu bald werden wir auf Herz und Nieren geprüft werden.

Was Europa, die vielgliedrige «Halbinsel Asiens», wirklich zu einem Erdteil für sich machte und noch macht, war und ist die Einheit der Kultur. Sie war christlich bestimmt, ist's in ihrem Kern noch. Einzig der weltüberwindende Glaube an Jesus Christus schafft das Kraftzentrum der Kultur, aus dem heraus Europa in dem kommenden Ansturm der mehr und mehr sich einenden Welt der Gelben, Braunen und Schwarzen sich halten kann. Ernste Führung der weißen Welt durch Gott! Möge sie ihre Stunde erkennen! Lasst uns die Zeichen der Zeit prüfen! (Lukas 12.5/6) Lasst uns erwachen und wachen, wie es Jesus Christus allen (allen Menschen aller Zeiten) befiehlt (Markus 13.37).

Friedrich Nietzsche, der fanatische Kämpfer gegen den verlogenen Pazifismus, sprach die furchtbare Wahrheit prophetisch aus: «Das 20. Jahrhundert wird das klassische Jahrhundert des Krieges werden.» Auch der frühere Kaiser Wilhelm II. schrieb prophetische Wahrheit nieder: «Völker Europas, waret eure heiligsten Güter!»

**73** Es wird um alles, vielleicht ums Letzte gehen für Deutschland, für Europa, vielleicht für die Welt, die unabänderlich unter dem Gericht Gottes steht. Ja, sie wird einmal dem Endgericht für ihren Ungehorsam, die Ablehnung der Gotteskindschaft in Gottes Reich, entgegengeführt. Mit der Entwicklung zu lichten Höhen aus sich selbst heraus ist es nichts. Das ist mir klar geworden in den Materialschlachten des Weltkrieges, in der russischen Geschichte nach ihnen, im Untergang der Weltkultur seit 1918. Diesem Weltgericht aber kann nur die christliche Gemeinde in ihrem echten Kern getrost, ja freudig entgensehen. Denn ihr gilt die Verheißung des neuen Himmels und der neuen Erde nach aller Trübsal (Jesaias 65.17 und Offenbarung 21.1). Nur die Kinder Gottes harren mit der Kreatur erhobenen Hauptes des Kommens ihres Herrn und Königs (Römer 8.18/19). Für den bewussten Unglauben, d. h. für die Verstockten bleibt's beim Heulen und Zähneklappen (Matthäus 18.12), beim Heulen der Geschlechter auf Erden (Matthäus 24.30). Von diesem Gerichtsernst hat die Kirche schon zu lange geschwiegen und sich damit selbst schuldig gemacht der Lauheit und des Einschlafens, der Verantwortungslosigkeit in ihren Grenzen.

74 Gleichviel ob das Gericht, in dem die deutsche evangelischen Kirche am Ausgang des Frühlings 1934 steht, den Anfang des Endgerichts bedeutet oder nicht, uns kann entscheidend nur helfen der Weg zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten, dem Auferstandenen, Wiederkommenden hin. Jedes auch noch so sehr vertiefte und veredelte Bild des in grauer Vorzeit vorhandenen nordischen Menschen muss zerflattern vor der Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Wir deutschen, bewusst evangelischen Menschen freuen uns dieses Bildes, soweit es wahr ist, denn es entstammt der Uroffenbarung Gottes an die Menschen. Froh besinnen wir uns nach dem Irrweg des überspitzten Individualismus wieder der Wirklichkeit des «Volkes», der großen und herrlichen Schöpfung. Wir sind dabei auch nicht bange, unsere Persönlichkeit als Christen und Nationalsozialisten zu verlieren. Im Gegenteil, uns will Gott durch Dienst am Ganzen, am Volke, erst zu rechten Persönlichkeiten bilden. Unserem König nach, der gekommen ist, um zu dienen!

Freilich zum Götzen kann uns Bibelgläubigen Menschen unser Volk nicht werden. Es wird aber zum Götzen erhoben, wenn, wie es geschah, in einer öffentlichen Versammlung von Christen gesagt wird: Im Anfang war das Volk, und das Volk war bei Gott, und Gott war das Volk usw., natürlich in – ich hoffe unbewusst – gotteslästerlicher Abänderung des Anfangs des Johannes-Evangeliums. Entsetzen über solche Verirrung erfüllt mich als evangelischen Deutschen. Dabei fallen mir die Worte Jesu Christi vom «Gräuel der Verwüstung, der an heiliger Stätte steht» ein (Matthäus 24.15). Ach, dass es ganz Deutschland, ja die Welt wieder mit Ehrfurcht hören möchte: Ich bin das A und O, spricht der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige, der Anfang und das Ende (Offenbarung 1.8). Auch jenes andere Wort: Ohne mich könnt ihr nichts tun (Johannes 15.5), wird warnend und nach uns suchend, ja bittend vor meinem Geiste lebendig.

75 «Wer Ohren hat zu hören, der höre!» (Matthäus 11.15). Der Herr, mein Gott, hat mich durch die Betrauung mit dem doppelten Berufe des Soldaten und des Pastors so überaus gnädig zur Erkenntnis der Wahrheit – bedeutet stets auch Wirklichkeit – geführt, dass ich meiner Familie, meinen Kameraden und Amtsbrüdern, meinem Volke diese Wahrheit schulde. Der Versailler Vertrag entriss meinen Händen das Panier des irdischen Königs. Der Verlust der Gesundheit in der Folge des Krieges zwang mich, am 31.12.1933 die Kanzel zu verlassen. Darf ich nun still «Gewehr bei Fuß» stehen? Nein, diese Seiten sollen der ringenden Gemeinde davon künden, dass mir durch des Ewigen Güte das Wort Gottes, das Schwert des Geistes

(Epheser 6.17) noch gelassen ist, damit ich es führe zu des großen Königs Ehre, zum Heile meines Volkes. Noch darf ich meinem Ordinations- und Einführungsspruche folgend, kämpfen: Leide dich als ein guter Streiter Christi (2. Timotheus 2.3).

## [Zweite Schau]

76 Von Jugend auf erglühete ich für die Geschichte. Ich erinnere mich, wie ich namentlich die Geschichte der deutschen Reformation mit glühendem Herzen in mich aufgenommen habe. Das Werden Luthers und seines Werkes hatte mich so ergriffen, dass ich es unbedingt weitersagen musste. Damals, um 1891, hielt ich darum meinen ersten Vortrag im kleinen Kreise, im Schoße der Familie. Ein Beweis der Wahrheit des Wortes: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über (Matthäus 12.34).

Gleichzeitig macht das kleine Ereignis deutlich, dass das Erleben einer Sache nur dann den Menschen wirklich erfasst hat, ihm zum Segen wird, wenn er davon mitteilen darf, wenn er, was ihm geschenkt wird, nicht wie ein Raubtier seinen Raub eifersüchtig bewacht und verteidigt, sondern von seinem Reichtum gibt. Wie denn der, der das Höchste hatte, das helle Bewusstsein der vollen Gotteskindschaft, nicht anders konnte und kann, als die Fülle des Herzens der sehnsüchtigen Menschheit schenken: Welcher, ob Er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt Er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an... Und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz (Philipper 26.8.). Freilich machte er auch die Erfahrung im Höchstmaße: Dies Schenken aus der Fülle, dieses Sich-selber-schenken, wird von der Welt mit der Ablehnung bis zur Ausstoßung beantwortet. Das göttliche Schenken der Fülle der Herrlichkeit führt ans Kreuz. So lässt denn auch Goethe seinen Faust sagen:

*Die wenigen, die was davon erkannt,  
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,  
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,  
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt  
(Faust I, b. Reclam Vers 590)*

Aber die Schenkenden sterben nicht aus. Aus der Fülle des Einen, der die schenkende Liebe selber ist, nehmen sie fort und fort die Gnade der Kraft zu geben, sich selber zu geben (Johannes 1.16). Sie wissen, verbunden mit dem Einen: Geben ist seliger denn Nehmen (Apostelgeschichte 20.35). Geben aus der Fülle empfangenen Lebens ist überhaupt erst richtiges Leben.

77 Das ist's, was das Muttertum so herrlich vor unsern Augen macht, dies Schenken-können bis zum äußersten. Gewiss deshalb lässt der deut-

sche Dichter seinen Helden, der durchaus erkennen will, «was die Welt im Innersten zusammenhält», in die Unterwelt zu den Müttern steigen (Faust II, b. Reclam Vers 1604). Dies «Leben», das in unserer herrlichen Muttersprache lautlich und inhaltlich mit «Lieben» zusammenklingt, weil es Liebe im göttlichen Ursinn ist, war in Jesus Christus und strömt nach der Ausgießung des Heiligen Geistes des Vaters und des Sohnes durch die Welt hindurch. Von diesem Leben lebt die Welt, empfängt der Lebende die Kraft, die den Tod, dem wir allesamt mit der Kreatur nach Gottes Gericht verfallen sind, überwindet. «Frohe Botschaft von Christo» = Evangelium!

Leben der gesamten Welt aus Führung der ewigen Liebe. Christusliebe war in der Welt vor ihrem Anfang. Denn Schöpfung, Erhaltung, Erlösung ist nichts anderes als sich in unausdenkbarer Fülle schenkende Liebe. Solche nur war imstande, den Menschen die Freiheit der Entscheidung selbst gegen den Schöpfer zu schenken. Solche Liebe allein ließ den Vater den Sohn von Ewigkeit her der Welt zum Erlöser schenken und diese Welt, dem alten «Widersacher» zum Trotz, in einer unerhörten Heilsgeschichte dem Ziele, dem Gottesreiche, entgegenführen. Gottesliebe waltet in der Gabe der Sehnsucht nach der ewigen Liebe, in der Gabe des Gesetzes durch den Gottesmann Mose, in der Gabe aller irdischen Ordnungen, der Familie, des Volkes, des Staates. Wie schön redet darum in der Erinnerung an jene Urtafel der Gottesoffenbarung der germanische Mythos vom «Waldvater, dem Waltenden».

**78** Alle Geschichte hat nur den einen Sinn, das All, die Erde, Geister- und Menschenwelt dem Gottesziele, dem Reiche unseres Herrn Jesu Christi, entgegenzuführen. Wer diesen Sinn eines Geschehens nicht erfaßt hat, für den wird die Geschichte Unsinn, der bleibt im Endlichen, im Stofflichen stecken. Wer aber durch den Heiligen Geist, der im Evangelium waltet, zu diesem Sinn der Geschichte gerufen wird und sich führen läßt, der wird zum «Leben in Jesu Christo» geführt (Johannes 1.4). Emanuel Geibel, der deutsche und evangelische Dichter, trug etwas davon in sich. Möge es aufs neue in die deutsche evangelische Gemeinde in Sturmtagen hineinströmen:

*1 «Herr in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben,  
Wahr', o wahre mir den Glauben, der noch nimmer mich betrogen,  
Der noch sieht in Nacht und Fluch eine Spur von Deinem Lichte,  
Ohne den die Weltgeschichte wüster Gräuel nur ein Buch:*

*2 Dass, wo trostlos, unbeschränkt, dunkle Willkür scheint zu spielen,  
Liebe doch nach ew'gen Zielen die verborgenen Fäden lenkt;  
Dass, ob wir nur Einsturz schau'n, Trümmer schwarz geraucht vom Brande,  
Doch schon leise durch die Lande waltet ein geheimes Bau'n;*

*3 Dass auch in der Völker Gang Wehen deuten auf Gebären,  
Und wo tausend weinten Zähren, einst Millionen sagen Dank;  
Ja, dass blind und unbewusst deiner Gnade eil'gen Schlüssen  
Selbst die Teufel dienen müssen, wenn sie tun nach ihrer Lust.  
Herr, der Erdball wankt und kreist [kreibst?], lass, o lass mir diesen Glauben,  
Diesen starken Hort nicht rauben, bis mein Geist dich schauend preist.»  
(Prov. Sächs. Gesangb. 571)*

**79** Ja, ich darf nun, am Ende meiner Erdentage, bestätigen, was in der heiligen Taufe zu Lomnitz unter der Schneekoppe mir verheißen ward, was mir als Konfirmationsspruch am 24. März 1891 Pastor Diakonus Kirchhofer in Görlitz in der Frauenkirche auf den Lebensweg gegeben hat: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist Kraft Gottes, zu retten alle, die daran glauben (Römer 1.16). Merkwürdig, nämlich des Aufmerkens zum Zwecke des Merkens würdig: Derselbe Spruch ward mir vom Evangelischen Konsistorium in Hannover als Predigttext für das erste theologische Examen gestellt. In ihm waltet das «verborgene Leben», bis die Geschichte mündet in die Ewigkeit. Leben aus Führung, und zwar durch die im Evangelium verborgene, allzeit sich siegreich durchsetzende Kraft Gottes. Evangelium als Kraft bedarf keines Beweises. Wer seine Kraft erfahren, hat Beweisüberzeugung. Diejenigen, welche seine Kraft erfuhren, werden auch in unseren Tagen obsiegen.

Es ist nicht nur, als ob – ich stehe nämlich der Philosophie des «als ob» ganz ferne – mein Konfirmationsspruch leitend über meinem Leben stünde, sondern er war und ist der Leitstern meines Lebens, bis in diese Vorsommertage hinein, in denen diese Zeilen entstehen, die unter der Führung jenes Gotteswortes zu einem jubelnden Bekenntnis werden sollen.

**80** Nach dem großen Kriege oftmals Erholung für meinen zerbrochenen Körper in Bad Oeynhausen suchend, hörte ich dort auch einmal eine Predigt über dieses Wort. Am Morgen jenes Sonntags wollten sich alle Umstände gegen den Besuch des Gotteshauses stellen. Eine schlaflose Nacht, Schmerzen in den von den Bädern stark aufgeregten Nerven, Unlust wollten mich vom Gottesdienst fernhalten. Aber von dem geheimen Blinken und Winken

meines «Lebenssternes» gezogen, nahm ich doch unter der Kanzel Platz, um dann aufs neue innerlich auferbaut heimzugehen.

Im christlichen Erholungsheim Pniel nach dem Gottesdienst angelangt, drängte es mich, an eine der Schwestern, Margarethe, die selber, wie die beiden anderen, Schwester Ina und Schwester Erna, vom Bibelhaus Malche [in Bad Freienwalde, Brandenburg], unter wunderbarer Führung Gottes gestanden, die radikale (= an die Wurzel gehende) Frage zu richten: Geht einem ein Bibelspruch im Leben voraus oder geht er einem nach? Schon wollte mein akademisch geschultes Gehirn die Frage in ihrer Gewalt abschwächen: «S'ist vielleicht vom Standpunkt der Ewigkeit ganz gleich», denn dort gibt's kein vorher und kein hinterher. Aber die im Leben, der großen Akademie Gottes, an seine Führung gewöhnte Schwester schnitt solche Grübeleien einfach ab durch die ohne Besinnen erteilte Antwort: «Der Konfirmationsspruch geht uns voran!» Ein Jahr später erfuhr ich aus ihrem Munde ihren eigenen Konfirmationsspruch, unter dem ihr inneres und äußeres Leben stand und steht: Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst, ich will dich mit meinen Augen leiten (Psalm 32.8). Nichts da von «Zulassung Gottes», wenn Menschen und Völker einen dem «alten Adam in uns» unbegreiflichen Weg geführt werden. Gott führt immer, unumschränkt, durch Wolken und lachenden Sonnenschein hindurch! Und es ist gewiss, dass wir «hernach» schauen: So und nur so, wie es kam, war alles planvoll richtig zu unserem Heile angelegt und durchgeführt.

**81** Gegen allen Unverstand und Widerstand der Welt ist das Kreuz Grundlage, Krone, Rahmen und innere Kraft des Lebens, der Weg Gottes zur Erlösung seiner Welt. Wir alle wollen von Hause aus unseren selbstgemachten Weg zum selbstgewählten Ziele gehen. Wir Toren! Wo würden wir hinkommen? Nein, unserer Bahn vorwärts-aufwärts begegnet immer aufs neue Gott; es kreuzt der Wille des Herrn unsern Willen immer wieder, so oft er es für notwendig befindet. Im Schnittpunkt des Willens Gottes mit unserm Willen entsteht das Kreuz im Einzel- wie im Völkerleben. [Darunter hat der Verfasser zwei einander kreuzende Pfeile gezeichnet]

**82** Germanen, Griechen und Römer wussten und die Mohamedaner und Halbchristen wissen auch heute vom Lichtwege Gottes nur wenig. Vor ihnen lag und liegt wie ein verhüllender Schleier das lastende Schicksal, der Faden der Nornen, die Moira, das Fatum, das Kismet, das den Menschen mit eisernem Griff zwingt, den Vermessenen unbarmherzig an die Erde schmiedet. Unsere germanischen Vorfahren wussten, dass Baldur, der lichte Gott, von

des blinden Hödurs Pfeil getroffen, im Hel gefangen schmachten muss. Sie ahnen auch die Notwendigkeit der Erlösung, indem sie in ihrem Mythos Hermoder, den tapferen Gottessohn, ins Reich der Toten zur Befreiung Baldurs hinabsteigen lassen. Aber – sein Todesritt misslingt (Eberhard König, Von dieser und jener Welt, bei Matthes, Leipzig 1917: Hermoders Ritt).

**83** Siegreich durchgedrungen durch das Dunkel des Todes, hin zum «Vater des Lichts», in das Leben ist nur der Eine, der «Durchbrecher aller Bande», der vom Himmel kam und deshalb wieder zum Himmel ging (Psalm 47.6; Johannes 3.13), der zum Kreuz aus des Vaters Hand ja sagte, Jesus Christus. Ihm nach gehen zum Himmel ein alle, die unter seinem Kreuze ihren Willen, ihr stürmisches Herz drangeben, die von Seinem Wort und Weg der Vergebung erschüttert und durchheiligt Seines Geistes Kraft sich schenken lassen. Mit ihnen geht Gott-Vater den Weg Seiner Geschichte von Gehorsam zu Gehorsam, «aus Glauben in Glauben», von tiefer Armut zum höchsten Reichtum. Stufenweise, wie ich auch meine, dass Dante recht gesehen hat – Berg der Läuterung –, dass wir in Tod und Auferstehen nicht sofort ins volle Licht gesetzt werden, sondern von Licht zu lichterem Licht schreiten werden, doch so, dass wir auf jeder Stufe eben doch schon Gott schauen. Es wird dort gleichsam vom Schauen zum Schauen gehen, immer näher zu Ihm, den wir schauen dürfen, wie er ist (1. Johannes 3.2). Nicht einsam, sondern umgeben von denen, die mit uns durchs Kreuz zur Krone schritten, «durch Kampf zum Sieg», wie mein Vater mir den Sinn des Lebens 1897 in den Offizierssäbel einschneiden ließ.

**84** Ob die Menschen diesen «Urkampf», der im Kreuz Christi von Gott her beschlossen liegt, ehe die Welt war, ablehnen oder nicht, macht für die Wirklichkeit des Kreuzes Christi nichts aus. Es ist da, gewaltig, wuchtig, kantig, sich nie und nirgends und auf keine Weise in die geistige und örtliche Umgebung einfügen lassend. Man mag es mit den Blumen der Liebe überdecken oder mit dem Staub des Hasses überschütten wollen, es bleibt, was es war. Es setzt sich immer wieder durch, den Menschen des Gesetzesdenkens, zu denen auch die Idealisten gehören, die da meinen, sie könnten dem Gesetz Gottes Genüge tun, ein Ärgernis, den Weisen aller Völker eine Torheit (1. Korinther 1.23), den Ungläubigen das Fanal des Gerichts über sie, um desentwillen sie es wegschwatzen möchten, den Gläubigen die ganze Gotteskraft zur Erlösung. Und in der erfahrenen Erlösung der Ansporn zur sittlichen Tat, den alten Menschen zu bekämpfen, den neuen werden und wachsen zu lassen trotz tausend Schmerzen. Inmitten dieser Schmerzen die siegende

Gotteskraft, die das Ausharren ermöglicht. Diese Kraft ist lebendig da in den Zeugen Jesu Christi, die Er sich sucht und ausrüstet. Der lebendige Beweis der Wirklichkeit Gottes und des Kreuzes Christi.

85 An ihr zerschellen all' die sich ein Weilchen als Übermenschen gefallenden Menschen, wie Nietzsche zerschellt ist. Darum kann und darf ich den deutschen Brüdern und Schwestern nicht im Hass begegnen, die sich sammeln um das Fähnlein der Frau Mathilde Ludendorff und Alfred Rosenbergs, die das Gotterlebnis des eigenen Herzens fern von Jesus Christus zum Ausgangspunkt einer neuen, einer deutschen Religion machen möchten. [folgt ein Bibelzitat, vom Verfasser gestrichen: Der im Himmel wohnt, lachtet ihrer und der Allherr spottet ihrer (Psalm 2)]. – Ich trage Schmerz um sie und alle, die auf ihrer Bahn schreiten. Ich trage Schmerz um sie und um unser liebes, deutsches Volk, weil unabänderlich die Geschichte beweist, dass nach dem Tag von Golgatha das Schicksal der Völker sich an ihrem ja oder nein zum Kreuze Jesu Christi entscheidet.

Ich leide als Christ um mein Volk mit vielen Tausenden von deutschen Brüdern und Schwestern. Im Glauben aber weiß ich, dass aus solchem Durchleiden die Rettung kommen wird, wenn ich auch nicht weiß, wann und für wie viele. [Satz vom Verfasser gestrichen: Aber, dass Alfred Rosenbergs Religion für unser geliebtes Vaterland das Todesverhängnis bedeutet, wenn es ihm zufällt, das ist sicher.] «Die Entfaltung der im deutschen Volke schlummernden Kräfte» ist sein Ziel, «weit erhaben über die Menschheitsformel von Gut und Böse» [Klammer, vom Verfasser gestrichen: Gesprochen auf einer Juristentagung Frühling 1934 laut Zeitschrift «Deutsches Recht»]. Jenseits von Gut und Böse wohnt allein Gott, du lieber deutscher Bruder! Du kannst dich nicht ins Allerheiligste begeben [Rest des Satzes vom Verfasser gestrichen: Wohl aber kann deinem Lichtfluge, deinem Phaeton-Streben, die Nacht folgen, wie sie Nietzsche befiehl].

Ihr Goetheaner unter meinen deutschen Brüdern, lasst euch sagen: Das Wort

*«Und hinter ihm in wesenlosem Scheine  
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine»,*

das der deutsche Dichterstern dem toten Freunde nachrief [aus «Epilog zu Schillers Glocke», 1805], es trifft nicht zu; es passt nur auf den einen, Jesum Christum, unsern Herrn, den Herrn der Weltgeschichte.

86 Als ich ein Kind war, habe auch ich diesen idealistischen Versen voll innerer Bewegung zugestimmt, da ich aber ein Mann ward, durfte ich, un-

ter Gottes gnädiger Führung, abtun, was kindisch war (1. Korinther 13.11). Dazu hat dir, deutsche evangelische Gemeinde, Gott, der Herr, Apostel und Propheten, Hirten und Lehrer gegeben bis in diese Stunde hinein, «dass wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei im Maße des vollkommenen Alters Christi» (Epheser 4.13). Sammelt euch aufs neue um die nüchtern-wahrhaftige Heilige Schrift. Seid männlich und seid stark! (1. Korinther 16.13) Lasset euch versöhnen mit Gott! (2. Korinther 5.20) Ihr seht euch alle nach dem Einssein mit Gott! Es ist euch bereitet; im Kreuze Christi trank die Erde sein Blut. Sie ist versöhnt. Nun kommt aufs neue «alle, die ihr mühselig und beladen seid» vom Fluch der Trennung von Gott zu eurem Erlöser! (Matthäus 11.28)

Zu Zeiten scheint die Gemeinde gleichsam verschüttet zu sein, wie tot unter dem Schutz der Menschenmeinungen. Aber seid getrost, ihr Bibelgläubigen: Sie lebt. Das in ihr verborgene Leben des Christus Gottes zersprengt, zerreißt immer wieder alle Fesseln. Niemals kann es ersterben, das Leben der erlösenden Liebe des Gekreuzigten.

**87** Schon meinte ein Mann unserer Tage, Oswald Spengler, in seinem Buche «Der Untergang des Abendlandes», das Ende der abendländischen Völker sei gekommen. Sie müssten untergehen, wie die Kulturvölker vor ihnen untergegangen sind. Er hätte Recht, wenn unsere heutigen abendländischen Kulturvölker nur von den irdischen Voraussetzungen ihrer Kultur leben müssten. Aber noch strömt, zutiefst verborgen, ein anderer Quell des Lebens. Sie brauchen nur von diesem unerschöpflichen Quell zu trinken, «die selbstgemachten lächerlichen Brunnen» verlassen, «die doch kein Wasser geben» (Jeremias 2.13), und in ihnen wird wieder der Strom «des lebendigen Wassers» kreisen, von ihrem Leibe werden wieder Ströme lebendigen Wassers fließen (Johannes 7.38) in alle Welt.

Als jenes pessimistische Buch auf deutschem Boden etwa vor einem Jahrzehnt erschien, da erweckte sich Gott der Herr einen Mann, General der Infanterie a. D. Frh. von Freytag und Loringhoven, den Altmeister der Kriegsgeschichte, dass er das Durchschlagendste zur Widerlegung aussprach, was gesagt werden kann: «Die weißen Völker haben eine Lebenskraft in sich, deren Reichtum sie kaum begonnen haben auszuschöpfen, die Kraft Jesu Christi. Sie brauchen sich ihrer nur zu bedienen, um ein neues Leben zu entfalten» (nach dem Gedächtnis niedergeschrieben).

**88** So ist's auch wirklich. Erhaben über seichten Optimismus, der in nichts begründet ist, und erhaben über den tiefen Pessimismus der Welt, trium-

phierte die Fahne des gekreuzigten und auferstandenen und wiederkommenden Herrn der Welt. Schon ein kurzer Blick in die uns abgeschlossen vorliegende Geschichte der antiken Völker lehrt uns, wie kurzlebig sie waren im Verhältnis zur Zähigkeit der christianisierten Völker. Wohl möchte man seine Haupt verhüllen beim Blick auf die entsetzlichen Verirrungen, denen die christianisierte Welt je und je erlag. Ich erinnere an das furchtbare, das Gericht Gottes herausfordernde Verhalten der Weißen gegen die Farbigen in der neuen und alten Welt, an Inquisition und Hexenprozesse, Renaissance-Menschentum, wie das des Papstes Alexander VI, Bauernaufstand 1525, Gegenreformation, die bewussten Geschichtsfälschungen Roms, den Kriegsraub an Boden in der Heimat und draußen in der Welt, dem Götzen Ruhm zuliebe, das Zerbrechen gottgeschaffenen Volkstumes durch macht-hungrige Eroberer, den Goldwahn der Völker, der es einer im Verborgenen wirkenden Handvoll Menschen gestattete, die halbe Welt in Blut und Tränen zu tauchen, sie in den Weltkrieg hineinzustoßen, an das Verbrechen des «Friedens-Werkes» von Versailles 1919, das man mit dem Namen «Vertrag» der Welt übergab.

**89** Da mag wohl manch einer zu dem Schluss kommen, das Christentum habe sich als unwirksamen erwiesen. «Die vollste Verzweiflung», das Versinken in Nihilismus, der im Bolschewismus seine letzte Krönung findet, müsste die Folge sein, könnte je das Christentum versinken. Aber eben dieses Christentum erweist – schon jetzt erkennbar – an dem Tiefpunkt des Lebens der Völkerwelt seine unerschöpfliche Kraft. Indem uns der «Lebendige Christus» das Empfinden der ungeheuren Schuld schenkt, in der wir Gottbenedigten unter seinem Kreuz zusammenbrechen, gibt Er uns bereits die Kraft der Erlösung, Besinnung auf Gott, das heißt Selbstbesinnung, die Kraft zur Umkehr, die Kraft zur Heimkehr, wie ein evangelisch-deutsches Herz das für uns so wesenlos gewordene Wort «Buße» umschreibt (gewiss im Blick auf Lukas 15). Erfahren wir uns unter dem Kreuz Christi gerichtet, so stehen wir, wenn auch zitternd wie ein Pflänzchen im Frühling, im neuen Leben. Dem Erschütterten wird ja zugleich die unendliche Kraft der Vergebung zu teil, von der wir als Kinder einst alle genau zu sagen wussten: «Aufs neue richten wir die müden Knie auf, erheben wir die lässigen Hände» (Hebräer 12.12). Oder schaffen und erfahren wir es: Siehe, ich mache alles neu (Offenbarung 21.5). Heiliges, ewiges Mysterium der Kraft des Kreuzes Christi, wie das Leben selber eben durchaus ein Mysterium ist.

**90** Ehrfürchtig forschend, aber in dieser Weltzeit nicht ganz erkennend, beten wir vor ihm an. Wehe uns, wenn wir uns mit dem kalten Verstande

seiner bemächtigen zu können vermessen. Es entflieht den Händen, die es zergliedern möchten. Einstmals, in der Zeit vom Tode Jesu an bis ins 5. Jahrhundert hinein, hat man sich bemüht, das göttliche Geheimnis in Worte zu fassen. Man musste es tun, wollte man es nicht sich in der Welt verflüchtigen lassen. So birgt denn das «Glaubensbekenntnis» das Geheimnis Gottes, wie ein Stein, den ich einmal bei einem Geologen sah, der «juveniles» (ursprüngliches) Wasser enthielt. Die lapidaren (wie in Stein gemeißelten) Sätze des Bekenntnisses schützen zwar seinen göttlichen Inhalt vor dem Zerfließen wie der Stein jenes Wasser. Allein das nur mit dem Verstand aufgefasste Bekenntnis der Kirche erweist sich eben doch im Gang der Geschichte als zu spröde, als dass es das Herz überwinden könnte. Sichtbare Kirche bedarf des hörbaren und lesbaren Bekenntnisses zur Abgrenzung ihres Seins gegen die Stimmen der Welt, zum Zusammenschluss der Kirchenlieder und Gemeinden zur Kirche. Aber «das Leben Gottes in Christo» strömt fort und fort aus dem Heiligen Geiste, gebunden an Sein ewiges Wort. Hier nur kommt uns das köstliche Geheimnis der Erlösung lebendig nahe, das uns glaubensgewiss und glaubensfroh in die Zukunft unseres Volkes [Klammer, vom Verfasser gestrichen: beileibe nicht in die des eigenen Leibeslebens] schauen lässt. Anders ausgedrückt: Das Bekenntnis muss von der Bibel her immer aufs neue «in den Herzen lebendig gemacht und erhalten werden». Sonst wird es zur bloßen Verstandesformel, die Ablehnung erfährt. Wie das gerade in unsern Tagen erkennbar wird.

**91** Man schildert die christliche Religion pessimistisch. Gewiss erwecken auch manche, die sich Christen nennen, den Eindruck unfruchtbarer Schwarzseher. Indessen Kopfhänger haben Jesum Christum durchaus falsch verstanden, haben ihn weder in sich noch in ihrer Mitte. Denn Er war die «vollkommene Freude», die er seinen Jüngern schenken will (Johannes 16.24).

Aber die Weissagung unseres Herrn vom Ende der Zeiten? (Matthäus 11.24) Ist sie nicht so schrecklich, dass man verzagen müsste? Ich gestehe, dass dieses wesentliche Stück der christlichen Predigt wohl als das letzte mir als innerer Besitz geschenkt worden ist in jenem Priel zu Bad Oeynhausen. Seitdem weiß ich, dass die Worte «vom Ende» dem reifen Christen ganz gewiss nicht zur Last werden können. Vielmehr hört der von Gottes in der Bibel wehendem Geist berufene, erleuchtete Christ die alles in Schatten stellenden, hinter sich lassenden Worte der Hoffnung: Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter, darum, dass sich eure Erlösung naht (Lukas 21.28). Ja, ich stelle geradezu die Frage an die Gemeinde: Ist nicht deshalb die Verkündigung der frohen Botschaft im Laufe der Jahrhunderte so «wenig wirkungsvoll» geworden, weil sie des Gerichtsernstes entbehrte und jenem seich-

ten Optimismus der durch die Frohbotschaft von Christo nicht getroffenen Welt das Tor öffnete und weil sie eben dieser Botschaft die Krönung nahm, die gewaltige Verkündigung, dass die gesamte Schöpfung erlöst werden soll?

Die Welt hat es festgehalten: «Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond» [Friedrich v. Kotzebue, 1802], aber die Christenheit vergaß zu predigen, dass ein neuer Himmel und eine neue Erde, ein neuer Aeon diese Zeit ablösen soll, das Reich Gottes, in dem Christus wiederkommen, in dem Sünde und Tod nicht mehr sein wird (Matthäus 24.30, Offenbarung 21.4.), da Gott abwischen wird alle Tränen (Jesaias 25.8.; Offenbarung 21.4). Das ist die kühne und frohe Erwartung des Christus durch seine hoffende, glaubende Gemeinde. Wo ist da Pessimismus? Liegt nicht in dieser Verkündigung vielmehr der stärkste Antrieb, unser Heil zu schaffen mit Furcht und Zittern? (Philipper 2.12).

**92** Die im seichten Optimismus und Liberalismus befangene Welt treibt – mit gutem Grund ob ihrer Ablehnung des Heiligen Gottes – Versteckspiel vor dem Gericht des Ewigen, vor dem eigenen Gewissen. Eine wache Gemeinde aber weiß, Jesus Christus ist die Wahrheit, nämlich auch die Wirklichkeit, der Weg, nämlich der Weg durch den Zusammenbruch aller menschlichen Gedanken über Gott hin zum Triumph des wiederkommenden Herrn und Königs. Er ist ja das Leben (Johannes 14.6) schlechthin, wie es sein Jünger Johannes an und in ihm schaute, das nach ihm griff, ihn aus der Welt des Todes riss, sodass er es jauchzend der Welt verkündigt: In Ihm war das Leben (Johannes 1.4). Und ihm nach erkennen Ihn noch immer die, welche sich von Jesu Christo finden lassen, «Kinder des Reiches» in allen Zonen und Völkern.

Mich dünkt deshalb, wir müssten mehr den in allen Zeiten und Zonen, sonderlich auf den Missionsfeldern, in Menschen gegenwärtigen Christus den Menschen bringen, der sich fort und fort als «der Lebendige» (D. P. Althaus) erweist. Gott ist der «Gott in uns», von dem auch das Neue Testament weiß, nach dem sich die Deutschgläubigen sehnen, ohne ihn zu finden. Ihrer aller Leben, eingegangen in die Geschichte des Reiches Gottes, liest sich wie die Fortsetzung der Apostelgeschichte und ist es auch. Wenn man hineinhorcht in die suchenden Herzen, was oftmals fruchtbringender ist als das auf sie Einreden, vernimmt man die leise und laut erhobene Frage: «Lebt Christus heute?»

**93** In Pniel (Bad Oeynhausen) hatte ich einmal ein Bändchen der Gedichte des von Christo ergriffenen Arbeiters und Dichters Fritz Woike aufgeschlagen liegen lassen, als ich das Zimmer verließ. Beim Wiederbetreten desselben

fragte mich das Stubenmädchen, von dem ich durch die leitenden Schwestern wusste, wie leer es noch in seinem Herzen aussah: «Lebt der Mann heute?» Da erfuhr ich das verborgene innere Anliegen der ratlosen Seele, der es darum ging, ob Christus noch heute sich seine Jünger sucht und zu Sendboten seines Reiches bildet.

Die römisch-katholische Kirche hat in ihrer fortgesetzten Selig- und Heiligsprechung in ihren Heiligen aller Nationen in freilich etwas stark entstellter Weise den gegenwärtigen Christus. Wir können niemand heilig oder selig sprechen; aber, so frage ich, warum zeigen wir nicht in Bibelstunden den in königlicher Macht fort und fort Menschen aus der Nacht in sein Licht reißen den Christus? Die Lebensbilder eines Fliedner, Wichern, E. M. Arndt, Hofacker, Vater Bodelschwingh, des älteren Blumhard, Samuel Zeller und anderer, aus deren Zügen heraus uns Christus anschaut, dürfen einfach nicht länger der Gemeinde vorenthalten werden.

**94** Welchen tiefen Eindruck machte es auf mich, als ich den Missionar Bracht – Prov. Hannover – erzählen hörte: «Ein junger Missionar wird nach Deutsch-Ostafrika ausgesendet. Er landet, ist noch nicht 24 Stunden auf der Station im Innern des Landes, da wird er bei einer Begrüßungs-Kaffeetafel auf der Veranda des Missionshauses, ehe die Brüder es hindern können, von einer grünen Schlange, der giftigsten Art im Lande, gestochen. Ein Bruder, der weiß, dass gegen dies keine irdische Hilfe möglich ist, bringt den also hart Betroffenen in sein Zimmer, wie man meint, aufs Sterbelager. Auf der Veranda aber erhebt sich der älteste der Brüder, wirft sich auf die Kniee und betet inbrünstig um die Rettung des Bruders. Die andern folgen: «Herr, es kann dein Wille nicht sein, deinen jungen Knecht, ehe er noch seine Arbeit beginnen durfte, abzurufen.» Nach einiger Zeit schaut man nach dem Kranken. Ein schweres Fieber hat ihn gepackt, aber zum Leben, nicht zum Tode. Nach der Krisis todmatt, hat er die Gefahr überwunden. Ein paar Jahre später stellt man beim Institut für tropische Erkrankungen in Hamburg fest, der Missionar trägt im Blute die Spuren von Malaria und anderen Erkrankungen und etwas, was man im Institut nicht kennt, was aber nur Schlangengift sein kann. Er lebt nach dem göttlichen «dennoch» aller menschlichen Erkenntnis zum Trotz. Wer hörte da nicht die Verheißung Jesu Christi durch die Zeiten klingen: Sehet, ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen (Lukas 10.19)?

**95** Es war im Anfang meiner pfarramtlichen Tätigkeit in der Adventszeit, da besuchte ich einmal meinen nächsten Amtsbruder, Pastor Gossmann, in Obernjesa. Wir kamen auf den Zweiten Artikel [des Glaubensbekenntnisses,

siehe §50] zu sprechen; da gab er mir als Kern und Stern seiner Christus-Erfahrung, bekennd: «In Ihm war das Leben». Einmal mit dieser Erfahrung beschenkt, erschließe sich ihm ein Stück des Bekenntnisses nach dem anderen. Darum sei er auch nicht beunruhigt, wenn der innere Gehalt eines der Bekenntnisstücke ihm noch verborgen bleibe. Jenes eine ganz Große enthalte doch sicher Alles. So sei ihm das «empfangen vom Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria» noch innerlich fern und noch nicht zu kraftspendendem Besitz geworden. Ihm fehle gleichwohl nichts. Vielleicht lägen die Dinge so, dass die Gemeinde nur jetzt diese Stücke noch nicht entbehren könne. Das Gehörte ließ mir keine Ruhe. Auch mir ward von Stund an das «In Ihm war das Leben» zum neuen Anfang, zum Ausgangspunkt tieferen Erkennens, das im Bekennen mündet. Wie ein Kristall in einer bestimmten Lösung sich bildet, indem nach ihr innewohnendem Gesetze alles heranschießt zu einem Kern, von diesem aus zum Kristall werdend, so bildete sich um dies eine Wort in meinem Innern das Bild des Christus «von Stufe zu Stufe», «von einer Klarheit zur andern».

Nun heißt es für mich nur noch ein Weilchen Geduld haben, der Vollendung zu harren. Über jenes «vielleicht» des ringenden Bruders bin ich längst hinausgeführt, wie er selber wohl auch zur Gewissheit gekommen ist, dass der strahlenden Heimkehr des Auferstandenen kraft der Allmacht des Vaters im Himmel notwendig auch ein alles überstrahlender Eintritt in die Erdenwelt entspricht. Einmal an die Seite des Herrn Jesus Christus aus der Verworrenheit gerissen, von der unvorstellbaren Allmacht und Güte Gottes (Erster Artikel) überwunden, sehe ich keinen Anlass mehr, am Geheimnis der Menschwerdung Jesu Christi zu zweifeln.

**96** Alle «religionsgeschichtlichen» Vergleiche der Geburt des Erlösers mit angeblich ähnlichem Eintritt anderer Religionsstifter (Buddha, Mohamed) in die Welt erscheinen mir heute nur als törichte Ausgeburten ungeistlicher Gehirne. Fördernd trat hinzu die philologische Erkenntnis, dass der Geist Gottes in der israelitischen Sprache, dem Hebräischen, weiblich vorgestellt wird, so dass die vermeintlichen Ähnlichkeiten der Zeugung Christi und Mohameds oder Buddhas in nichts zerfließen. Ich frage mich nur, wie es möglich war, dass die Menschen von dem, der ein Lügner von Anfang war (Johannes 8.44), sich auch nur eine Stunde, geschweige denn Jahrzehnte so täuschen lassen konnten, dass sie Ähnlichkeiten in der Geburt anderer Religionsstifter mit derjenigen Jesu Christi fanden. Es liegt hier der gleiche «satanische» Täuschungsversuch vor, der scharfsinnigste Gelehrte im 19. Jahrhundert annehmen ließ, der Mensch stamme von einer blöden Bestie ab, ohne dass ihnen wie ihren «an der Nase herumgeführten Schülern» (Faust

I, b. Reclam Vers 363) jemals der Gedanke kam, wie denn aus einem blöden Tierhirn das Menschenhirn sich entwickelt haben könnte, das die ganze Großwelt und Kleinwelt forschend und betrachtend in sich hineinzieht.

Jedem rate ich darum, die für deutsches Wesen so bezeichnende Erscheinung der Leichtgläubigkeit gegenüber angeblich gesicherten wissenschaftlichen Ergebnissen abzustreifen und sich mit einem gesunden Maß von Misstrauen zu bewaffnen. Satan ändert, nachdem es mit dem materialistischen Weltgebäude nichts war, sein Gewand. Aber er bleibt der alte, listige Seelenfänger. Seien wir auf der Hut als Christen!

**97** Andererseits wollen wir uns durch ein sich uns in irgendeinem Zeitpunkt des Lebens noch nicht erschließendes Bibelwort nicht aufhalten lassen in der geistigen Entwicklung. Gott wird schon Gelegenheit und Stunde finden, Licht über zu unserm Heile Notwendiges zu breiten. Wir wollen nicht handeln wie der Gelehrte Faust (Faust I, b. Reclam Vers 224/25): «Im Anfang war das Wort! Hier steck' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?» Übrigens hätte Goethe seinen Faust sich nicht so abquälen lassen mit der Übersetzung des «Logos», wenn er gewusst hätte, was philologische Forschung uns Heutigen erarbeitet hat, dass nämlich das griechische «Logos» offenbar Übersetzung der hebräischen und aramäischen Vokabel «Dabar» = «Wort» ist. Die hebräische Wurzel dieses Wortes «dbr» aber schließt nicht nur das «gesprochene Wort» in sich, sondern auch ein «tun», z. B. «vorwärtstreiben, führen, leiten». Wie denn auch in der deutschen Sprache manches Wort durchaus nicht «Gerede» sondern «Tat» ist. Welch ein ganz neues, helles Licht fällt von dieser Entdeckung auf das «und Gott sprach: es werde Licht!», wie auf Jesum Christum, das Fleisch gewordene «Wort Gottes»!

**98** Vor allem gilt mein Mahnwort der Jugend. Wir wissen aus der Erfahrung, Jugend braucht in der Unterweisung nichts mehr als stetiges Fortschreiten. Unterbrechen des Fortschreitens in der Sache zieht Erlahmen, schließlich den Tod der Anteilnahme am Stoffe nach sich. Da wir nun aber vor Gott stets Kinder, vor der Heiligen Schrift stets Schüler bleiben (Luther, Tischreden), so müssen wir auch als Erwachsene Sorge tragen, dass im Wachstum der Erkenntnis Gottes kein Stillstand eintrete. Wenn schon auf allen anderen Gebieten Stillstand Rückschritt ist, bedeutet er auf geistlichem Gebiete oft für lange Zeit, vielfach fürs Leben, den Tod.

**99** Fürst Otto von Bismarck war als 15-Jähriger von keinem geringeren als Schleiermacher eingeseget worden. Bald danach erlag er einer inneren Anfechtung: «Sollte der große Gott sich wirklich um dich kleinen Menschen

bekümmern?» Übrigens ein Schulbeispiel der Verstellung Satans, der, um uns von Gottes abzubringen, sich sogar ins Gewand der Demut hüllt. Die Folge jener teuflischen Vorspiegelung, die ja im Wort Gottes, das den Vater im Himmel auch den Sperling behüten lässt, keinen Grund hat, war für den jungen Bismarck ein Nachlassen, zuletzt ein Aufhören des Gebetsumgangs mit Gott. So, dass er bei der Verlobung mit der frommen, edlen Johanna von Puttkamer, die die «innere Wandlung» in seinem Leben mit Gottes Hilfe ins Werk setzte, an deren Vater schrieb: «Wie ich es die ganze Zeit habe ohne Gott aushalten können, ist mir jetzt ein Rätsel» (nach dem Gedächtnis niedergeschrieben).

Lernen wir daraus, dem allzeit angriffslustigen Versucher zu widerstehen und nicht gestützt auf eigene Einfälle (Luther sagt «Fündlein»), sondern gehorsam gegen Gottes Wort unser Leben zu gestalten. Stets auf der Wacht, damit «uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrügen noch verführen in Missglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster» (Luthers Erklärung zur Sechsten Bitte).

**100** Gewiss ist es schrecklich anzusehen, wie die Nachfahren Luthers bis in unsere Tage hinein das «Wort Gottes» als lebendige Kraft verloren und einen papierenen Papst daraus machten, den nachgerade natürlich die meisten Evangelischen verwerfen. Dennoch bleibt es dabei: Unser Heiland weist den Versucher dreimal mit dem heiligen, lebendigen «Es steht geschrieben» zurück (Lukas 4). Es bleibt dabei, was der Schreiber der «Sprüche» sagte: Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach Deinen Worten (Sprüche 119,9). Dies Wort gab mir die Mutter meiner Mutter, in die Konfirmationsbibel eingetragen, mit auf den Lebensweg. Es hat mich im Gewissen geleitet durch Warnung und Strafe, mittelbar durch den Ruf zur Buße, zur Heimkehr aus der Fremde ins Vaterhaus.

Wie dankbar muss ich am Ende meiner Tage für dies Wort sein! Mit der Tat durfte ich danken. Am 1. Dezember 1933 nahm ich im Kreise der Amtsbrüder zu Zeitz Abschied von meinem zweiten Berufe. Da bot sich mir – ungesucht, denn der Tag war ohne mein Zutun festgesetzt worden – das obige kleine Wort als Text zur Andacht dar als Losung der Brüdergemeinde für jenen Tag. Leben aus Führung! So konnte ich erfahrenen Segen weitergeben gerade in einem Zeitpunkt, in dem das Ringen um die Bibel Alten und Neuen Testaments die Gemeinde des Herrn in zwei Teile aufzuspalten drohte.

**101** Gottes Wort bleibt sich selber gleich, Urquell der Kraft für Kleine und Große! Welches Fürstenhaus und welche andere Familie schöpfte nicht Segen

aus der Ermahnung der Königin-Mutter an den Sohn, nicht den Umgang mit verderbten Frauen zu pflegen? (Sprüche 31.3). Welches deutsche Haus fände nicht Segen in dem «Lob des tugendsamen Weibes»? (Sprüche 31.10/31)

Erst als Otto von Bismarck den Weg zur Bibel und durch sie zu Gott zurückfand, konnte ihn der Lenker der Menschen und Völker als sein Werkzeug gebrauchen, das Deutsche Reich, das Zweite Reich, im Feuer der Schlachten, auf den Gefilden der Diplomatie und der Kriege zu schmieden. Wie hat doch dieser ganz Starke in den Stürmen der Welt gestanden, ein Urbild germanisch-deutschen Mannestums, gestützt auf Gottes Wort! Als ihn am Morgen nach der Schlacht bei Sedan, am 2. September 1870, der Reitknecht aus kurzem Schlummer weckte, der General und Kanzler sich schnell in die Uniform warf, um zur Übergabeverhandlung mit General Wimpffen und Kaiser Napoleon III. zu eilen, fand der getreue Diener das «Buch der Psalmen» noch aufgeschlagen auf dem Feldbett.

In Gottes Wort Alten Testaments hatte der deutsche Recke nach dem aufregenden Schlachttage mit seinem welterschütternden Ergebnis das Gleichgewicht der Seele, die Kraft für die Aufgaben des neuen Tages gesucht und gefunden. Uns ist auch ein Büchlein «Losungen der Brüdergemeinde», Eigentum des Eisernen Kanzlers, erhalten, das der Gewaltige mit seinen Randbemerkungen versehen hat, ein lebendiges Zeugnis für die Wirklichkeit des Sinnspruches: «Vor den Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm!» Wie dankbar dürfen wir doch dem Allmächtigen sein, dass er dem deutschen Recken, dem deutschesten der Deutschen nach Luther bis in die Jetztzeit, jene glaubensstarke Frau zugeführt hat. Leben aus Führung!

**102** Wie denn meine Mutter mir als Jüngling zu sagen pflegte: «Die Lebensgefährtin gilt es weniger zu suchen, als acht zu geben, wenn sie einem von Gott über den Lebensweg geführt wird.» Ich kenne keinen Mann, der am Ende seines Lebens solche «Weisheit von oben» bereut hätte, wie ich andererseits genug Männer beobachtet habe, denen die Nichtbefolgung jener Weisheitsregel zum Verhängnis wurde. Dies zur Besinnung der Menschen in einer Zeit, in der der Zerfall der Ehe die schlimmste, die unheildrohendste der Verfallserscheinungen des deutschen Volkes ist, herbeigeführt durch die Verdrängung von Gottes Gebot beim Eingehen der Ehe zugunsten von Götzen wie Geld «in bar» und in der Gestalt von Haus und Hof. Dass Ehen weithin nicht mehr «im Himmel geschlossen werden» – unter Gottes Leitung –, sondern aus fast nur «fleischlichen» Gründen, wird nachgerade zur «Axt an der Wurzel» des deutschen Volkes (Matthäus 3.10). Gott sei Dank geht auch auf diesem heiligen Felde im Augenblick ein deutsches Erwachen vor sich.

**103** Wie schön ist es doch, dass der nationalsozialistischen Staat die Ehe als die Keimzelle von Familie, Gemeinde und Volk grundsätzlich rein, lebensfroh und lebensstark erhalten und aufs neue gestalten will. Das verpflichtet uns, die wir Deutsche und Christen sein wollen, zum Danke gegen Gott, der uns die «nationale Regierung» unter Adolf Hitler schenkte. Aber niemand, der die Dinge des Lebens vom Standpunkt der Ewigkeit zu schauen gelernt hat, wird von den Maßnahmen des Staates das Letzte erwarten können. Die Souveränität des Staates hat offenbar am «Geheimnis des Lebens als des geistlichen Menschentums» eine Grenze, die er nicht hinwegräumen kann. Wir bedürfen alle, nicht am wenigsten die vordem herrschenden Kreise, aufs neue einer ganz tiefen Auffassung von Gottes Gebot, wie es uns Luther in der Erklärung des Ersten Hauptstückes [des Katechismus], getragen von der Bergpredigt und dem höchsten Gebote der Bibel gegeben hat: «Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten» (3. Mose 19.18, 5; Mose 6.5; Matthäus 22.40).

**104** Mancherlei ist an diesen «Gottesworten in Gottes Wort» von entscheidender Bedeutung und geradezu schicksalhafter Inhalt für den einzelnen, für unser Volk, ja für die Völkerwelt:

1. Jesus Christus, Gottes Sohn, sieht die höchste Offenbarung der Gottesforderung, über die auch Er nicht hinausgeht, die Er vielmehr nur aus dem Schutt der menschlichen Meinungen und Zusätze wieder hervorholt und auf den Leuchter stellt, im Alten Testament.

2. Jesus Christus, Gottes Sohn, schaut und lehrt, dass Liebe zu Gott ohne Liebe zu dem Nächsten unmöglich ist. Er entscheidet damit endgültig auch über ein «Christsein ohne Tat» vernichtend, wie er andererseits diese Tat nicht als möglich erachtet, es sei denn, dass man zuvor und immer wieder vom Licht und von der wärmenden Liebe Gottes zu uns überwunden ist.

3. Gott, der Herr, senkte seine Offenbarung als unvergängliches, immer sprießendes Samenkorn in die Geschichte. Unsere christliche Religion bindet uns damit an die Geschichte, damit auch an Familie, Volk, Staat, Völkerwelt durch sein ewig in der Welt gültiges, die ganze Welt fordernd anredendes Wort! Damit «stopft» der Herr, Jesus Christus, ein für allemal jedem Schwärmertum - das Wort kommt nach Luthers Tischreden vom lauten Durcheinander-schwirren betäubter, wild gewordener Bienen - «das Maul» (Matthäus 22.34).

4. Jeder nicht im Gewissen Verwirrte erkennt, dass nur der Menschensohn Jesus Christus das vornehmste Gebot Gottes erfüllt. Christliche Religion kann und wird deshalb niemals etwas anderes als Christus-Religion sein. Die Person Jesu Christi ist niemals von Werk und Lehre zu trennen. Der Apostel Paulus stellt das in völliger Übereinstimmung mit den Aposteln und Evangelienverfassern fest. An diesem Felsen werden alle gegen Paulus anrennenden Angriffe zerbrechen wie Glas am Diamantfelsen.

**105** Wie tief aber Jesus Christus und sein Wort in der Geschichte in die Seele der Deutschen eingegangen ist, dass lehrt uns ein kerndeutscher Mann wie Ernst Moritz Arndt, der deutscher und evangelischer Christ war, wie Luther evangelischer Christ und Deutscher war:

*1. Ich weiß, woran ich glaube,  
Ich weiß, was fest besteht,  
Wenn alles hier im Staube  
Wie Sand und Staub verweht.  
Ich weiß, was ewig bleibet,  
Wenn alles wankt und fällt,  
Wo Wahn die Weisen treibet  
Und Trug die Klugen prellt.*

*2. Ich weiß, was ewig dauert,  
Ich weiß, was nimmer lässt;  
Auf ew'gen Grund gemauert  
Steht diese Schutzwehr fest.  
Es sind des Heilands Worte,  
Die Worte fest und klar;  
An diesem Felsenhorte  
Halt ich unwandelbar.*

*3. Auch kenn ich wohl den Meister,  
Der mir die Feste baut:  
Er heißt der Fürst der Geister,  
Auf den der Himmel schaut,  
Vor dem die Seraphinen  
Anbetend niederknien,  
Um den die Engel dienen;  
Ich weiß und kenne ihn.*

*4. Das ist das Licht der Höhe,  
Das ist der Jesus Christ,  
Der Fels, auf dem ich stehe,  
Der diamanten ist,  
Der nimmer mehr kann wanken,  
Der Heiland und der Hort,  
Die Leuchte der Gedanken,  
Die leuchtet hier und dort.*

*5. Drum weiß ich, was ich glaube,  
Ich weiß, was fest besteht  
Und in dem Erdenstaube  
Nicht mit als Staub verweht;  
Ich weiß, was in dem Grauen  
Des Todes ewig bleibt  
Und selbst auf Erdenauen  
Des Himmels Blumen treibt.  
(Prov. Sächs. Gesgb. 158)*

Das Verhältnis von Deutschsein und Christsein steht erneut, Gott sei es gedankt, zur Erörterung. Wohlan! In Luther und E. M. Arndt ist die Frage gelöst. Deutsche, evangelische Gemeinde, verharre in deiner Geschichte, durch die dich Gott in Jesu Christo geführt hat und noch führt. Nüchtern, ohne lärmende Schwärmerei. Blicke um dich! Lenin und die Seinen sind Schwärmer. Sie machen nicht Geschichte, sie sind das Ende eines Volkes, wenn Gott die Geißel nicht wegnimmt.

**106** Wohl könnte ich nun das «vornehmste» Gebot verlassen, aber ich will doch noch das eine deutlicher herausstellen, das einer ausführlichen Betrachtung bedarf: «Christusreligion», wie ich eindeutiger als «christliche Religion» sage, und Sittlichkeit sind nicht Lebensbetätigungen, die man getrennt voneinander ausüben kann. Die auf den Kathedern geübte Trennung von Religion und Ethik mag für unseren die Dinge nach- und nebeneinander erkennenden Verstand nötig sein; für das christliche Leben – und nur solches hat Christusreligion zum wirkenden Grunde – gilt dies: Nur in innerster Verbindung mit der Bruderliebe kann ein Mensch wirklich Gott lieben. Nur aus der Liebe zu Gott heraus kann ein Mensch wirklich Bruderliebe erweisen. Wie sagt doch der Erlöser? Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir getan. Was ihr nicht getan habt

einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, dass habt ihr Mir auch nicht getan. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben (Matthäus 25.40; 45.46).

**107** Wie herrlich und ebendeshalb auch nüchtern = wirklich, wahrhaftig ist doch christliche Religion als Christusreligion! Nichts da von bloßem Scheinfrommsein mit Gedanken und Worten! Es gibt keine christliche Frömmigkeit ohne die fromme Tat. Tröstlich für die Mühseligen, die nicht viel denken und reden können. Es gibt aber auch keine echt-fromme Tat ohne den Beweggrund der Liebe zu Gott. Den Weg zur Liebe zu ihm aber öffnet uns Gott durch das Kreuz seines Sohnes und seine Auferstehung, die großen Gottestaten, die unsere starren Herzen erweichen wollen und sollen. Gottestaten, von denen, seitdem sie weltgeschichtlich geworden sind, nicht mehr geschwiegen werden wird, bis die Wiederkunft Christi dieser Weltzeit ein Ziel setzt. Der Erkenntnisweg, den ich geführt bin, ist er nicht im Grunde wie alles Große erhaben einfach? Wie viel fein Gebildete haben es mir je und je geklagt, dass man ihnen den Kern der Religion nicht «einfach genug» gegeben hat; und wirklich hat nur das Einfache überwindende Kraft.

Darum ist es die große Aufgabe der Kirche, ihrer Theologie, die Kreuzesreligion immer wieder aus der Umstrickung und «Überlagerung» durch Kunst und Philosophie zu befreien. Weil die Theologie des 19. Jahrhunderts zu viel Menschenmeinung mit dem Wort der Heiligen Schrift mischte, ward sie schuldig an dem Zusammenbruch der deutschen evangelischen Gemeinde. Denn nicht in der Angleichung der Gedanken Gottes an die Gedanken der Welt liegt die Kraft der Kirche, sondern in dem die Christen ganz anders als alles übrige Leben bestimmenden Leben; in dem «in Christo verborgenen Leben» liegt die Siegeskraft der Kirche.

**108** In Anerkennung dieser Tatsache habe ich es mir deshalb während meiner Tätigkeit im Pfarramt zunehmend zur Pflicht gemacht, immer seltener von der Religion, immer öfter von Jesu Christo zu den Menschen zu reden zu versuchen, ihnen eine Begegnung mit Christo zu vermitteln, wie man sie mir in Pniel (Bad Oeynhausen) vermittelt hat. Gelegentlich konnte ich im vertrauten Kreise erweckter Christen das scheinbar widerspruchsvolle Wort wagen: «Die Religion muss sterben, damit Christus in uns lebendig werde.» Denn in vielen Gesprächen mit den Leuten wurde es mir klar: Religion haben, wie es die Menschen vielfach so eben hersagen, verpflichtet zu nichts. Religion ist ein gar weiter Begriff, noch dazu in ein uns Deutschen fremdes Wort gehüllt, dessen Sinn auch gelehrten Menschen oft unklar bleibt.

Im Frühling dieses Jahres las ich im Evangelischen Kirchenblatt für Görlitz das treffliche Wort: «Religion heißt Wollen». Damit kann die evangelische Gemeinde der Deutschen aus dem willenslosen Hindämmern, Schlafen, Sichttreibenlassen herauskommen. Ein feuriger Jungkommunist sagte vor wenigen Jahren einmal zu einem Altersgenossen eines christlichen Jugendvereins: «Zu euch gehe ich nie; ihr wollt ja nichts!» In diesem kurzen Wort bricht die ganze Not christlicher Vereinsarbeit auf. Sie ist in der Tat wertlos, wenn die in christlichen Vereinen zusammengefassten Glieder der Kirche nichts wollen. Denn bloße Gefühls-Anwandlungen, wie sie recht viele Christen der Welt ausschließlich zeigen, will der «Herr des Lebens» nicht haben. Man lese nur, wie Er die schwärmerischen Frauen von sich abschüttelt (Lukas 11.28) und wie Er das bloße Mitleid mit seinem Sterben als wertlos verwirft (Lukas 23.28), wie Er die Musiker und Klageweiber als Gott am Werk hemmendes Völkchen aus dem Trauerhause treibt (Matthäus 9.23).

**109** Wenn man sich von der Hohlheit unseres derzeitigen Gemeindeglaubens ein Bild machen will, so brauchte man nur an das oft würdelose, weil glaubenslose Verhalten unserer Getauften am offenen Grab ihrer Lieben zu erinnern. Nichts da von sieghaftem Gewisssein, dass der Tod die Pforte zum Leben ist, von der Freude, dass ein müder Wanderer das Ziel erreichte, das Vaterhaus fand, ein Arbeiter zur ewigen Feierstunde kam, ein Leidgeprüfter dem Land der Tränen entnommen wurde, ein Kämpfer zum Frieden gelangte. Ein Jammern und Flennen, ebenso unmännlich wie unchristlich, scheint anzudeuten, dass man den Toten gewisslich für immer verloren gibt. Aller lebendige Glaube, an Jesus Christus gebunden durch den Tod ins Leben zu gehen, ist in die weithin restlos unverstandenen Symbole Kreuz, Siegerkranz, Palme übergegangen. Die Herzen aber sind leer.

So hart es für unsere Ohren klingt, ich muss es doch aussprechen: Jener Kommunist, der am Grabe seines toten Bruders auf dem Friedhof in B. ein paar Blumen hinabwarf mit den Worten: «Auf Nimmerwiedersehen!», gab nur ehrlich dem Ausdruck, was die Masse der Namenschristen empfand. Wie so manche kirchliche Sitte ist die der Beerdigung der Verstorbenen ihres Sinnes entkleidet, ja in den Widersinn verkehrt worden, zum Spott für die Ungetauften. Wie sagt doch der Fürst des Lebens? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Matthäus 7.20). Man möchte sein Haupt verhüllen, wenn man annehmen muss, dass das Verhalten der Gemeinde an den Gräbern die Frucht der Predigt bedeutet. Unter den Anfechtungen, die dem Pfarrer aus seinem Amte erwachsen, ist die der Bestattungsfeiern eine der größten. Ich habe mich von Jahr zu Jahr mehr dazu entschlossen, Grabreden als

Missionspredigten zu halten. Trostpredigten entbehren ihres Sinnes vor dem Evangelium entfremdeten Christen.

110 Das alles liegt nun hinter mir. Und ich wende mich wieder dem «Leben» zu an der Stelle, da ich in diese Betrachtungen abbog, an der Heiligen Ehe. Dass sie den Nachkriegsmenschen zu einem Problem wurde, an dem der kritische Verstand mit seiner Zersetzung und Verneinung zu nagen wagte, ist der vollgültige Beweis für unseren Menschen-Bankrott im Gefolge des Liberalismus, Individualismus, Idealismus, Materialismus und alle der anderen «-ismen», bloßer Gehirnerzeugnisse, die den «Tod des Lebens» in sich tragen. Wer nicht mehr mit Jesus Christus die Ehe als Ur-Setzung aus des Schöpfers Hand (1. Mose 1.27/28) hinnehmen kann und mag, ein Gesetzsein, das auch nicht einen Hauch des Zweifels, ohne Schaden anzurichten, erträgt, ist schon Gott-fern, deshalb dem Tode verfallen. Wehe dem Volke, das Gold- und Gelddenken und alles Tödliche, was daraus folgt, in diese «Ur-Setzung» hineinträgt – es muss sterben. Wie denn auch wir Deutschen gewisslich sterben müssten, weit schneller als die lebensblinden Volksgenossen es ahnen, gelänge es nicht, das Steuer in 12. Stunde herumzuwerfen, unsere Ehe wieder von den materiellen Fesseln zu befreien, in die sie seit etwa 1875 geschlagen wurde.

111 Ehe – das Wort umhüllt das Gottesgeheimnis des Lebens, zu dessen Hüter nur der Mensch bestellt ist. Und er bleibt nur Mensch, solange er vor diesem Geheimnis in Ehrfurcht steht. So unendlich tief ist das Geheimnis Gottes, das Er in die Ehe hineinlegt, dass die ganze Bibel davon erfüllt ist, dass nicht nur der Mann oder nur das Weib «der Mensch» ist, sondern eben die gottgeschaffene Zweiheit. Wie tief hat doch der schlesische Arbeiter und Dichter Fritz Woike in den heiligen, unergründlich tiefen Lebensquell geschaut, dem das zum Ebenbilde Gottes bestimmte Menschenleben fort und fort entquillt:

*Preis sei dir  
Goldener Ring  
Heiliger Zweiheit!  
Den Gott geschmiedet  
im Paradiese  
Um Mann und Weib,  
Dass sie eins würden durch Liebe.*

*In Deinem Frieden  
Ruhst, tief geborgen,  
Schicksal der Menschheit...  
Raunt flüsternd  
Das Geheimnis des Lebens  
Sein ewiges Lied.  
Hebt schauernd in Wonne  
Die blaue Blume  
Des Glückes  
Ihr träumendes Haupt.*

*Preis sei dir, goldener Ring  
Heiliger Zweiheit...!*

(Fritz Woike, Recke dich ins Licht empor, 1930 b. Emil Müller, Barmen)

*Wenn zwei Menschen  
Flammendurchbraust sich finden,  
Und ihre Kräfte  
Glückdurchzittert sich einen,  
Tritt über die Schwelle  
Ihres Gemaches  
Gottgerufen  
das Leben  
Und haucht in die Flammen  
Den Atem  
Der Ewigkeit.*

(Fritz Woike, Von Wegfahrt und Heimkehr, 1927, b. Emil Müller, Barmen)

**112** Die Heilige Schrift bezeichnete die Ehe als das heilig-unmittelbare Verhältnis eines Mannes zu seinem Weibe. So kann denn auch Hosea seine unglückliche Ehe als das Abbild der Treue Israels gegenüber seinem Gott erkennen. Der größte der Apostel aber sieht in der echten Ehe das Abbild des göttlichen Verhältnisses des Herrn Jesu Christi zu seiner irdischen Gemeinde: Das Geheimnis ist groß; ich sage aber von Christo und seiner Gemeinde (Epheser 5.32).

Erhaltung und Sturz eines Volkes kündigt sich darum unwiderleglich in der Heilighaltung seiner Ehen an. So schreibt der evangelische Geschichtsschreiber, Oberst Graf Yorck von Wartenburg: Den besten Maßstab zur Schätzung der sittlichen Kraft eines Volkes gibt immer der

Zustand der Ehe bei ihm ab (Weltgeschichte in Umrissen, S. 207, Berlin 1914 b. Müller & Sohn).

**113** Fröhlich sehe ich hier wie bei zahlreichen anderen Lebensfragen den Nationalsozialismus in der Kraft Gottes aufbrechen, nachdem die Kirchen beider Konfessionen der widergöttlichen Welle nur geringen Widerstand geleistet haben. Der Nationalsozialismus führt ganz im Einklang mit der ganzen Bibel, gegen die sich freilich manche Persönlichkeiten in ihm sträuben, das deutsche Volk zum Boden zurück. Vor unsern Augen erfüllt sich das Wort des Propheten Jesaias (5.8): Wehe denen, die ein Haus an das andere reihen und einen Acker zum anderen bringen, bis kein Raum mehr da ist, dass sie allein das Land besitzen. Wie kommt doch gerade jetzt das Gesetz Gottes wieder zum Durchbruch, in dem das Volk unter Aufteilung unhaltbar gewordenen Großgrundbesitzes, der in Jahrhunderten zusammengebracht wurde, wieder Besitz von seinem Boden ergreift! Wenn heute in Deutschland wieder der Bauer in seine Bestimmung im Leben des Volkes zurückversetzt wird und das Reichserbhofgesetz den Hof unverkäuflich macht, was ist das anderes als das Wiederaufleben des Gottesgesetzes: Du sollst das Land nicht verkaufen immerdar! (3. Mose 25.23)

Wahrlich, Gott führt – für jedermann erkennbar –, indem gerade Männer des Nationalsozialismus, dessen Vertreter das Alte Testament vielfach verwerfen, genau nach ihm handeln! Die ganze Volkswirtschaft wird vom Nationalsozialismus nach Gottes gnädigem Willen umgestürzt, zurückgeführt aus der Gefangenschaft des Liberalismus zu den Quellen des Lebens, wie sie aus Gottes Geist in der Bibel strömen.

**114** Noch sind vieler Augen, gerade auch der Nationalsozialisten, durch die Entartungserscheinungen im jüdischen Volke unserer Tage so geblendet, dass sie über dem seit Jesu Christi Tode unter dem Fluch der Vaterlandslosigkeit lebenden Volke die Gottesoffenbarung an alle Völker im Alten Testamente nicht mehr zu sehen vermögen. Ob der Reichsjustizminister wohl weiß, wie er alttestamentlicher Gottesordnung in dem entchristlichten Volke auf den Thron hilft, wenn er betont, dass die Strafe erst Vergeltung, danach erst Sühne bedeutet? Hören wir hier nicht das: «Auge um Auge, Zahn um Zahn» der Alten? (2. Mose 21.24)

Wahrlich, wir bewussten deutschen evangelischen Menschen stehen dem ungeheuren deutschen Geschehen unserer Tage nicht ablehnend oder blind gegenüber. Vielmehr stehen wir, die Hand an der Bibel, staunend vor der Tatsache: Gott, der lebendige Gott, führt! «Er steht über, hinter, vor seinem

Wort», wie eine fromme schwedische Christin in Pniel (Bad Oeynhausen) eines Tages zu mir sagte. Gesetz und Evangelium! Beide werden sein bis auf den Tag Christi. Darum bejahen wir froh und dankbar den Staat Adolf Hitlers, dankbar gegen Gott, der über seiner Schöpfung wacht und will, dass in ihr «die Botschaft vom Heile» gepredigt werde.

**115** Was ist die Parole der nationalsozialistischen Regierung «Gemeinnutz geht vor Eigennutz» anderes als Umwandlung des Goldes der Offenbarung in handliche Münze: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, oder: Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen (Galater 6.2)?

Darum haben wir bibelgläubigen, alles an der Heiligen Schrift messenden deutschen, evangelischen Christen keinen heißeren Wunsch, als dass die regierenden Männer Deutschlands ihre Sendung als im Einklang mit Gottes Wort stehend mehr und mehr erkennen und aus solcher Erkenntnis heraus einer nur aufs Wort Gottes sich gründenden deutschen, evangelischen Kirche (Gemeinde) Vertrauen schenken mögen. Denn es gibt schlechterdings für den nationalsozialistischen Staat keine stärkere Verankerung als die Verankerung in den Herzen einer nur aus Gottes Wort alle Bürgertugend schöpfenden deutschen, evangelischen Gemeinde.

**116** Wir bewussten deutschen, evangelischen Christen freuen uns, wie der Nationalsozialismus Kehraus hält mit dem ganz unbiblischem Pazifismus, der die Ursache wurde für Niederlage, Entmannung unseres Volkes am 9.11.1918. Ich habe jenem Pazifismus niemals verfallen können. Das Studium der Geschichte, der Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie in der Bibel verzeichnet ist, hat mich davor bewahrt. So auch jener Brief Helmuth von Moltkes an die Akademie der Wissenschaften in Paris, in dem der große Schlachtendenker ausführt: «Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner; der Krieg ist in Gottes Weltordnung (für die sündige Welt) begründet» (Unser Moltke, Mittler und Sohn, Berlin S.W. 1900)

Später lernte ich als Theologe, dass zur Herbeiführung eines ewigen Friedens ein Bruch der Menschen mit der sündigen Vergangenheit, die Setzung eines ganz neuen Anfanges, Voraussetzung ist. Zu beidem ist der unerlöste (Jesus Christus: der nicht wiedergeborene) Mensch nicht fähig. Der Versuch, vom Menschen aus, so wie er ist, ewigen Frieden zu schaffen, bedeutet aufs letzte gesehen die titanische, schwärmerische Auflehnung gegen Gottes Weltordnung. Ewiger Friede wird erst am Ende der Tage sein, wenn Gottes Reich «von oben» hereinbricht, aller Erdengeschichte dieses

Aeons ein Ende bereitend. So bedeutet auch jenes Wort des Jesaias vom ewigen Frieden durchaus Verheißung, Prophetie auf die Endzeit: Er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Flugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegern lernen (Jesaias 2.4).

Wenn aber unser Herr und Meister spricht: Liebet eure Feinde (Matthäus 5.44), so besagt das Wort im Textzusammenhang nichts gegen den Kampf der Nationen gegeneinander. Vielmehr wird den Jüngern Jesu Christi der Wille Gottes aufgezeigt, vom Hass gegen die Feinde, die als stets gegeben vorausgesetzt werden, abzulassen. Warum denn? Weil der Feind gar nicht Menschen beleidigt, sondern Gott, also in Aufhebung der Bruderliebe sich über das Gesetz Gottes frevelnd erhebt. Lieben bedeutet überdies im Munde des Herrn Jesus Christus nicht schwächliche Menschenliebe, etwa nur Nachsicht haben mit dem Rechtsbrecher, sondern tiefstes Erbarmen mit dem Verlorenen, der sich aus der Gemeinschaft Gottes ausschließt: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun» (Lukas 23.34).

**117** Jesus Christus weiß auch von gerechter Härte als Ausdruck echter Liebe und handelt danach mit strafendem Wort und Strafen der Tat, die uns manchmal recht herbe anmuten. Oberst Graf Yorck von Wartenburg sagte in seiner Weltgeschichte in Umrissen (S. 191/92) zu dieser Lehre Christi: «Es würde nicht richtig sein zu glauben, dass nur die Lehre Christi das für uns wirksame Ergebnis seines Daseins sei, nein, auch das Leben Christi ist es nicht minder. Solche Lehren, wie sie das Evangelium predigt, sprachen auch andere schon aus, aber nur Christi Persönlichkeit machte sie zur weltbewegenden Tat. ‚Liebet eure Feinde‘, das ist eine göttliche Lehre, deren Erhabenheit auch vor Christus schon erkannt worden war, eine Forderung, welche beweist, dass der Mensch gut zu sein vermag, dass er das Tier in ihm zu überwinden vermag; allein auf den Gang der Welt und ihre Geschichte hat diese Lehre ihren Einfluss erst auszuüben vermocht, seit sie nicht mehr bloß Lehre blieb, sondern in Christi Person ihre Verwirklichung in Tat und Wahrheit fand.» Ich füge hinzu, dass wir Menschen nur in der Gemeinschaft mit Jesus Christus die Kraft zum «wirklichen Gutsein», nicht nur zum «äußerlichen Guttun» empfangen.

**118** Im übrigen vermag man auch im Verkehr mit den Mitmenschen ganz nüchtern aus dem Heilandsworte die Lehre ziehen, dass man acht haben soll auf alles, was ein schmähernder Feind über uns sagt. Oft zieht man dar-

aus mehr Nutzen (Förderung des Innenlebens) als aus dem Schweigen oder Schmeicheln von Freunden. Gewisslich habe ich einst als junger Offizier aus dem hasserfüllten Worte eines Kameraden, das ich der Vergessenheit anheim gebe, Licht auf dem Weg zur Selbsterkenntnis bezüglich eines erheblichen Charakterfehlers empfangen. Jener Kamerad hat bestimmt keinen Vorteil aus dem Hasse gezogen, mir aber ward sein Wort zu einem Helfer im Sinne des Paulus-Wortes: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen (Römer 8. 28).

**119** Auf die blutigen Auseinandersetzungen der Völker angewandt, sagt der Befehl Jesu Christi dies: «Nicht der Krieg an sich ist in dieser Weltzeit das furchtbarste, wirklich gemein daran ist, wie es die Weltpresse 1914–18 tat, dass die ringenden Völker nicht mehr das Eingetauchtsein in die ernste Notwendigkeit des Krieges als eines Gerichtes Gottes über die Menschensünde auf beiden Seiten sehen, sondern ekle Kübel aus Hass geborener Ehrabschneidung über den Gegner ausgießen. Ist doch der Krieg eben ein Zuchtmittel in der Hand Gottes für Sieger und Besiegte, ein heilig-ernster Spiegel, in welchem Menschen und Völker immer wieder ihr wahres Antlitz, von Eigennutz entstellt, erkennen müssen. Niemals werden fader Liberalismus und seichter Optimismus dem ewigen Gott diesen Spiegel aus der Hand reißen.»

**120** Über das alles hinaus muss der Krieg in Gottes Hand dem Kommen des Reiches Gottes dienen. Nicht wir Menschen bestimmen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen (Apostelgeschichte 17.26). Niemals wird ein durch äußere Umstände begünstigtes, aber «im Mark verdorbenes Volk» (Karl Gerok, Deutsche Ostern, deutsche Worte an welsche Städte) auf die Dauer das sittlich tüchtigere niederhalten können. Andererseits lässt Gott einem Volke, das nach seinem Gesetz leben will, dem Kommen des Gottesreiches aufgeschlossen bleibt, Recht und Macht, sich auszubreiten, ja zur Zuchtrute eines Nachbarvolkes zu werden.

**121** Man lese nur das Alte Testament, wie der Gott der Völkerwelt Völker kommen und gehen heißt, und man wird mit diesem Licht und Maßstab in der Hand erkennen, wie der Allmächtige das Zepter führt in ewiger Gerechtigkeit durch Kriegs- und Friedenszeiten. Man halte sich auch die kriegsgeschichtliche Erfahrung vor Augen, dass noch nie ein Volk infolge militärischer Niederlage unterging für alle Zeiten, wohl aber durch den Abfall von Gott, Verleugnung seiner sittlichen Pflicht im Wohlleben siegreichen Friedens.

**122** Cannae ist das weithin leuchtende Beispiel furchtbarster Niederlage (216 v. Chr.) eines Volkes, welcher gleichwohl die Erhebung folgt. Kaum irgendwo in der Weltgeschichte zeigt sich das Eingreifen Gottes so deutlich als gerade im «männermordenden» Kriege. So auch inmitten der Niederlage Roms bei Cannae. Hannibal, der geniale Sieger, nutzt die vernichtende Niederlage des Gegners nicht aus, marschiert nicht auf die Hauptstadt Rom, sondern nach Kampanien. Ein der Vernunft geradezu hohnsprechender Vorgang! Hören wir darüber den uns durch den Tod nach menschlichem Ermessen zu frühe entrissenen Obersten Graf von Yorck von Wartenburg, den begabten Generalstabsoffizier, sprechen, der würdig gewesen wäre, im Weltkrieg unser herrliches Heer statt jenes wohl klugen, aber kranken Generals von Moltke zu lenken, der uns 1914 führte: «Dass der große Feldherr, der größten einer aller Zeiten, so fehlgreifen konnte, das ist auch einer jener geschichtlichen Augenblicke, wo eine Leitung der menschlichen Geschicke deutlich hervortritt und wo man deutlich erkennt, dass eben Roms Untergang «hypermora» (=gegen die menschliche Bestimmung) gewesen wäre, Roms Triumph dagegen der dem Menschengeschlecht bestimmten Zukunft entsprach». Treffend bemerkt bei dieser Gelegenheit Livius (römischer Geschichtsschreiber), dass die Verzögerung eines Tages genügt hätte, um Stadt und Land zu retten.

**123** Der Apostel aber sagte von der Menschen Geschlechtern, dass Gott ihnen Ziel gesetzt, zuvor ersehen [habe], wie lange und wie weit sie wohnen sollen. Warum musste Gustav Adolf bei Lützen am 6.11.1632 fallen? Welche unabsehbare Wirkung für Deutschland und die Welt musste ein Sieg des Königs für die Sache des Evangeliums haben, wenn der Glaubensheld am Leben blieb! Es war nicht Gottes Wille, dass damals die evangelische Sache über Rom und den römisch-deutschen Kaiser triumphieren sollte, ein im evangelischen Glauben geeintes Deutschland unter nordischer Führung entstünde (Weltgeschichte in Umrissen, S. 146).

**124** Warum musste Friedrich der Große im Zweiten Schlesischen Kriege nach vollkommenem Siege und bereits vor den Toren der Hauptstadt seiner großen Gegenspielerin, der königlichen Frau [Maria Theresia], vom Bündnis mit Frankreich und Bayern zurücktreten und so das Habsburgerreich retten? natürlich kann man einigermaßen zutreffende Vermutungen aufstellen, etwa den Gedanken, dass er nicht im Bunde mit dem Erzfeind einen deutschen Staat niederwerfen wollte, oder den anderen, dass das Haus Wittelsbach in diesem Falle die Nachfolge in Österreich antreten werde und so einen geeintes römisch-katholisches Oberdeutschland einem noch nicht geeinten protestantischen Nieder-Deutschland gegenüberstehen würde.

Von solchen und anderen Gedankengängen findet sich indessen in Briefen des Königs an die vertrautesten Persönlichkeiten, in eigenen Tagebuchaufzeichnungen, Staatsakten auch nicht eine Silbe. Genug, der Waffenstillstand von Klein-Schnellendorf wird Tatsache, eine Tatsache, aus der die blutige Tränensaat von 1756–63 notwendig erwuchs, selbst die vom 27. Juni bis 3. Juli 1866. Und der große König hat ganz sicher nur einfach die Absichten des Weltenlenkers durchführen müssen.

**125** Selbst heute noch lässt sich Gottes Weg mit Oberdeutschland, verkörpert durch Deutsch-Österreich, nicht klar erkennen, so viel wir auch dem Ewigen auf die schaffenden Hände schauen mögen – hinterher. Hier bricht das Irrationale (das Unwägbar) der Weltgeschichte auf, der Punkt, an dem der Allmächtige Herr der Welten den Hebel der Weltregierung ansetzt. Wie wir ihn zweifellos gerade in diesen Tagen schweigend wirken sehen, um den 30. Juni 1934, in denen ich dies schreibe. Gott führt! Für die Ungläubigen nur «das Moment» des Unberechenbaren und darum Bänglichen, für die Kinder Gottes das Moment des Klaren, Sicherheit, Ruhe des Herzens Gebenden:

*Was er sich vorgenommenen und was er haben will,  
Das muss doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.*

(Paul Gerhardt)

**126** So spricht der Oberst Graf Yorck von Wartenburg bei der Betrachtung der Persönlichkeit Napoleons I. aus:

«In ihm verkörperten sich fortan für Frankreich und für Europa die Folgen und die Ergebnisse der Revolution, und alle Geschichte der nächsten zwei Jahrzehnte knüpft sich an seinen Namen, er sichert für Frankreich das, was geschichtlich berechtigt war in der großen Bewegung und gibt ihm die dem französischen Geiste entsprechende Form, er führt für Europa die Arbeit des Umsturzes des Alten, die Durchwühlung des gesamten Festlandes für neue Frucht durch; was freilich er selbst als Ziel seines Wirkens ansah, Gründung einer Dynastie für die Herrschaft über Europa, das scheiterte. Und doch gewinnen wir immer dabei den Eindruck, als sei er nur Werkzeug, als werde er vorwärts getrieben auf unausweichlich vorgeschriebenem Wege. Vielleicht ist das die Geschichte aller großen Männer, mehr als sie selbst oder wir es zu erkennen vermögen; bei keinem jedoch tritt es so hervor wie bei Napoleon I, und keiner fühlt sich so vollkommen als der Mann des vorher bestimmten Schicksals, keiner handelt mit so fatalistischer Sicherheit, in keines Laufbahn treten so häufig und scharf die Augenblicke hervor, wo der Erfolg des Handelns nur durch fast wunderbare Gunst des Geschicks gesichert wird.»

So hat der finstere, eiserne Mann es denn auch selbst ausgesprochen: «Ich werde von einer mir unbekanntem Macht zu einer ungeahnten Höhe getrieben; und wenn ich sie erreicht haben werde, wird ein Sandkorn genügen, mich herabzustürzen» (Weltgeschichte in Umrissen, S. 458/59). Wie es denn auch geschah, «nachdem der Korse Gottes Ratschluss ausgeführt, Europa auf dem Wege zur Einheit als Weltmacht einen Schritt vorwärts zu führen, wobei ihm die Nebenaufgabe zufiel, dem Schöpfer des Zweiten Reiches, Otto von Bismarck, durch Zertrümmerung von etwa 200 Klein- und Kleinststaaten die Wege zu ebnen.»

**127** Zur Stunde wirken wieder weltgeschichtlich ganz große Männer: Stalin in Nachfolge Lenins in Russland, der dem Anscheine nach den «Graben» wieder völlig aufreißt, der das halbasiatische Russland seit Tschingis Chan von Europa trennt, den Peter der Große zuzuschütten begonnen hatte; Mussolini in Italien, der immer offensichtlicher sein Land zu einer Weltmacht etwa in den Grenzen des römischen Imperiums (=Reiches) zu erheben strebt. (Wobei sich für den Christen die Frage erhebt: Geschieht es etwa in Erfüllung von Offenbarung 17.8 ?)

Adolf Hitler, seit dem 3. August 1934 Führer und Kanzler des Deutschen Reiches, der das von der marxistischen Regierung dem Abgrund des Verderbens nahe gebrachte deutsche Volk in letzter Stunde in einer jedes menschliche Erwarten übersteigenden Weise zurückreißt, emporreißt zu neuer, echter Volksgemeinschaft und Kultur und zu einer aus beiden Quellen sich ergebenden Kraft nach außen! Er, den der Allmächtige aus Kleinheit und Verborgenheit zu lichter Größe führte, «der Gefreite des Weltkrieges» und nun auf den Kanzlerstuhl Bismarcks erhoben, weiß sich zu Deutschlands Führer berufen, vom deutschen Volke bestätigt und getragen von Gottes Kraft.

**128** Diese Tatsache sollte den begeisterten Anhängern den tiefen Fall in Menschenvergötterung durch sündiges Schwärmertum verwehren, die Abwartenden und Gegner von der Nutzlosigkeit des aktiven und passiven Widerstandes überzeugen, die «Stillen im Lande» ins ernste Gebet zu Gott für den uns gesandten Lenker des Staates treiben.

Leben der Völker aus Führung! Heraus aus einer durch den Weltkrieg gestürzten Welt zu den neuen Ufern einer heraufkommenden verjüngten Welt, deren Antlitz von den Weltmächten Amerika, England, Deutschland, Russland, Frankreich, Italien, von der Welt der Farbigen – Gelb, Braun und Schwarz – gezeichnet werden wird. Die Möglichkeit der Entwicklung des russischen internationalen Bolschewismus zu einem neuen russischen bol-

schewistischen Nationalismus könnte dem Bilde noch ganz unabsehbare Züge im Sinne der «Endkrise der Völkerwelt» einfügen. Niemand sieht in die von Entwicklungsmöglichkeiten strotzende Zukunft.

**129** Von entscheidender Bedeutung bei alledem ist ganz gewiss die Stellung der Völker zu Jesus Christus, die inmitten allen Gärens in der Welt als der Kernpunkt der Weltbewegungen vor unser aller Auge sich ganz neu gestaltet. Wer auch nur ein wenig von seinem kleinen Einzelleben weg auf die Dinge in der weiten Welt schaut, der fühlt es ganz stark: Der lebendige Gott führt seine Menschenwelt zu ganz neuen Ufern. Deshalb erzittert die Erde unter seinem Schritt; Mächte vergehen, Mächte entstehen. Jetzt erst kann man eigentlich von einer Weltgeschichte im Vollsinn reden. Daraus, dass Gott in entscheidender Stunde die marxistischen Totengräber des Volkes aus Deutschlands Gauen verjagen ließ und uns einen Führer größten Ausmaßes gab, der Deutschland innerlich genesen macht, der mittelbar in der Folge seiner Taten auch dem Evangelium neue Wege eröffnete, folgern wir dankbar, dass in dem Neuen, dass um uns und unter uns wird, auch wir Deutschen noch von Gott eine Rolle zugewiesenen erhalten haben, die wir im Gehorsam gegen Jesus Christus durchführen müssen. Der Herr Jesus Christus wolle in Gnaden ins Lebensschiff des deutschen Volkes als Steuermann eintreten und führen! Uns bleibt, [in] gleicher Weise zu arbeiten und zu beten:

*«Christ Kyrie, komm zu uns auf die See!»*  
(Prov. Sächs. Gesgb. 570)

**130** Als ich dem Knabenalter entwuchs, da seufzten wir wohl in unserem Jugendbunde, dem Leseverein Litteraria, in unserm Tatendrang, dass das Herrenzeitalter für die Deutschen vorüber sei. Man meinte, zu spät geboren zu sein, der starke Arm der Väter habe nichts Großes mehr zu tun übriggelassen. Wirklich schien unter Deutschlands schimmernder Wehr, unter dem Schutze der Kaiserkrone, ein goldenes Zeitalter des Friedens aufzusteigen. Dass dieser Friedensgedanke zu einem solchen des «Friedens um jeden Preis» sich auswuchs unter den Händen der Pazifisten, bildete den furchtbergenden Irrtum von Führung und Geführten, der in der Folge den Weltkrieg gebar, den man vermeiden zu können glaubte.

Viele sahen's. Friedrich Nietzsche, den ich in allem übrigen restlos ablehne, warf sich dem Pazifismus entgegen. Er erkannte die Demokratie und den Marxismus als heuchlerische Erscheinungen im Völkerleben, die das Entgegengesetzte von dem hervorrufen würden, was sie zu erreichen vorgaben: «Das 20. Jahrhundert wird das klassische Jahrhundert des Krieges

werden» (nach dem Gedächtnis zitiert). Generaloberst von der Goltz, Armeeinspekteur, im Kriege Generalgouverneur im besetzten Teil Belgiens, danach Kommandierender an Euphrat und Tigris, eine Geschichtskenner großen Formates, sah voraus: «Das Erwachen des Nahen und fernen Ostens wird die Signatur des 20. Jahrhunderts entscheidend bestimmen» (nach dem Gedächtnis zitiert). Auch Oberst Graf Yorck von Wartenburg erkannte das Erwachen des Nahen Ostens, sein Drängen an die Einlasspforte zum geschichtlichen Eigenleben. Er sah in der völligen Befreiung Rumäniens und Serbiens, in der Schaffung des christlichen Vasallenstaates Bulgariens nach dem russisch-rumänisch-türkischen Krieg 1877/78 im Frieden von San Stefano und auf dem Berliner Kongress das Heraufkommen neuer Nationalitäten, übrigens – das ist ungeheuer wichtig – als Wirkung des lebenskräftigen Christentums gegenüber dem erstarrten Islam (Weltgeschichte in Umrissen, S. 496).

**131** Der Weltkrieg hat die Schaffung neuer Nationalitäten gefördert. Die Tschechoslowakei, Jugoslawien (Groß-Serbien), Groß-Rumänien, Polen, Groß-Litauen, Lettland, Estland, Finnland sind als neue Nationalstaaten im alten Europa entstanden. Sie gehören, was viele noch nicht oder noch nicht genügend sehen, zum europäischen Kulturkreis, während Russland durch seinen «asiatischen» Bolschewismus das Fenster oder die Tür, die ihm Peter der Große nach Westen öffnete, fürs erste zuschlug und sein Antlitz nach Osten kehrte, nach Asien. Auch Griechenland hat durch die Rückwanderung von etwa einer Million Griechen aus Kleinasien im Austausch mit etwa 300.000 europäischen Türken einen Schritt vorwärts getan zugunsten der Kräfteerstarung der slawischen Welt. Auch das romanisch-slawische Groß-Rumänien hat einen bedeutsamen Schritt zur inneren Erstarung getan, indem es die Rückwanderung seiner Staatsangehörigen aus der Türkei im Austausch mit in seinen Grenzen wohnenden Türken anbahnte.

**132** Achten wir darauf: Alle diese kleine Nationalstaaten bewahrten Jahrhunderte hindurch trotz scheinbar toter Form ihres Christentums eben durch die im Christus Gottes verborgene Kraft ihr Volkstum, erhielten sich die Kraft zu erneutem Staatsleben eben durch ihre Religion. Unsere sich als Neuheiden gebärdenden deutschen Schwärmer würden, hätten sie je nennenswerten Erfolg, Deutschland von jeder Hoffnung auf Geltung in Europa und in der Welt ausschließen. Dieses Neuheidentum, mit dem das Haus Ludendorff und nach ihm selbst Universitätsprofessoren spielen, muss von der deutschen evangelischen Gemeinde überwunden werden. Und zwar schnell, ehe es zu spät ist.

133 Diesem Heraufkommen der slawischen Völkerwelle gegenüber sehen wir in letzter Stunde das Erwachen des deutschen Volkes unter dem Führer und Kanzler Adolf Hitler. Volkwerdung durch Niederreißung der Klassengegensätze, die kraftvoll begonnene Schaffung des Dritten Reiches als Einheitsstaat, die Umsiedlung von der Stadt aufs Land, die angefangene allmähliche Errichtung von 300.000 Bauernstellen, Landgewinnung am Meer und in Gegenden mit Ödland, Erziehung des Volkes zu volksorganischem Denken, Wiederbesinnung des Volkes auf seine deutsche Vergangenheit in Sitte und Zucht, der mittelbare Anstoß zur Verinnerlichung des Glaubenslebens, den beide Konfessionen der christlichen Kirche empfangen, die Zurückwerfung der sich autonom gebärdenden Wirtschaft in die ihr gebührende Stellung als der einer Dienerin am Volke, Wiedergewinnung des Handarbeiters für die Nation, Erwachen zu wehrhaftem Willen, das alles erfüllt mein Herz mit jubelnder Freude, mit tiefem Dank gegen den Weltenlenker. Denn Er zeigt uns doch durch die Sendung Adolf Hitlers, der das alles tätigt, dass Er uns noch gebrauchen will in der kommenden Zeit. Diese wird ernst genug sein, so dass der einstige Neujahrsspruch Ernst von Wildenbruchs für die Schwelle der Zeitenwende zu gelten scheint:

*Denn dies Jahr hat harte, kalte Augen,  
Hart wie Schicksal; und das Schicksal spricht:  
Leben denen, die zum starken Leben taugen!  
Für den Schwächling wächst das Leben nicht*  
(nach dem Gedächtnis zitiert)

134 Unerschütterlich aber, auch in den unerhörtesten Stürmen, und seien es solche einer Völkerwanderung, in der wir vielleicht, beginnend im Nahen und fernen Orient, schon stehen, wird nur ein Volk mit dem weltüberwindenden Christusglauben sein. Ich weiß, dass nach der Heiligen Schrift niemals ein Volk bis zum letzten Mann christlich sein wird; aber eine starke Christusgemeinde als den in Wandel, Anbetung, Fürbitte und stellvertretendem Leiden leuchtenden Kern, kurz, als überweltliches Zentrum inmitten der heißgeliebten deutschen Welt, muss das deutsche Volk haben. Von diesem Kern muss und wird die Kraft des Christus Gottes ausstrahlen mit Hilfe des Ewigen, dass wir unüberwindlich werden gegenüber dem Ansturm zusammengeballter satanischer Kräfte. – Das walte Gott!

Das nenne ich «Leben aus Führung» für unser liebes deutsches Volk, das nicht in blinder Schönfärberei seine Zukunft schaut, auch nicht in pessimistischer Untergangsstimmung, sondern getragen wird von dem alles übertrumpfenden Christus-Geist, der über beiden, Optimismus und

Pessimismus, triumphierend durch die Zeit zur Ewigkeit schreitet: Durch Kreuz zur Krone!

**135** Solches Schauen des Gottesweges mit dem einzelnen Menschen und dem Volke bewahrt uns ebenso vor Selbstüberschätzung wie vor Mutlosigkeit. Optimismus und Pessimismus sind eben in der Person Jesu Christi – Wollen, Denken, Fühlen, Tun des Mensch gewordenen Gottessohnes –, der bei den Seinen weilt und für sie streitet und siegt, grundsätzlich restlos überwunden. Deshalb kann der Christ, und nur er, tun, was der Vorkämpfer für deutsche Freiheit, Ernst Moritz Arndt, uns lehrt: Bete, als hinge von Gott allein der Erfolg deines Tuns ab, arbeite, als hinge von deiner Arbeit allein der Erfolg deines Tuns ab! (Nach dem Gedächtnis zitiert). Sicherlich die beste, weil klarste Erläuterung des gesamt-neutestamentlichen «Bete und arbeite!» (1. Thessalonicher 5.17; 2. Thessalonicher 3.10/11).

Alles Grübeln über die Freiheit menschlichen Wollens und Tuns neben dem Allwirkenden Gotte hält nur auf und führt nicht zur Höhe. Dahin trägt aber unfehlbar die Mahnung des Apostels, die er in ehrfürchtigem Bestehenlassen der Spannung ausspricht: Schaffet euer Heil mit Furcht und Zittern; denn Gott ist's, der in euch wirket beide, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen (Philipper 2.12).

**136** Ich bin durch den Anblick der Weltgeschichte mit biblisch geschärftem Auge zu dieser Überzeugung geführt worden, die mich immer wieder die Schwankungen des an einen schwachen Körper gebundenen Gemüts überwinden ließ und überwinden lassen wird, bis der Herr des Lebens mich aus dem Erdenringen in seinen Frieden nimmt, nach dem ich mich strecke mit Millionen von einst und jetzt: Muss nicht ein Mensch immer im Streit sein auf Erden, und sind seine Tage nicht wie eines Tagelöhners? Wie ein Knecht sich sehnt nach dem Schatten und ein Tagelöhner, dass seine Arbeit aus sei (Hiob 7.1/2). Und doch ein Freier, ein jubelnder Freier! Denn: Wo der Geist des Herrn (freundlich helfend) ist, da ist Freiheit (2. Korinther 3.17).

**137** Den Roman, dessen Helden und Heldinnen erdichtete Persönlichkeiten bilden, habe ich gemieden. Die Weltgeschichte mit ihren blutwarmen Persönlichkeiten in Schilderung und Briefen habe ich dafür von Jugend auf «verschlungen». Wie mit einem Magneten zog's mich zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Gneisenaus, Werner von Siemens', des Prinzen Krafft zu Hohenlohe, Kaiser Wilhelms I., von Moltkes, Bismarcks, Frommels, von Bodelschwings, des älteren Blumhard, Samuel Zellers. Immer wieder habe ich sie gelesen.

Namentlich war es Gneisenau, dessen wunderbares Geführtwerden durch Gott mich nicht loslassen wird bis ans Ende, dessen Lebensgang entscheidenden Eindruck auf mich gemacht hat. Einem Aufsatz im Militärwochenblatt (Jahrgang 1909, Nr. 161) zum 150. Geburtstage des Schöpfers des preußischen Generalstabes aus meiner Feder entnehme ich, was ich als 32-Jähriger beim Studium dieses deutschen Heldenlebens empfunden habe: «Als Kind eines sächsischen Artillerieleutnants, nach seiner eigenen späteren Angabe am 27.10.1760 im Kriege gegen den großen König geboren, das junge Reis einer sehr alten Familie, ward Neithardt von Gneisenau Soldat.» Heute füge ich hinzu: Es ist nicht nur merkwürdig, sondern von der göttlichen Vorsehung gewollt, dass wir oftmals von den äußeren Lebensumständen gerade der Größten nichts wissen, wie denn auch das Jahr und der Tag der Geburt des Erlösers trotz geschichtlicher Forschung und astronomischer Berechnung nicht völlig sicher errechnet werden kann. Es ist gut so; wir werden so leicht durch das Unwesentliche vom Wesentlichen abgelenkt.

«Er erhielt die Schärpe nicht wie manch einer seiner Kameraden, dem seine adlige Geburt an sich schon den Offiziersrang in den Schoß legte. Auf dem Umwege über die Tätigkeit des Hirtenknaben, des Zöglings einer Jesuitenschule, eines Studenten militärischer Mathematik trat er unter die Fahnen. Im Umgang mit Offizieren, geistlichen, schöngeistigen Männern und Frauen nahm er die Denkmäler antiken Geisteslebens und die Erzeugnisse der modernen, auch der fremden Literatur in sich auf. So blieb er von Anbeginn vor der Einseitigkeit der Bildung bewahrt, die jedes Menschen Herz einzuengen droht.»

Sein Vater musste mit der sächsischen Armee nach der Schlacht bei Torgau – 3.11.1760 – vor König Friedrich weichen. Die Mutter, beim Tross auf einem Bauernwagen gebettet, verlor das neugeborene Kind in kalter Nacht aus den Armen im Tragbettchen. Kein Huf, kein Rad, kein Fuß hat das Kind verletzt. Leben aus Führung! Ein Soldat des Kreuzes fand es, hob es auf und lieferte es beim Dorfschulzen in Schilda ab. Dieser ließ es aufziehen. Zum Entgelt dafür musste der Knabe, ein wenig erwachsen, die Gänse des Dorfes hüten. Eines Tages gibt er einem Bettler, der ihn um eine Gabe bittet, das einzige, was er hat, das Gesangbuch mit dem Namen seines Besitzers, das in jener Schicksalsnacht von der Mutter ins Tragbettchen gelegt, ihn nicht verließ. Der Bettler nimmt es, gibt es auf seiner Wanderung in Süddeutschland bei den Eltern des Knaben ab, die ihn nun in einer «reichen Kutsche», mit Diener und Lenker besetzt, holen lassen. Er kommt, und obwohl lutherisch getauft und bis zum neunten Jahre unterrichtet, in eine Jesuitenschule, bleibt trotz allen Scheltens der frommen Väter lutherisch, gewinnt aber doch so viel Föhlung mit der anderen Konfession, dass er später seinem Könige als

der erste Oberpräsident des Rheinlandes in Koblenz wertvolle Dienste leisten kann.

**138** Gott tut eben nichts ziellos an uns und für uns. Dem Landleben mit Schwarzbrot und Barfußgehen z. B. verdankte Gneisenau die unverwundliche Gesundheit. Es folgen die Studentenjahre. Der Bayerische Erbfolgekrieg sieht ihn auf der Seite der Gegner des großen Königs. Später tritt er in den Dienst des Fürsten Alexander von Ansbach und Bayreuth. Dieser verkauft ihn mit der Truppe an England zum Kriege gegen Nordamerika. Dadurch erweitert sich sein soldatischer Gesichtskreis. Der Sieg des Volksheeres unter Washington zeigte seinem lebhaften geistigen Auge die Überlegenheit eines solchen über ein Söldnerheer.

So schreibt er denn 1806 in einer Denkschrift über die Ursachen der Niederlage des preußischen Heeres: «Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation, unentwickelt, ungenutzt. In dem Blute von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Während dem einen ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge.» (Ein Satz, der unter den 1809 waltenden Verhältnissen beinahe den Druck des Aufsatzes verhindert hätte.) Erfahrungen mit anderen Kampfformen, z. B. der «zerstreuten Ordnung», Verpflegung eines Heeres über See, Zusammenwirken von Heer und Flotte fern von der Heimat sind weiterhin das Ergebnis des Aufenthaltes in Nordamerika. Alles Dinge, durch die er lernte, «das Wesen einer Sache über die Form zu stellen». Bei alledem wuchs sein unbestechlicher Sinn, Lerneifer, Drang nach Vervollkommnung durch Arbeit. Wie konnte er den Glücksrittern in der Heimat, wie sie inmitten eines langen Friedens stets aufkommen, zu Leibe gehen!:

*Wanderer, nicht aus Fortunas Rade  
Erwarte einst dein schönstes Los.  
Zum Kriechen dünke dich zu groß;  
Und ohne das verschenkt sich keine Gnade.  
Sie ist es nicht, die uns zu wahren Glück geführt,  
Sie ist es nicht, der unser Dienst gebührt.  
Den Pöbel lass im Staub zu ihren Füßen  
Um vieles Gold und viele Sorgen flehn,  
Der Freiheit leere Hand verschmäh  
Und sein erbettelt Gold mit Ängstlichkeit genießen.  
Ein Diadem, das meine Stirn beschwert,  
Ist keine Hirtenbinde wert.*

Was für eine starke sittliche Anschauung von menschlicher Berufsarbeit redet aus diesen Strophen! «So fest ward allmählich dieser Mann in sich selber, dass er sich seine Umgebung zu Füßen zwang, bis ihm seines Königs wohlverdiente Gnade den Feldmarschallstab in die Hand legte, die einst den Hirtenstab getragen.»

**139** Aus einem starken Gottvertrauen nahm der Denk- und Willensgewaltige die Kraft, seiner Arbeit den Erfolg abzurufen, sich nicht der flüchtigen Welle des Glückes anzuvertrauen. Die «Kraft aus der Höhe» war es, die ihm sein Gold in herber Erziehung schenkte. Deshalb gedenkt er all' der späteren Fügungen seines Lebens mit dem feinen Worte: «Wie ich mich aus all den Verirrungen glücklich retten konnte oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies alles muss mir als ein Wunder erscheinen.» So rief er bei der Geburt eines Töchterleins, Marie Hedwig, aus: «Frohen Dank dem Geber alles Guten! Ich fühle mich gestärkt in der Überzeugung, dass ich unter dem Schutze des Allmächtigen stehe, der mich der edelsten, würdigsten Frau verbunden und mir dieses geliebte, angebetete Weib durch alle Fährlichkeiten erhält! Was kann ich armer Sterblicher dafür darbringen? Meinen Dank im Staube und die Angelobung, dieses mir verliehene Kleinod als ein Geschenk des Himmels zu verehren und hochzuhalten.»

Welch eine eigenartige Fügung des Himmels: am 1. Januar 1786, des Todesjahres des Großen Königs, tritt Neithardt von Gneisenau auf ein kühnes Gesuch an den Helden von Rossbach und Leuthen um «Aufnahme in seiner Majestät Stabe» in den Dienst des Königs. Der Mann, dem es geschenkt ward, inmitten des unheilvollen Tages von Jena (1806) die Ehre der preußischen Fahnen zu retten, bei Leipzig (1813) und bei Belle Alliance (1815) die der Armee des großen Königs zugefügte Niederlage zu rächen. Für jeden, der «geistlich» schauen kann und will, ein unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit des Wortes von Heinrich von Treitschke: «Männer machen die Geschichte». Aber, so füge ich heute hinzu, geführt vom Allmächtigen und Allgütigen Gott.

**140** An solcher Erkenntnis kann man irre werden, wenn man sieht, wie Unzulängliche, Irrende, Böse oft genug den Gang der Weltgeschichte beeinflussen. Trauernd denken wir an das unselige Festhalten Kaiser Wilhelms II. an seinem, wie er ihn selbst in seinen Erinnerungen nennt, «unzulänglichen» Kanzler von Bethmann Hollweg im Weltkrieg, an den Irrtum des Herrschers, der ihn bestimmte, den General der Infanterie von Moltke gegen dessen Willen zum Chef des Generalstabes der Armee zu ernennen, obwohl

er körperlich nicht voll gesund war. Wir schauern zurück davor, dass ein wirklich Böser, Bernhard von Bülow, Kanzler des Kaisers werden konnte, ein Streber und Schönredner, dem «das Mark der Ehre», die Treue, gefehlt hat. Aber es ist doch so: Gott sendet auch die Irrenden, Unzulänglichen und Bösen. Er schaltet auch sie in seinen Weltenplan zur gegebenen Zeit ein, damit sie seine Absichten in der Welt verwirklichen auf einem Wege, der uns freilich eine Zeit lang verborgen bleibt. Sie treten auf, wenn es gilt, eine Entwicklung abzubrechen, weil sie für Gottes Ziele keine Frucht mehr bringen kann. Freilich sind unsere Augen oft noch lange, lange gehalten, dass wir Gottes Tun nicht begreifen. Erst später leuchtet es uns ein: Der Allweise macht keinen Fehler. Keiner sage, Irrtum, Unzulänglichkeit, das Böse bedeute etwa nicht Schuld. Das Dasein der drei Unheilskräfte ist Menschenschuld, Menschenschuld von Urtagen her. Um ihretwillen flüchten wir uns unter das Kreuz Jesu Christi, von dem die vergebende Stimme des Erlösers erklingt.

141 Zwei Beispiele mögen das Gesagte beleuchten:

«Das römische Volk hat soeben (266 v. Chr.) den schweren Kampf gegen die Samniter und Epirus (König Pyrrhus) beendet. Man sollte meinen, das erschöpfte Volk müsse nun nur noch an Frieden denken. Aber in der instinktiven Erkenntnis seiner Weltsendung, dass ohne die Herrschaft über Sizilien alles jahrhundertelange Ringen um Italien wertlos sei, schreitet dies «zukunftsreiche Volk» sofort zum Kriege «gegen Karthago auf sizilianischem Boden» (265 v. Chr.). Nicht die Regierung, sondern das römische Volk fasst den heroischen Entschluss in seinen Centuriat-Komitien. «Das ist selbstbewusste Tatkraft, das ist Gefühl für geschichtlichen Beruf», sagt Oberst Graf Yorck von Wartenburg (Weltgeschichte in Umrissen, S. 135).

«Vergleichen wir damit, wie heute (1897) den Deutschen von den Franzosen tagtäglich verkündet wird, dass man nur auf den günstigen Augenblick zur Rache lauere, wie jede russische Zeitung den Nationalhass gegen Deutschland predigt, dessen Ausbruch vorhersagt, und sehen wir, wie es dennoch der Senat der Diplomaten für die beste Politik erklärt, Frieden zu halten, keinen Präventivkrieg zu führen, und wie das Volk ein fast ungemessenes Friedensbedürfnis hat! Es ist ein weltgeschichtliches Schauspiel großen Gewichts zu sehen, wie das römische Volk in unablässiger Kriegsarbeit ringt und wächst; wie fremd ist uns Friedensgewohnten (1897) nach Frieden Lechzenden diese erneute Bereitwilligkeit, des Krieges Last auf sich zu nehmen.»

Hier sprach ein gottgesandter Prophet zu seinem Volke, dem deutschen Volke. Aber weder Regierung noch Volk hörten auf ihn. Das ist Schuld!

Dieser klar in die Zukunft sehende Mann, der den Frieden nicht um seiner selbst willen liebte unter Preisgabe der Ehre und des mit ihr zuinnerst verbundenen Lebens der Nation, der als tapferer Christ auch um die Notwendigkeit eines präventiven (dem Feinde zuvorkommenden) Krieges wusste und lieber gemäß dem Testament des Großen Königs dem Gegner zuvorkommen wollte, ehe der Ring der Gegner geschlossen wäre – er musste sterben! Im Boxeraufstand in China starb er, lange ehe sein kaiserlicher Herr erwachte und zu den Waffen rief.

**142** Gleicherweise rief der Herr der Welt den genialen Generalobersten von Schlieffen, den Schöpfer des Aufmarschplanes des deutschen Heeres für einen Zweifrontenkrieg, mitten im Frieden durch einen Reiterunfall aus dem wirkenden Leben ab. Warum?, so fragt das bedrängte Herz eines Deutschen und Christen. Weil der weltgeschichtliche Plan des Herrn der Welt mit Deutschland einen anderen Weg zu gehen beschlossen hatte als den eines leichten Erfolges. Keinen Augenblick zweifle ich, dass, wenn wir Deutschen im Feuer der Läuterung der Gerichte Gottes unsere nationale Sünde, die Uneinigkeit, die das Volk verrät, ablegen, Gott «noch einen großen Weg für uns hat» (1. Könige 19.7).

**143** Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis [Faust II, Schluss]. Wie Gott, der Herr, um der Schuld von Regierung und Volk willen uns die beiden Männer wegnahm, damit das Gericht seinen Lauf nähme, so wird der Ewige am Ende der Zeiten «hinwegtun, was (oder «wer») das Verderben noch aufhält» (2. Thessalonicher 2.6/7). Gelehrte und Ungelehrte tifteln, was das sei, das erst hinweggetan werden muss, ehe das Verderben seinen Lauf nimmt, das Endgericht, das wir im Zweiten Artikel bekennen. Lasst das Tifteln und Grübeln, ihr Deutschen! Gott behält sein Geheimnis für sich, bis er es offenbart. Ihr versäumt über der Tiftelei nur die euch gebotene Pflicht des Gehorsams gegen den lebendigen Gott. Hört es in allen Lagern, ehe es zu spät ist, in der Kirche, wie im Kreise der Deutschgläubigen: Irret euch nicht; Gott lässt sich nicht spotten (Galater 6.7).

**144** Als preußisch-deutscher Offizier im 17. Armeekorps (1897–1910) eine Kanonenschussweite von der damaligen russischen Grenze stehend, ward ich frühe, früher wohl als mancher im Inlande dazu geführt, die Gefahren zu sehen, an denen man selbst an leitender Stelle fast unbekümmert vorüberging. Nach 1871 wurden wir unerhört reich an Geld und Gut. Aber wir handelten doch nicht hinreichend nach Schillers Wort in Wilhelm Tell:

*Nichtswürdig ist die Nation,  
Die nicht alles freudig setzt an ihre Ehre.*

Fragte da etwa um 1903 das schwere Artillerie-Regiment, bei dem ich stand, in höherem Auftrage: «In welchen Grenzen ist die Feldkanone 73/91 – ein Geschütz, das 1873 eingeführt und 1891 durch einige Gewichtserleichterungen neuzeitlichen Anforderungen kümmerlich angepasst wurde – im Kriege verwendbar?» Ich antwortete, mit der Antwort betraut, am Ende eines erschöpfenden Berichts: «Die Jahreszahlen beweisen die Unbrauchbarkeit des Geschützes.» Der Wirklichkeit entsprechend, vielleicht etwas grob. Aber das Geschütz blieb, dessen Alter ihm bei uns Leutnants den Namen «Museumskanone» eintrug, in Festungen und in Zeughäusern der Armee.

In der Winterschlacht in der Champagne 1914/15, in der unsere beiden Rheinischen Armeekorps, das 8. u. 8. Reserve-Korps, nur zeitweise unterstützt durch andere deutsche Heeresteile, den Ansturm einer um ein sehr vielfaches stärkeren französischen Armee monatelang aushielten, warf man notgedrungen eine solche völlig veraltete Batterie an die Front. Sie stand wochenlang neben meiner Batterie, 7/Fußart. Rgt. 9, in der Hand eines tollkühnen, umsichtigen Kriegers, eines früheren preußischen Offiziers, freilich einfach Unerhörtes leistend. Aber nicht weil, sondern trotzdem sie aus Kanonen 73/91 bestand. Was hätte dieser Held mit seinen ihm blind verschworenen Männern leisten können, wenn ihm der «geizige Reichstag von damals» nicht Museumsgeschütze sondern der französischen Artillerie ebenbürtige Feldkanonen in die Hand gegeben hätte! «Ausgeburten des Geizes, der Unentschlossenheit und Schwäche» nannten wir damals diese Kanonen, die sich eine deutsche Regierung von dem bis zur Erbärmlichkeit kurzsichtigen Parlament bieten ließ.

145 Am 22. März 1897, dem 100. Geburtstage Kaiser Wilhelms I., weilte ich als Fähnrich bei der Firma Krupp in Essen. Dort zeigte man uns allerlei Modelle neuer Schnellfeuergeschütze. Sie waren aber nicht für Deutschland bestimmt. Obwohl alle möglichen Staaten der Welt sich bei der gespannten werdenden Weltlage Rohrrücklaufgeschütze anschafften, entschloss man sich deutscherseits erst 1906, das Feldgeschütz 1896 wenigstens in eine Schnellfeuerlafette zu legen und dem Rohr einen zeitgemäßen Schnellladeverschluss zu geben. Aber die Schußleistung blieb die gleiche. Wir haben es im Weltkriege erfahren, was es heißt, von einem von seiner Pflicht sich ungenügend leiten lassenden Parlament (nach Houston Steward

Chamberlain «Schwatzbude») abhängig zu sein, wenn uns die französischen Schrapnells und Granaten grüßten, ehe wir auf Schussentfernung heran waren.

Es gab eine Zeit, da wies ich in einem Vortrage vor dem Offizierskorps des Regiments nach, dass man in England jedem Bataillon bereits so viel Maschinengewehre zuteilte wie wir einer Division. «Der Mann gehört in den Reichstag», scherzte mein trefflicher Kommandeur. Einige Jahre vor dem Weltkriege erschien eine Vorschrift für den Kampf um Festungen. Ich erkannte, wie das dort Gesagte für unsere schweren und schwersten Geschütze hinfällig werden musste, wenn nicht aktive Fliegeraufklärung und Abwehr feindlicher Luftaufklärung in der Luft und vom Boden aus geschaffen würde. Im März 1912 ließ ich deshalb, weil es mir das Herz sprengen wollte, dass man bei uns fast nichts in dieser Richtung tat, in der Militärzeitung (Verlag Eisenschmidt, Berlin NW.) einen Aufsatz erscheinen: «Die Fußartillerie, Luftschiff und Flugzeug». Sachlich, ohne unsere Schwäche in der Luftausrüstung allzu deutlich zu betonen und das Interesse des Auslandes zu wecken, forderte ich ein Abwehrgeschütz gegen den Feind in der Luft, verstärkte Ausrüstung der Landesverteidigung mit Luftfahrzeugen. Es geschah bis Kriegsbeginn herzlich wenig trotz der wachsenden Kriegsgefahr. Wie diese Gefahr wuchs, erhellt daraus, dass uns der Befehl zur Anschaffung der Offizierskriegskoffer und ihrer Ausrüstung 1912 aus der Sorglosigkeit riss.

**146** Während der Somme-Schlacht 1916 besuchte mich an meinem Kommandeurunterstand bei Epéanancourt an der Somme ein General aus dem Kriegsministerium, der mich persönlich kannte. Er teilte mir mit, dass man mich für meinen Aufsatz im Jahre 1912 um ein Haar wegen Landesverrates bestraft hätte. Als ob nicht jede auswärtige Macht unsere Schwäche in der Luft unbedingt gekannt haben müsste! Man hat mich nicht bestraft, und der Verlauf des Krieges hat mir leider recht gegeben. Was, so frage ich, hätten unsere Heldenflieger leisten können, wären sie nicht durch Versäumnis im Frieden, die keine – was ihre Zahl betrifft – noch so herrliche Improvisation im Kriege ausgleichen kann, in so unverhältnismäßiger Unterlegenheit an allen Fronten gewesen? Das Verdienst, das Fliegen in der Armee angesehen und begehrenswert gemacht zu haben, gebührt dem Bruder des Kaisers Wilhelm II., dem Prinzen Heinrich von Preußen. Er setzte sich eines Tages in eine Flugmaschine der Gebrüder Wright und flog von einem Ende des Tempelhofer Feldes zum andern, als bereits Pégoud in Frankreich der Welt Sturzflüge vorführte.

**147** Alles hier Gesagte ist im übrigen eine Kette von erdrückenden Beweisen, dass wir nicht etwa durch Mehrung unserer Rüstungen schuld am Weltkriege haben. Wenn eine solche überhaupt vorliegt, könnte es höchstens die sein, durch sorgloses Verhalten den Gegner in der Meinung bestärkt zu haben, ein Angriff auf uns könne Erfolg haben. In meinem Aufnahmeexamen zur Kriegsakademie um 1907 wurde den Prüflingen die Frage vorgelegt: Inwiefern ist die deutsche Kavallerie zum Fußgefecht geeignet? Ich wies auf den zu kurzen Karabiner hin, der das hinhaltende Gefecht, zu dem eine feuernde Kavallerie damals fast ausschließlich berufen war, nicht auf hinreichend weite Entfernung zu führen erlaubte. Man tadelte den darin beschlossenen Vorwurf, den ich der obersten Heeresleitung machte. Ich bin auch nicht zur Kriegsakademie einberufen worden. Das ist auch nicht entscheidend. Wichtiger ist für mich, dass nicht lange danach ein Major im großen Generalstab in der «Militärischen Gesellschaft» in Gegenwart des Kaisers den gleichen Gedanken ausführte, dem zufolge der Karabiner 98 für etliche Waffen, u. a. für die Kavallerie, rechtzeitig vor Ausbruch des Krieges eingeführt wurde.

**148** Was ich mit diesen Ausführungen andeuten will? Ich bin natürlich nur einer von vielen, die das gleiche sahen und taten wie ich, und ihr Ziel, das Verhängnis abzuwenden, nicht erreichten. Aber der Weltenlenker kann eben, wenn es für seine ewigen Ziele nötig ist, unsere Augen halten, dass sie nicht sehen. Er kann uns geborene Führer wie Yorck von Wartenburg und von Schlieffen nehmen und einen vollwertigen Führer, wie bei Ausbruch des Krieges, versagen. Er kann ein ganzes Volk an seine Feinde dahingegeben, wie das ganze Alte Testament unübertreffbar kündigt, damit es geläutert, für die Ziele des Reiches Gottes ertüchtigt werde. Er kann dem geläuterten Volke den Führer schenken, der es führen kann. Dass diese Auffassung ganz biblisch ist, dazu muss man freilich die Bibel gehorsamen Herzens lesen. Dann wird man die Hand des Weltenlenkers gewiss erkennen, wie das von liberalen Universitätsprofessoren und ihren Schülern auf den Kanzeln noch nicht angekränkelte und zum Missglauben verführte Volk fest und sicher wusste und weiß: «Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte».

**149** Eine besonders wundersame Erfahrung über die Führung Gottes bezüglich der Völker durch Gestaltung eines Einzelschicksals machte ich in der Schlacht an der Maas 1914, in der die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg den Flussübergang in tagelangen Kämpfen erzwang. Wir standen bei Sedan Donchéry gegenüber. Von den Höhen südwestlich von Sedan

hatte ich im Rahmen der gesamte Beobachtung der schweren Batterien des III/Fußartill. Rgt. 9 das Maastal und die jenseitigen bewaldeten Höhen zu beobachten. Die deutsche Infanterie litt erheblich unter flankierendem (von der Seite kommenden) Feuer des Feindes, das sehr gut geleitet war. Wo mochte die Feuerleitung stecken? Wir suchten Waldränder, einzelne höhere Bäume und Häuser mit unseren Gläsern ab, bis uns das Schloss Grandpré in die Augen fiel. Bald verdichtete sich unsere Meinung dahin: Nur dort kann der feindliche Beobachter das ganze Maastal so trefflich einsehen. Wir machten – auch ich – unseren Kommandeur darauf aufmerksam. Allein höhere Anordnung widersprach der Beschießung des Schlosses aus kulturellen Gründen. Dabei nannte und nennt man uns die Barbaren in bewusster, teuflischer Tücke. Erst am zweiten oder dritten Tage der Schlacht durften wir unsere Haubitzengranaten ins Schloss werfen, das denn auch bald getroffen wurde.

Im Mai 1916, nach der Ablösung des I/Masur. Fußart. Rgt. 22, dessen Kommandeur ich inzwischen geworden war, ritt ich einmal durch jene Gegend um Grandpré, in der wir 1914 gefochten hatten. Im Schlosse machte ein Franzose in gebrochenem Deutsch den erklärenden Führer: «Hier leitete der Oberstkommandierende der französischen Armee, General Joffre, im August 1914 einen Tag lang die Schlacht. Tags darauf begab er sich fort. Da schlug eine schwere Granate dies wohl 3 m breite und tiefe Loch in die Schlosswand und verwüstete das Zimmer.» Mir stand beinahe das Herz still; wäre das Geschoss einen Tag früher dahin gesaut, es hätte wohl den feindlichen Heerführer samt seinem Stabe außer Gefecht gesetzt. Tief ergriff es mich: «Das war Gottes Hand.» Ja: Unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege (Römer 11.33).

**150** Leben aus Führung! Es kann gar nicht fest genug dem lebenden Geschlecht und den kommenden Geschlechtern eingehämmert werden: Ohne die freudig vertrauende Bejahung der unauflöselichen Bindung durch Gott an Gott durch sein Wort ist Leben auf die Dauer nicht möglich. Solche Bindung aber macht den Glaubenden nicht weltfremd, entfremdet ihn nicht seinem Volk und Vaterland. Wie denn auch ein von Ziethen, ein von Blücher, Freiherr vom Stein, Fürst von Bismarck gerade als Christen ganz in ihrem Volke aufgingen.

Wenn vor der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus ein internationales Weltbürgertum, ein heimatuntreuer Pazifismus sich in deutschen Landen breit machten, so waren die Anhänger und Verfechter dieser hohlen Lehren alles andere als an der Bibel groß und stark gewordene Christen. Sie standen im Gegensatz zu Gott und dem «Buch der Bücher». Es waren von

«Gott in Seinem Wort» abgefallene und nun in die Irre gehende Menschen. Nach der Heiligen Schrift gehören, besonders deutlich erkennbar im Alten Testament, Religion und Boden, Vaterland, Volk unauflöslich zusammen; dergestalt, dass auch echte Kultur – Kultur kommt ja von cultus = Anbetung – ohne Gottesverehrung und Bodenverbundenheit nicht sein kann.

**151** Nur die Verschleierungs- und Verführungskunst Satans hat es zuwege gebracht, dass heute noch manche unserer Volksgenossen diese Tatsache nicht sehen. Sollte mir einer von ihnen sagen: Freund, es gibt keinen Satan, so sage ich ihm: Deine Behauptung ist ebenso dogmatisch, als wenn ich sage: Er ist da und er treibt sein Spiel mit dir genau wie mit mir und wird uns alle beide übermannen, wenn wir nicht wachsam sind. Was dabei herauskommt, wenn man Satan leugnet, lehrt jeden, der sich noch lehren lassen will, die Gegenwart. Teufliche Mächte treiben ihr Spiel in Millionen Herzen auf der ganzen Welt, bringen sie um jedwedes klare Denken. Rausch, Taumel greifen um sich... Wehe!

Wie lässt doch Goethe den Mephistopheles sagen (im Hohn auf den Rationalismus): «Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben» (Faust I, b. Reclam Vers 2507–09). Wie denn uns Jesus Christus anbefiehlt: Wachtet! (Markus 13.37). Zu solchem «Wachen» ermuntert die Heilige Schrift: Wachtet, steht im Glauben, seid männlich und seid stark! (1. Korinther 16.13)

**152** Das irdische Ziel Gottes mit dem Volke, das inmitten einer heidnisch gewordenen Welt den Gottesgedanken einst am reinsten in seiner Mitte trug, ist: Sicher wohnen (3. Mose und 25.18). Umgekehrt ist das «sicher wohnen im Lande» abhängig von dem rechten, innigen Verhältnis zu Gott: Darum tut nach meinen Satzungen und haltet meine Rechte, dass ihr danach tut, damit ihr im Lande sicher wohnen möget (3. Mose 25. 18). Deshalb ist Versündigung am Lande Sünde = Ungehorsam gegen Gott, Trennung von der Lebensquelle und somit Ursache des Unterganges des Volkes: Verflucht sei, wer des nächsten Grenze engert (5. Mose 27.17). Deshalb klagt ein ganz Großer der Vergangenheit, ein in der Schule Gottes Geprüfter, Hiob: Sie treiben die Grenzen zurück (Hiob 24.2).

**153** Wohl jeder deutsche Amtsrichter, jeder Landpastor weiß um diese Sünde auch in unserer Zeit, in unserem Lande. Ich werde es nie vergessen, wie mitten in der Zeit der Arbeitslosigkeit ein «kleiner Mann», noch dazu ein aus der Kirche ausgeschiedener Kommunist, in mein Amtszimmer kam und klagte, dass ihm ein «Größerer» beim Pflügen durch den Knecht Jahr um Jahr einige Zoll Land wegnehme. Was machte der Mann aber für Augen, als ich

die auf dem Tische liegende Bibel aufschlug und ihm sein Recht aus «Gottes Wort» bewies! Noch froher bin ich, dass der Gemeindegemeinderat sofort das Recht wieder herstellte. Es ist etwas Großes um die Unantastbarkeit des Familienbesitzes, wie sie Gottes Gesetz festgelegt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. In 2. Mose 19 wird die Erde als Gottes Eigentum erklärt: Mein ist die ganze Erde! Eine Auffassung, die uns im germanischen Lehensrecht in Reinheit begegnet. Wie wir denn tatsächlich und nach der Heiligen Schrift hienieden nur ein Weilchen Lehensträger Gottes, des Herrn, sind, «Haushalter Gottes», die ihm Rechenschaft für ihre Haushaltung schuldig sind (Lukas 12. 42.161).

So will denn D. Dr. Dr.h.c. [Adolf] Damaschke [1865–1935, Altmeister der deutschen Bodenreform] seit Jahrzehnten, gestützt auf die Bibel!, den Boden als Handelsware ausgeschaltet wissen. Wüsste man den wirklichen Sachverhalt im deutschen Volke, die Angriffe gegen die Bibel würden als Torheit und Unrecht bald erkannt werden. Aber wir sind sehr «ungetreue Haushalter der mancherlei Gnade Gottes», z. B. des Gnadengeschenkes der Bibel Luthers, geworden. Das rächt sich nun. Der Arm Gottes, zum Schläge erhoben, wird nicht eher sinken, als bis wir Buße tun, d. h. umkehren aus der Gottesferne.

Wahrhaft göttliche Gedanken finden sich im 3. Buch Mose 25, die darauf abzielen, dass der aus Not oder Leichtsinne verkaufte Boden der Familie im gottgeheiligten Jahr (Halljahr) – nach 50 Jahren – zurückerstattet werden, auch die Freiheit dem Nächsten wiedergegeben werden müsse, der sich zur Begleichung einer Schuld als Sklave hatte verkaufen müssen. Wiederum verpflichtet der Bodenbesitz, einen Teil der Ernte (etwa ein Sechzigstel) den Armen zu lassen (3. Mose 22). Wohlgermerkt, nicht als Almosen, sondern als Recht, göttlich verbriefter Anspruch der Armen! Auch die Nachlese auf dem Felde zu halten, ist dem Eigentümer des Bodens im Blick auf die Bedürftigen verboten.

154 Wie wird es einem da so völlig klar, dass Humanität = echtes Menschentum, lebendige Volksgemeinschaft, die nicht durch Missbrauch des Besitzes zerrissen und eine Beute der Feinde werden soll, nur aus der Bindung an Gott, durch «Gottes Wort» erwächst! Man betrachte das Vierte Gebot, das man mit den sprachwissenschaftlichen Mitteln unserer Zeit so verdeutscht: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, damit dir's wohl gehe und du «lange bleibest im Lande». Zuchtlosigkeit im Haus hat solche im Volksleben zur Folge, das zerrüttet wird; dann kommt der Feind und nimmt das Land. Das ist eine durch die Tatsachen der Weltgeschichte unerbittlich erhärtete Wahrheit.

Gilt es doch auch immer zu beachten, dass die Zehn Gebote durchaus nicht nur eine «Individual-Ethik» (sittliche Pflicht für den Einzelnen) sind, zu der man sie auf den Kathedern gemacht hat. Sie sind vielmehr dem ganzen Volke von Gott gegeben, der sie dem «Volke Israel» anvertraute. Heißt's doch immer wieder: «Höre Israel.....» Da ist der «Wir-Mensch» vorbereitet – ganz im Gegensatz zum gottlosen Kollektivmenschen, der die Persönlichkeit auslöscht, und zum liberalen Ich-menschen –, der «Wir-Mensch», den der Nationalsozialismus erstrebt, der «Wir-Mensch», den Martin Luther in göttlicher Erleuchtung schaute: «Wir sollen Gott fürchten und lieben...», den die Bergpredigt meint, der in Jesu Christo da ist, Persönlichkeit durch Dienst am Volke.

155 Es ist ein ungeheures Geheimnis um das Zusammengehören von Gott, Volk und Boden. Bei den Völkern, bei denen kränkliche Civilisation diesen inneren Zusammenhang noch nicht erschüttert hat, schauen wir es buchstäblich. Die indischen Regimenter Englands, über die ich als Leutnant habe arbeiten dürfen, leisteten dem Rufe zu den Waffen nach Südafrika im Burenkriege nur Folge, als man ihnen gestattete, heimische Erde mitzuführen, von der man wenigstens eine Handvoll dem gefallenem indischen Soldaten ins Grab werfen musste. Der chinesische Prinz, der nach Niederwerfung des Boxeraufstandes zu Beginn des Jahrhunderts als «Sühneprinz» nach Potsdam gesandt wurde, führte für den Fall seines Todes heimische Erde mit sich. Und wie steht's um das innerste deutsche Empfinden? Gerade das ist uns Deutschen beim Gedenken an unsere an allen Fronten, auf allen Meeren gefallenem Helden ein so schrecklicher Gedanke, dass sie in fremder Erde wohnen müssen. Umgekehrt, wie hält doch unser innerstes Gefühl daran fest, dass der Boden, der das Blut der Väter getrunken, unser ist.

Gerne setze ich den Auszug aus einer Ballade von Wilhelm Brandes hierher [Freund des Buren-Enthusiasten Wilhelm Raabe], die den Tod eines deutschen Farmers in einem der großen Aufstände in der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika zum Gegenstande hat (nach dem Gedächtnis zitiert):

*Dir sei das andere Glas geweiht,  
Du Braut voll wilder Herrlichkeit,  
Die ich mir heut' im Todeskuss  
Mit meinem Herzblut freien muss.  
Schrei immer nein, ich sage ja,  
Ich halte dich, Deutsch-Afrika.*

*O Stolz, vor dem die Qualen schweigen,  
Der Boden, den mein Blut getränkt,  
In den mein Leib hinabgesenkt,  
Ist ewig meines Volkes eigen.*

Einen Augenblick halte ich inne. Mein Herz gedenkt der beiden vortrefflichen Regiments-Kameraden Axel Gerlich und Franz Quelle, die im Weltkriege in Deutsch-Ostafrika und in Kamerun gefallen sind... Ihr seid nicht umsonst gestorben!

**156** Zurück zum Ausgangspunkt: das Alte Testament zerstört nicht unser Volk. Vielmehr bildet der Gehorsam gegen den in es gesenkten göttlichen Willen den besten Grund für die Erhaltung der Volksgemeinschaft. Jeden, der die Bibel liest mit dem Willen und der Bitte zu Gott um Erleuchtung, führte das Buch der Bücher zur gleichen Erkenntnis. Welch eine tapfere, soziale Gesinnung beherrscht die Propheten, von denen ein Jeremias ausruft: Wehe dem, der sein Haus mit Sünden baut und seine Gemächer mit Unrecht, der den Nächsten umsonst arbeiten lässt und gibt ihm seinen Lohn nicht! (Jeremias 22.13). Nicht weil wir lange vor und nach dem Kriege nach dem Alten Testament handelten, sondern weil die Deutschen seit langem, besonders von 1919–1932 es vergaßen, folgte die Gemeinheit der Inflation, Zusammenbruch des Bauerntums, der Industrie und des Handwerks.

Wieviel Tränen blieben auf Erden ungeweint, wenn gedankenlose = rohe Besizende nach dem Spruche 3. Mose 19.13 handelten: Du sollst den Lohn des Tagelöhners nicht bei dir behalten bis zum Morgen. Hat doch gerade jetzt der Reichsführer des Handwerks an die Bezahlung der Rechnungen als ein Gebot der Stunde erinnern müssen. Ich gehe über ihn hinaus: Es ist christliche Pflicht! Die Revolutionen brauchten nicht zu sein, zum mindesten nicht mit dem Schein der Berechtigung, handelten wenigstens wir Christen nach dem Alten Testament: Du sollst dem Armen seinen Lohn nicht vorenthalten (5. Mose 24.14). Man lese nur, wie einst Besitzer von großen Brennereien ihre Tagelöhner mit Schnaps gelöhnt haben (Fritz Reuter, Ut mine Stromtid). Muss uns das nicht «durchs Herz» gehen? (Apostelgeschichte 2.37).

**157** 1918 war ich nach 695 Gefechts-, Schlacht-, und Großkampftagen in die Heimat als «g. v.» [?] gekommen. Als Vorstand des drittgrößten Artilleriedepots und der Munitionsfabrik «Koblenz» machte ich folgende Entdeckung: Ein Unterbeamter hatte eine Kriegerfrau nicht richtig gelöhnt. Es erfolgt Beschwerde. Was tut der Beamte? Er erlaubt der armen Frau, deren Mann draußen im Feuer am Feinde steht, einige Tage von der Arbeit

fortzubleiben; der Tor! Denn davon erhielt doch die Frau kein Geld zum Brotkauf.

**158** In schwerstem Sturm fährt das Schiff der Kirche; ich rede als Glied der deutsch-evangelischen Kirche [und] in erster Linie im Blick auf diese. Wer wird helfen können? Ganz sicher nur, wer die Kirche, die doch nicht nur ein irdisches Gebilde ist, sondern »der Leib Christi« (Epheser 4.12), wieder auf den Boden der ganzen, ungeteilten Bibel stellt. Alle anderen, vom Bischof bis zum Konfirmanden, sind blinde Blindenführer (Lukas 6.39). In diesem Zusammenhang meine ich auch den theologischen Fakultäten das Wort zuzurufen zu müssen: Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut (Lukas 11.23).

**159** Noch zittert freilich in vielen Herzen der mittelalterliche Gedanke nach, die Bibel sei wörtlich vom Heiligen Geiste Gottes den Schreibern jener Urkunde Gottes an das Menschengeschlecht diktiert; diese Vorstellung darf und muss fallen. Denn sie hat kein Wort der Bibel selber für sich. Vielmehr ergeht «das Wort Gottes» – und das ist, wie wir schon sahen, immer auch zugleich Tat – in der Bibel an schwache Menschen, mitten in der sündigen Welt, und gibt dieser Welt Licht, Weisung zur Rettung. Die Bibel zeigt den Abgrund auf, an dem wir dahinwandeln, aber sie zeigt uns auch den, der allein uns vom Abgrund zurückreißen kann und will, Jesum Christum, den ersehnten und wirklich gekommenen und ganz sicher wiederkommenden Sohn Gottes.

**160** Die Bibel zeichnet uns freilich keine Heiligen im Sinne der römisch-katholischen Kirche. Wir können nicht Sankt Abraham, Sankt Isaak, Sankt Jakob sagen, auch nicht Sankt Petrus, Sankt Paulus, Sankt Johannes im mittelalterlichen Sinne. Sondern heilig sind diese Gestalten des Gottesreiches, weil Gott, der Herr, sie vom Abgrund des Verderbens zurückriss durch «sein Wort», sie in sein Reich versetzte (Kolosser 1. 13). Das Gesagte gilt vom ganzen sündigen Israel: Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht, lässt Gott seinem Volke durch die Propheten sagen (Jesaias 1.3). Mein Volk tut eine zwifache Sünde: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die da löcherig sind und kein Wasser geben (Jeremias 2.13). Die Strafe blieb nicht aus. Darum schreibt Paulus seiner Gemeinde in Korinth: Es steht aber geschrieben (die Strafe) uns zur Warnung, auf die das Ende der Welt gekommen ist (1. Korinther 10.11).

**161** Nur ein einziges Mal während meiner Amtstätigkeit ist es geschehen, dass ein Mann nach einer Predigt über einen Text des Alten Testaments in diesem Sinne zu mir in die Sakristei kam und sich dahin aussprach, so hätte er die Bibel allerdings noch nicht verstehen gelernt. Der das sprach, war ein führender Nationalsozialist im Dorf. Ein anderes Mal kam ein überzeugter Sozialdemokrat auf dem Wege vom Filial- zum Pfarrort nach der Predigt an mich heran, nachdem er sich vergewissert, dass kein Terrorist ihn beobachte, und meinte, dass das alles in der Bibel stünde, habe er noch gar nicht gewusst. Ein Kommunist ließ mir ohne Namensnennung durch den Kantor sagen: Luther habe die Bibel gefälscht und hineingeschrieben, Arme würde es immer geben. Ich belehrte ihn durch Mitteilung, dass durch die gesamte theologische Wissenschaft das Wort Jesu: Arme habt ihr allezeit bei euch (Markus 14.7), als echt anerkannt sei. Natürlich auf demselben Umweg.

Mir aber ward ganz klar, das arme verführte Volk sucht doch nach Wahrheit. Es ahnte seit langem, wie es betrogen wird. Aber auch das andere ward mir klar: Ohnmächtig steht der Pfarrer vor seiner Aufgabe, wenn er nicht einen Kreis von Männern als Helfer, Mittelsmänner einsetzen kann. Leider sind die kirchlichen Körperschaften zur Zeit kaum willens, diesen Dienst zu tun. Sie fassen ihr Amt zu schematisch-äußerlich auf. Dennoch habe ich noch vor meinem Weggang vom Amte von der kommenden Aufgabe zu ihnen gesprochen, ihnen den Weg in die Zukunft zu weisen.

**162** Unsere noch gläubigen Gemeindeglieder müssen auch erfahren, dass es ganz unmöglich ist, Altes und Neues Testament zu trennen. Wir müssen ihnen zeigen, wie Jesus Christus im Alten Testament «geistlich zuhause» ist, bestätigend, fortführend, erfüllend. Wie er das Wort «Menschensohn», das nur einmal von ihm in der Weltliteratur vorkommt – Daniel 7.13 –, mit dem der Name des Welterlösers vom Propheten umschrieben wird, auf sich bezieht, wie er sich den Eckstein nennt, den die Bauleute verworfen haben (Psalm 118.22), wie er sich aber auch, das Bild erweiternd, den Stein nennt, der zermalmt, auf wen er fällt, an dem zerscheitert, wer auf ihn fällt (Lukas 20.17). Wir müssen zeigen, wie die Stiftung des Heiligen Abendmahles als des «Neuen Bundes» durch unsern Herrn dem Wortlaut und Sinn nach zurückgeht auf ein Prophetenwort des Jeremias: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen «Neuen Bund» machen (Jeremias 31.31/32). Und so fort...

**163** Demnächst gilt es, der ganz verkehrten Auffassung vom «auserwählten Volke» bei unsern Christenleuten ein Ende zu machen. Was «von Gott auserwählt sein» bedeutet, das sagt uns Jesaias in seinen Liedern vom Knecht

Gottes, in höchster Deutlichkeit im Kapitel 53, und wir lesen es im Hiob-Buche, wie in der Apostelgeschichte da, wo sie von der Berufung des Paulus berichtet: Ich will ihnen zeigen, was er leiden muss um meines Namens willen (Apostelgeschichte 9.16), dazu die ganze Geschichte Israels bis in diese Tage hinein!

Wie mir selbst das Alte Testament «lebendig» wurde? Ich weilte gerade in Pniel (Bad Oeynhausen). Da traf mich der Brief eines mir verwandten Generals, eines der Sieger von Frauenburg. Zum zweiten Male hatte der bittere Tod ihm eines seiner hoffnungsvollen Kinder im Erwachsenenalter entzogen. Wo Trost hernehmen? Er hatte das Buch Hiob gelesen, keinen Trost gefunden – und ich stand als studierter Theologe dem Buch Hiob ebenso ratlos gegenüber. Da wies mir die Hausmutter von Pniel, Schwester Ina, Hiob 42.9 und 10 vor: «Und der Herr sah an Hiob. Und der Herr wandte das Gefängnis Hiobs, da er bat für seine Freunde». Da hatte ich's: Eigenes Leid tragen, gehorsam, und Fürbitte für die anderen; das ist der Wille Gottes. Wer so tut, den lässt Gott nicht im Elend. Auch heute noch! Da fand ich Geist vom Geiste Jesu Christi im Alten Testament. Der Bann war gebrochen. Von hier aus hat sich mir das Alte Testament erschlossen. Ich wurde nicht müde zu forschen, nachdem ich einen Aufsatz eines suchenden stud. jur. gelesen: «Wer gibt uns das Buch Hiob wieder?»

**164** Möchten die Pastoren mit den Lehrern zu brüderlicher Arbeitsgemeinschaft für Gott und sein Wort kommen! Die kommende, schon werdende Kirche kann sich freilich nicht mit zwei Religionsstunden je Woche begnügen. Kann sie der Staat der Kirche nicht im ordentlichen Lehrplan bewilligen, müssen wir Freiwilligkeitsstunden errichten. Nur so kann der zunehmenden Verwirrung in unseren Gemeinden gesteuert werden. Zum Lehramt in der Kirche aber kann und darf nur berufen werden, wer gewählt ist, der Heiligen Schrift sich zu beugen und sich bewusst zu bleiben, dass alle Kritik durchaus nur zeitbedingten Wert hat. Luthers Satz: Scriptura suae ipsius interpres = die Schrift kann nur durch sich selbst erklärt werden, vermöge des in ihr waltenden Heiligen Geistes, muss wieder als Richtschnur in der Gemeinde gelten. Auch in dieser Wahrheit wurde ich in Pniel (Bad Oeynhausen) bei den «Schwestern vom Bibelhause» bestärkt durch biblische Andachten von Hausgeistlichen aus allen Gauen Deutschlands. Auch lernte ich dort die «Lehrerbibel, Schriftwort durch Schriftwort erklärt» (Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch A.G., Konstanz) kennen.

**165** Weil mir aber Gott in seiner Güte und Weisheit in Jesu Christo zuerst das Licht zeigte und an diesem Lichte mich das Dunkel meines Herzens

erkennen ließ und immer aufs neue erkennen lässt, so meine ich, darf man in der Seelenführung, vor allem bei der Jugend Gedanken und Worte nicht in erster Linie um die Sünde, das Dunkel, kreisen lassen. Zuerst muss allemal Gott, der Licht ist, und seine Lichtkraft in Jesu Christo das Wort haben. Daran mag Groß und Klein sein Dunkel erkennen, sich seiner schämen und nach dem Lichte sehnsüchtig verlangen und sich strecken lernen. Nirgends sehen wir den Erlöser die Menschen zuerst an ihre schlimmsten Verfehlungen erinnern. Immer wendet er sich fördernd an die auch im ganz Tiefgesunkenen noch schlummernde, verborgene, kleine Kraft, und sei sie auch nur Sehnsucht nach dem Lichte. Er löscht den glimmenden Docht nicht aus, zerbricht das zerstoßene Rohr nicht (Jesais 42.3).

**166** Wenn Alfred Rosenberg und die Seinen nicht immer, wie er sagt, «nur» von der Sünde hören wollen, so hat er offenbar die Botschaft von der Vergebung in Wort und Sakrament überhört, welche die Gemeinschaft mit Gott und dadurch die Kraft der Ruhe und des Friedens inmitten allen Kampfes schafft. Darüber hinaus wollen wir «ganz ernst» aber das Anliegen derer um Alfred Rosenberg heraushören: Es nützt nichts, einem Menschen, der vom Lichte Gottes in Jesu Christo nicht getroffen ist, von Buße zu reden, wie das auch «Vater» Bodelschwingh deutlich gesagt hat. Man stößt ihn nur in die Dunkelheit noch mehr hinein. Erst gilt's, das wärmende Licht, das lebensspendende Licht Gottes in Jesu Christo zu zeigen, das Licht der rettenden Kraft.

Auch in den Kreisen der «Gemeinschaft» [?] hat sich mehr und mehr die tiefe Erkenntnis durchgesetzt, dass wir mit dem überbetonten Bußruf nicht «das Licht der Welt», «das Salz der Erde» sein können. Vielmehr ist Verkündigung Jesu als des Christus, als des gegenwärtigen Königs des Gottesreiches, des Retters, in Verbindung mit der Mahnung zur Umkehr von der Ich-Anbetung zur Gottesanbetung nötig. Damit aber die köstliche Botschaft geglaubt wird, müssen wir die Brüder draußen etwas, nein viel, von unserem frohmachenden Gerettetsein sehen lassen, in Glaubensmut und Freudigkeit. Christen dürfen keine Klageweiber und Jammergestalten sein. Als solche versperren sie dem Herrn Jesus Christus den Weg zur Welt und den von ihr zu ihm. Wie beginnt doch der Erlöser selber seine Frohbotschaft? «Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist herbeigekommen.» Erst als diese unerhörte göttliche Botschaft die Menschen aufhorchen ließ und erfreute und sie sich nach der Gotteskindschaft sehnen ließ, fährt der Erlöser fort: Kehrt um (tut Buße) und glaubt der Frohbotschaft (Markus 1.15). Seelenführung durch den Erlöser!

**167** Von der Freudigkeit der Verkündigung aber dürfen wir uns auch durch die Tatsache nichts rauben lassen, dass die Frohbotschaft auch Seelen verstocken kann. Hier bricht eine rätselhafte Urtiefe, vielleicht ein Geschehen in der Geisterwelt vor aller Zeit auf, ein Geheimnis des Ewigen, in das wir in diesem Aeon nicht vorstoßen können. Jene Urtiefe, die der Prophet Jesaias schauernd erfährt, als ihn Gott zum Sendboten macht: Gehe hin und sprich zu diesem Volke «Hört es und versteht es nicht, sieht es und merkt es nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes und lass ihre Ohren dick sein und blende ihre Augen, dass sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen und sich bekehren und genesen» (Jesaias 6.10). Eine Urtiefe, in die auch der Heiland bebenden Herzens in Gethsemane hinabgeschaut hat. Hier schaut der geistliche «Höhenfahrer» in den unergründlichen Abgrund.

Liberalen Theologie, wie sie mir noch 1920/21 teilweise geboten wurde, hat es sich freilich bequem gemacht. Sie strich diese Worte der Bibel, zu denen sich Jesus Christus ausdrücklich (Matthäus 13.13/14) bekennt, einfach aus. Aber indem sie das tat, blieb sie in der flachen Niederung des Rationalismus stehen. Ich kam vom Leben, nicht von der Schulstube, als ich studierte; so bin ich davor bewahrt worden, von dieser Theologie, die allzusehr im «Menschlichen» stecken blieb, fortgerissen zu werden. Mich hat dann, Gott sei es gedankt, Luthers Schrift «Vom unfreien Willen» auf den Weg des Gehorsams gegen das Wort geführt, auf den «Höhenweg», von dem man freilich in schwindeln machende Tiefen – auf den «Verborgenen Gott!» – schaut, auf dem man sich «führen und halten lassen» muss, um nicht in den Abgrund des Bösen zu stürzen.

**168** An der Verstockung findet menschlich-seelsorgerisches Wirken seine unbedingte Grenze. Jenseits dieser Grenze bleibt dem Jünger Jesu nur das unablässige Gebet für die Brüder, die wahrhaft priesterliche Fürbitte. Um dieser priesterlichen Fürbitte willen, die in evangelischen Pfarrhäusern geschieht, die den Arm Gottes erreicht, möge der Herr des Lebens den deutsch-evangelischen Gemeinden das «Amt» erhalten und es nicht zur «beamteten Tätigkeit» entarten lassen!

**169** Dann aber tut noch eines not. Die Seelsorger dürfen es sich nicht leicht machen mit dem Urteil der vollendeten Verstockung eines Menschen. Mir begegnete im Beginn meiner Amtszeit in Göttingen ein ganz trefflicher Superintendent, zu dem ich mich über viel offenbaren Gotteshass in der Gemeinde aussprach. Da sah mich der treue Seelsorger, der im Amte an der Hand der Heilandsliebe grau geworden war, so freundlich an: «Ich verstehe Sie nicht ganz; ich höre aus allem Hassen und Wüten nur den Schrei der Sehnsucht nach Gott heraus.»

Und ob nicht selbst bei Friedrich Nietzsche der scheinbar satanische Christushass letztlich nichts anderes ist als an Christo zuschanden gewordene Liebe, die selbstsüchtig war und darum scheitern musste und nun das verlorene Paradies suchte? Rätsel über Rätsel! Ganz dunkel ist es auch in Friedrich Nietzsche nicht geworden: «Er hätte sicher widerrufen, der Nazarener, wenn er älter geworden wäre. Er war zu edel zur Lüge», so spricht er inmitten der Geistesumnachtung. Rüsten wir uns mit der Gottesliebe aus, geben wir sie unsern Kindern mit auf den Lebensweg! Wir und sie werden sie brauchen. Denn möglicherweise ist Endzeit, mindestens für die weißen Völker der Alten und Neuen Welt. Die Rache dagegen ist Gottes (Psalmen 94.1). Uns gilt: Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet (Matthäus 7.1).

170 Das psychologische Rätsel um das Scheitern Nietzsches an Gott wird ein wenig erhellt durch eines seiner Lieder, das ich in «Der deutsche Psalter – ein Jahrtausend geistlicher Dichtung» von Will Vesper, bei Langewiesche-Brandt, fand:

*Dem unbekanntem Gott*

*Noch einmal, eh' ich weiterziehe  
 Und meine Blicke vorwärts sende,  
 Heb' ich vereinsamt meine Hände  
 Zu dir empor, zu dem ich fliege,  
 Dem ich in tiefster Herzentiefe  
 Altäre feierlich geweiht,  
 Dass allezeit  
 Mich deine Stimme wieder rief.  
 Darauf erglüht tief eingeschrieben  
 Das Wort: Dem unbekanntem Gott.  
 Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte  
 Auch bis zur Stunde bin geblieben,  
 Sein bin ich - und ich fühl' die Schlingen,  
 Die mich im Kampf darniederziehen,  
 Und, mag ich flieh'n,  
 Mich doch zu seinem Dienste zwingen.  
 Ich will dich kennen, Unbekannter,  
 Du tief in meine Seele Greifender,  
 Mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,  
 Du Unfassbarer, mir Verwandter!  
 Ich will dich kennen, selbst dir dienen.*

Ein Subjektivist ist und ein Idealist, dem das Kreaturgefühl verloren geht und der den ihm «verwandt geglaubten» Gott zu dem Altar herabzwingen zu können meint, den er selbst errichtet, statt sein stolzes Herz Jesu Christo in der Gemeinde zu opfern in Hoffnung und Liebe! Das ist Nietzsche.

171 Wir sind es unserm Führer Adolf Hitler, der die Volksgemeinschaft will, schuldig, vor allem aber Jesu Christo, nicht zu hassen. Hier taucht vor meiner Seele die Frage auf, woher eigentlich die schier unausrottbare Neigung der Deutschen zur politischen wie zur religiösen Spaltung komme. Da gehe ich denn bei wirklich prophetischen deutschen Männern in die Schule, deren Wesen wie das des israelitischen Urbildes unter anderem auch ist, dass sie ihrem Volke die Augen über sein Innerstes oft geradezu schonungslos öffnen. Zu solchen Propheten auf deutschem Boden zählen Luther, «Vater» Bodelschwingh und jener nun schon mehrfach genannte Yorck von Wartenburg. Gewachsen und geworden am Heiligen Gotteswillen, von ihm erleuchtet, künden sie ihrem Volke seine Fehler. Lauschen wir dem deutsch-evangelischen Geschichtsschreiber! Er sagt etwa so: «Während der Franzose blind dem Ruhme folgt, der Russe der Macht, der Engländer dem Nutzen, ist es die Veranlagung des Deutschen, dem zu folgen, der sein Gewissen und seine Vernunft überwindet.»

In hellem Lichte sehen wir diese Tatsache bestätigt an Martin Luther, den man auch den deutschesten der Deutschen genannt hat. Wie steht er zu Worms vor den Mächtigen der Erde: «Es sei denn, dass ich aus Gründen der Heiligen Schrift oder der hellen Vernunft (im an Gott gebundenen Gewissen) überwunden werde, so kann und will ich es nicht widerrufen.» Ein köstlicher Vorzug des deutschen Wesens, empfangen aus der Hand des Schöpfers der Völker, aber in der Überspannung, losgelöst vom Schöpfer und seinem Worte, in sein Gegenteil umschlagend, in Starrsinn und Rechthaberei, jene beiden Dämonen, welche je und je die volkliche und staatliche Einigung der Deutschen verhindert haben. Dabei haben wir sie, in Mitteleuropa, umgeben von anders gearteten Völkern, so bitter nötig.

172 Wie klar sah Vater Bodelschwingh die Ursache der sozialen Zerrissenheit im Abfall der «Gesellschaft» von Gott, und wie hat er versucht durch ernstes Wort (im Parlament) und durch die soziale Tat, die allen voranleuchtete, ohne dass er sich in den politischen Streit mischte, Wunden zu heilen, die die Selbstsucht dem Volkskörper schlug! Ein Prophet des Herrn unserer Tage! «Der Sinn der Geschichte Gottes mit einem Volke», sagt Oberst Graf Yorck von Wartenburg, «ist die Überwindung der Selbstsucht des Ichs ...

Vor aller Geschichte liegen im Menschen Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die Ahnen als die religiösen Wurzeln der Gemeinschaft.» Ich lasse das gelten mit der Hinzufügung, dass auch die genannten religiösen Wurzeln selbst noch tiefer verankert sind in der Ehrfurcht und Dankbarkeit vor Gott, zu der der Schöpfer den Menschen befähigt. Er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase (1. Mose 2.7).

Indem der Mensch diese beiden Kräfte empfängt, blickt er hinter sich zurück, über sich hinaus und vorwärts. Es entsteht die menschliche Familie zum Unterschiede von der bloßen Stammfolge auch der höchsten Tiere. Religion und Familie sind in ihrem Quellpunkt, der Ehe, vereint, geradezu die Voraussetzung aller Geschichte. Ohne sie bricht das Chaos aus. Unterstützt durch das Geheimnis der Sprache, der dritten göttlichen Gabe, die alles hinter sich lässt, was auf der Lebensstufe des Tieres an gegenseitiger Verständigung möglich ist, entsteht aus der Ehe die menschliche Familie, Sippe, Stamm, Volk (in Anlehnung an die Darstellung von Yorck von Wartenburg).

**173** Wir Deutschen waren bislang kein Volk. Man betrachte nur das Ringen der Stämme gegeneinander, den Erbfehler der Deutschen seit jenen Tagen, da die Ostgoten zur Freude der Römer gegen die Westgoten kämpften (375 n.Chr.). So besiegten die Franken mit Attila im Bunde das große, feste Thüringerreich, die Ostgoten im Bunde mit Rom das Reich der Vandalen (533 n.Chr.), nach dessen Zerstörung sie selbst von Rom vernichtet wurden; ihr letzter König, Teja, fiel 553 n.Chr. in der Schlacht am Vesuv. Auch in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (451 n.Chr), in der Marneschlacht des Altertums, standen Germanen einander gegenüber, die Ostgoten und Gepiden mit den Hunnen unter Attila gegen Römer, Westgoten, salische Franken, Burgunder unter dem Römer Aetius. Und so ist es geblieben bis auf die Reichsgründung unter Kaiser Wilhelm I.

**174** So bin ich denn Gott dankbar, dass er mit uns Deutschen die Geduld nicht verlor, dass er uns noch ein Mal, vielleicht zum letzten Male, die Retterhand reicht, indem er uns im Führer und Kanzler Adolf Hitler den Mann sendet, der sich mit Kraft und Demut, d. h. in dem allein von Jesu Christo stammenden ewigen «Willen zum Dienst» = «Dienemut» anschickt, uns in der Stunde höchster Gefahr zu einem wirklichen Volk und Reich zu schmieden. Mit Gottes Hilfe hat dieser Mann in diesen Tagen den Geist aus dem Abgrund, Hödur, Loki, Satan niedergeworfen, der sich aufmachte, dem deutschen Führer in den Rücken zu fallen, wie er dem Arminius,

dem Siegfried, in den Rücken fiel (nach dem 30. Juni 1934 geschrieben). Deutsche, evangelische Gemeinde, wache auf! Die Hölle selbst umzuckt dich! Noch ist Gnadenzeit. Wehe dir, wenn du jetzt nicht dankbar heimkehrst aus der Irre zu deinem Heiland!

Wie aber die großen Staatsmänner der Deutschen alle, so will auch der Führer und Kanzler Adolf Hitler uns nun erziehen, dass wir ablegen eine in Selbstbesudelung umschlagende Gerechtigkeit, eine Weltaufgeschlossenheit, die zum Weltbürgertum entartet, eine Friedensliebe, die zum widergöttlichen Pazifismus wird.

175 In dem ich so unsere politische Neugestaltung auf das engste verbunden sehe [mit], ja geradezu abhängig von der Erneuerung jedes einzelnen Volksgenossen, bin ich zwangsläufig auf die beiden großen Kirchen gestoßen, in denen der Wille zum Dienst bis zur Hingabe des Lebens am Kreuz als der ethisch-religiöse Kern des Wesens des Gottes- und Menschensohnes Jesu Christi geschichtlich wirksam wurde und wird. Zwei christliche Bekenntnisse, das römisch-katholische und das evangelische, letzteres in zwei besonders gewordenen Gestalten, sind auf deutschem Boden gegebene Tatsache. Keines hat das andere trotz teilweise erbitterter Kämpfe, vor denen wir erschüttert stehen, zu verdrängen vermocht. Denken wir daran, dass der Dreißigjährige Krieg Deutschland in Schutt und Asche legte, seine Bewohnerzahl von 24 Millionen auf 16 Millionen verringerte, so muss das allein schon uns mit Trauer erfüllen. Nimmt man dazu die Tatsache, dass dieser Religionskrieg uns zur politischen Ohnmacht verurteilte, während derer die Mächte um uns sich bildeten und die Erde unter sich teilten, so wird uns mit Recht der Schmerz überkommen.

176 Darum kann ich es begreifen, wenn in diesen Tagen des großen Umbruches und Aufbruchs der sehnsüchtige Ruf nach einer geeinten Kirche aller Deutschen laut wird. Ist er doch als Sehnsucht auch in edlen protestantischen Herzen nach dem großen Freiheitskampfe der Deutschen 1813/15 aufgebrochen. Im letzten der Briefe von Friedrich Perthes am 30.3.1843 finde ich darüber folgende in gleicher Weise Wahres und unlösbaren Widerspruch enthaltende Sätze, die die ganze Schwierigkeit der Sache enthalten:

«Wohl ist der Kölner Dom in seiner Anlage Symbol des tiefen, kraftvollen Sinnes unserer Nation; wohl ist er in seiner Unvollendung Symbol jenes deutschen Zuges, der, weil er das Höchste will, nie zum Abschluss kommt; aber er wird auch, glaube ich, durch den jetzigen Aufschwung zu

seiner Vollendung das Symbol werden unseres gegenwärtigen Zustandes; uns fehlt die Einheit, und wir klammern uns an den Schein derselben. Der Kölner Dom wird der Eckstein werden, an dem der Schein zerschellt und der tiefe innere Zwiespalt, der nicht überbrückt werden darf, wieder zutage kommt. An endlicher Einigung, politischer und kirchlicher, zweifle ich nicht; das Kreuz nicht der römischen, nicht der protestantischen Kirche, sondern der Kirche Christi aufgepflanzt auf dem Turme des Domes von Köln wird das Symbol des endlichen Sieges sein.» (Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Bendixen, Leipzig, Dörffling und Franke 1897)

Im Grunde ist dies leider heute nicht um ein Häkchen anders: Sehnsucht nach einer Kirche aller Deutschen als Ausdruck einer das Höchste wollenden Volksseele. Versuch, die Sehnsucht zu verwirklichen aus leidenschaftlichem Herzen heraus, schwärmerisches Hoffen (im Briefe irrtümlich «Glauben» genannt) neben der nüchternen Erkenntnis eines wahrheitsliebenden deutschen Mannes: Man darf und kann auf trügerischem Schein kein festes Gebäude errichten wollen.

177 Halte ich diesen der Geschichte angehörenden Brief zusammen mit Gottes Wort: Wir können nichts wider die Wahrheit (2. Korinther 13.8), so habe ich, so hat die deutsche evangelische Gemeinde (Kirche) Wegweisung in dem Dunkel unseres deutschen kirchlichen Ringens. Mehr bedarf es nicht. Am ehernen Gesetz der inneren Wahrhaftigkeit wird alles «Gewaltsame» unseres kirchlichen Einigungsstrebens zerschellen. Je eher wir von der «Unwahrhaftigkeit der Gewalt» lassen, die erzwingen will, was sich Gott nicht abzwängen lässt, was er allein schenken kann, desto eher, desto sicherer werden wir einen Schritt vorwärts tun, bei dem wir dem Herrn der Kirche nicht vorangehen, sondern gehorsam folgen müssen. Im ganzen Umfang hat hier Luthers leidenschaftliches Wort Geltung: «Das Wort, das Wort muss es machen!» Nicht romantische Schwärmerei, nicht Gewalt, sondern nüchterner, biblischer Glaube tut not.

178 Ich selber habe in meinen stärksten Mannesjahren, obwohl bis ins Mark hinein evangelischer Deutscher, mich an G. Kussmanns Sang (abgedr. in der Deutschen Zeitung 1909) berauscht:

*Das ist der Traum, den meine Sehnsucht träumt,  
 Ich kann und will Ihn nimmer lassen:  
 Dass deutscher Geist im Frühlingswind  
 Vom Belt zur Alpe weht durch alle Gassen;  
 Durch jedes Haus, wo deutsche Leute wohnen,  
 Im Schloss wie unterm Schindeldach;  
 Dass «Deutsch» die Losung sei in der Gelehrtenstube,  
 Im Kinderzimmer, in der Frau Gemach;  
 Dass fürder man die Kräfte nicht vergeudet  
 Im Kampf: Hie Wittenberg - hie Rom!  
 Dass kein Germane trauert auf den Stufen  
 Der fremden Tempel, sondern kniet im deutschen Dom.  
 Nennt mich nicht Tor, und seid nicht selber Toren;  
 Denn die Erfüllung ruht in deutschen Wesens Schoß:  
 Der, gottgesegnet, Bismarck uns geboren.  
 Der Schoß, der solch ein Wunder barg,  
 Er wird das höchste Wunder auch vollbringen:  
 Ein einig Deutschland – einig Herz und Sinn...  
 Im Geiste Bismarcks wird's gelingen.*

Jetzt, nach 25 Jahren, sage ich dazu: Das Wunder ist geschehen. Durch Gottes Gnade ist deutschen Wesens Schoß abermals mit einem Manne gesegnet worden, den die Vorsehung gesandt hat, uns, sein deutsches Volk, dem politischen Traum des sehnsüchtigen Dichters näher zu führen.

179 Wie aber steht's mit dem «deutschen Rom»? Liegt denn wirklich die Erfüllung jenes Traumes nur in deutschen Wesens Schoß? Ist's nicht doch «Schwärmertum», das eben gerade die dämonischen Tiefen, die auch in der Deutschen Seele schlummern, unterschätzt, ja überhaupt nicht sieht? Der Traum, den heute Hunderttausende von einer «protestantisch-katholischen Kirche» – welch innerer Widerspruch! – träumen, muss dem Erwachen ebenso weichen, wie der Traum einer «deutschen Kirche» ohne Christus. Überdies lassen Stimmen aus dem jesuitisch eingestellten, römisch-katholischen Lager erkennen, dass eine Einigung mit Rom nur unter Aufgabe alles protestantischen Wesens möglich sei. Zweifellos tragen wir schwer an der konfessionellen Spaltung. Aber sie hat auch ihren Segen. In der durch sie bedingten «Spannung» liegt ein «befruchtendes» Moment. Es kann weder die protestantische Kirche durch «Subjektivismus» entarten, noch die römisch-katholischen Kirche im Aberglauben versinken, wie es leicht geschieht, wo sie die Alleinherrschaft hat.

Das Moment der «Spannung» erhält beide Kirchen in diesem Aeon «am Leben». Leben aus Führung, das man vergebens mit menschlichen Mitteln beseitigen oder ändern kann. Aber das können wir Deutschen erreichen, müssen es erreichen, dass wir der Spannungen mit «geistlichem Ringen», nicht mit «weltlichem Kampf» Herr zu werden trachten. Sieghaft klingt's durch die Zeiten: «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben» (Johannes 14.6); «Ohne mich könnt ihr nichts tun» (Johannes 15.5).

Nur Jesus Christus, der Herr, kann und wird am Ende der Zeiten die Kirchenspaltung hinwegtun.

## [Dritte Schau]

**180** Da überhaupt Leben, das verborgene Gottesgeheimnis, nur durch «Führung von oben» werden kann, so gilt das im Vollsinn für die Kirche. Ich bin in sie hineingeboren nach Gottes Willen als Sohn evangelischer Eltern. Am Tage der heiligen Taufe an den Wassern der Lomnitz, die vom Riesengebirge herabstürzt, schloss der Himmel mit der Erde, Gott mit mir einen Bund, der mich wie ein heiliger Wächter umgeben hat. Ganz folgerichtig nahm mich die Kirche in ihre erziehende Hand.

Zuerst senkte sie den Glanz des Weihnachtsfestes mit dem Christkind und dem Lichterbaum in mein Herz, dessen verlöschende Kerzen jedes Jahr ein unaussprechliches Gefühl des Verlassenseins und der Sehnsucht in mir auslösten, wie umgekehrt sein Flammenkleid alle Sehnsucht des Knaben stillte. Meine Mutter verstand es, dass Christbäumchen so heimlich auf verborgenen Wegen ins Haus zu bringen, dass es meinen Geschwistern und mir als ein wirkliches Wunder erschien, das dann freilich einmal weichen musste, aber unter der helfenden Hand einer christusgläubigen Mutter [und] nur dem viel größeren Wunder gottentstammter Mutterliebe. Dieses machte dem alles tragenden, umfassenden Wunder der Gottesliebe wieder Platz, das im Gotteskinde Mariens nach uns greift. Mein Vaterhaus war eben eine lebendige Zelle der Kirche. Gottgesegnetes Leben aus Führung!

**181** Auch die Schule stand in keiner bemerkbaren Spannung zur Kirche. Sie verstand es, den Schöpfer und Erlöser ins Herz zu pflanzen. Wie hat die schreckliche «Schlange auf dem Felde» das Herz des Knaben erregt, wie hat ihn die Gestalt des Heilandes auf Golgatha erbeben lassen, dass er das traurige Geschehen der Mutter beim Ticken der alten Uhr in der Küche erzählen musste! Jahrzehnte später, als der Mann Theologie studierte, wurde es als unerhörte Weisheit Pestalozzis gelehrt: «Ich will, dass die Erziehung des Volkes in die Hände seiner Mutter [Mütter?] gelegt werde.» Ich habe, von dieser göttlichen Weisheit umgeben, aufwachsen dürfen.

Auch jene andere Erzieherweisheit, die Luther lehrt, mit der ich im Zweiten Theologischen Examen in Hannover aufwarten durfte: «Der Apfel muss bei der Rute liegen» – durchaus nicht umgekehrt – ist für mich nicht verstaubte Bücherweisheit gewesen. Sie hatte an mir gearbeitet, solange das Mutterauge über mir wachen durfte. Keiner meiner Lehrer trat solcher evangelischen Erziehung entgegen. Nicht alle haben es gleich gut verstan-

den, den Knaben an Gott zu binden. Manch einer konnte nur trockene Lehre bringen. Aber schließlich kann man vom Religionsunterricht, solange wir Menschen sind, durchschnittlich auch nicht mehr fordern, als den mitzuteilenden Stoff in aller Treue an die Herzen heranzubringen. Wo jene Dreiheit im Einklang wirkt, Elternhaus, Schule, Kirche, da entsteht zu allen Zeiten der Anfang des Glaubenslebens, den der Heiland zum Aufbau von Größerem benutzen kann, unter tausend Schmerzen wegnehmend, hinzu tuend, was ihm notwendig erscheint (Johannes 15.2–5).

**182** Mit Eltern und Geschwistern bin ich als Knabe und Jüngling zum sonntäglichen Gottesdienst gegangen. Eben auch in diesem Stücke bewährte sich die Familie selber als «Kirche». Und später hörte ich bei D Paul Althaus in Göttingen, dass die Ehe erst dann die rechte sei, wenn sie Kirche geworden sei. Eine Lehre aus der Bibel geschöpft, die in mir den Dank gegen den Allgütigen Gott für im Elternhaus empfangene Gnade auslöste und zur Tat im eigenen Heim anspornte.

Unendlich viel für meine innere Entwicklung verdanke ich auch einer frühe verwitweten Cousine meines Vaters, einer gottverbundenen Frau, die mich als Knaben basteln lehrte und dabei auf die Tugend der Geduld hinwies, von der kein Christ genug haben kann. Die vorbildliche Christin wollte, dass an ihrem Grabe ihres Namens nicht Erwähnung getan würde, dass Gott und sein Evangelium allein verkündigt würde; so mag ihr Name, «der im Himmel angeschrieben ist» (Lukas 10.20), auch hier verschwiegen werden. Allzeit hatte sie mich mit ihren Gebeten umgeben, auch im großen Kriege, in dem ich etwa 390 Tage zählte, an denen Gewehr kugeln oder Sprengstücke in meiner unmittelbaren Nähe einschlugen. Ja, Gebete der echten Frommen bilden eine Mauer um uns (Jakobus 5.16):

**183** Der «hohe Baum» von Delta 193 in der Champagne westlich Somme-Py, der höchste der Umgebung, nahm meine Beobachtungsstelle im Winter 1914/15 auf. Eine starke Bohlenwand schützte vom Haupt bis zu den Hüften. Wieviel der kleinen kupferplattierten Gewehrsgeschosse – es waren auch Dum-dum-Geschosse dabei – mag sie aufgefangen haben! Wieviel Wipfel und Äste rissen die platzenden Granaten rings um diesen Baum herab, der durch ein Wunder unversehrt blieb. Das erregte auch das Staunen des Kommandierenden Generals, der sich einmal von hier aus einen Überblick über das Gefechtsfeld des 8. Armeekorps verschaffte, an das sich nach links sichtbar das Nachbarkorps anschloss, in dessen Kämpfe wir mit unseren weittragenden Geschützen mehrfach eingriffen.

Einmal vertrat ich bei Ste. Marie à Py in der Champagne einen Kameraden, Chef der 5. Batterie, der im weit vorspringenden Winkel des deutschen Grabens kaum 150 Meter vom Feinde hinter Stahlschilden Tag um Tag ausharrte, bis die Nerven das Geprassel der Gewehrgeschosse gegen die Stahlwände nicht mehr aushielten. Er durfte sich auf den Befehl des Kommandierenden Generals hin eine ruhigere, deshalb leistungsfähigere Beobachtungsstelle im Hintergelände aussuchen, fand sie und – fiel gerade dort, von einer verirrtten Kugel getroffen. Ein anderer Kamerad, Chef der 8. Batterie, stand im Unterstand, aus dem nach oben nur die getarnten Arme des Scherenfernrohrs herausragten. Ein aus großer Entfernung, deshalb mit steilem Einfallwinkel heranpfeifendes Geschoss nahm den Weg durch die kleine Öffnung im Unterstand und durchschlug ihm Schulter und Brust von oben nach unten. Er wurde wiederhergestellt und starb als Generalmajor in der Reichswehr.

**184** Eines Tages schaute ich im lichten Walde sorglos der Beschießung eines französischen Fliegers von der Erde aus zu, als plötzlich der Zünder einer hoch oben geplatzten deutschen Granate dicht vor meinen Füßen einschlug, weshalb ich schleunigst den schützenden Helm aufsetzte. Als wir 1916 in die Somme-Schlacht geworfen wurden, ritt ich mit meinem Stabe im Galopp bis zum Kommandeur der Kampftruppen im Keller des Schlosses Belloy en Santerre westlich von Falvy-Epéanancourt. Kaum hatten unsere Meldereiter uns die Pferde abgenommen, so dass wir die Kellerstufen hinabsteigen konnten, da schlug eine schwere Granate am Eingang zum Keller ein. Wenige Sekunden früher, und wohl keiner von uns wäre heil davongekommen.

Zum Kommandeur des Abschnitts an der Vimy-Höhe (1915) befohlen, arbeitete ich mich von Trichter zu Trichter Deckung suchend im Granatfeuer vorwärts. Da plötzlich ein Pfeifen, Zischen, Schwirren, wie ich es niemals zuvor oder nachher gehört habe! Eine Munitionsniederlage der Infanterie in der Nähe war getroffen, und nun fuhren die Gewehrgeschosse, deren Patronenhülsen zu tausenden detonierten, wie ein sinnlos gewordener Bienenschwarm um mich herum. Keines hat mich auch nur gestreift. Das alles ist jene gnädige Bewahrung, für die man nur loben und danken kann, weil sie alles Ergründenwollen übersteigt.

**185** Von mehreren Zechenschornsteinen westlich Lens bei Arras habe ich, innen auf spiralförmigen Sprossenleitern bis zu 150 Stufen mich emporwindend, das Feuer auf Batterien und Gräben des Feindes gelenkt. Der Feind ahnte gewiss, von wo wir seine Linien beobachteten, legte

auch etliche solche Schornsteine mit seinen Flachbahngeschützen um. Ich blieb bewahrt. Auch eine Gasvergiftung in der Somme-Schlacht war nicht ernstlicher Natur. Die entsetzliche Stickluft im Befehlsunterstand unter dem Rathauskeller von St. Quentin – 90 Stufen tief – hat wohl schädigend auf die Gesundheit gewirkt; wenn man nach tagelangem Dienst in der Tiefe, die von dampfenden Karbidlampen erleuchtet wurde, nach oben ans Licht kam, taumelte man wohl, weil einen Schwindel erfasste, aber man lebte, freilich ein Leben zwischen Zeit und Ewigkeit. Vor Verdun ritt ich mit meinem Stabe auf einem der das Ufer des Maas-Kanals begleitenden Dämme zur Befehlsstelle. Plötzlich zischten Geschosse neben uns ins Wasser. Der prächtige Fliegerheld Boelcke war aufgestiegen und erprobte wie immer sein Maschinengewehr vor dem Feindflug gegen einen Bodenziel.

**186** Wer vermag nach 16–20 Jahren noch alles Erlebte aufzuzählen? Das hier Niedergelegte mag genügen, um zu erachten, dass mein Leben unter dem Schutze des Schöpfers und Erhalters gestanden hat. Ihn bekennen wir mit Luther im Ersten Artikel: «... Und noch erhält,... Wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahret.» Ich schreibe es alles hierher in dem Bewusstsein, dass das Wissen um solche Bewahrung zurücktreten muss hinter dem: «Des alles ich Ihm zu danken und zu loben und gehorsam zu sein schuldig bin, das ist gewisslich wahr. «

In der Karwoche 1934, in der diese Zeilen entstehen, füge ich hinzu, dass ich mich im Blick auf diese Dankesschuld vor Gott mit allen Menschenbrüdern und -schwestern schuldig weiß und unterm Kreuz des Heilands Vergebung suchen muss und finden darf.

**187** Erzählend habe ich der Zeit vorgegriffen. Die Kirche der Altpreußischen Union gab mir an der Grenze von Knaben- und Jünglingsalter den Segen der Konfirmation. Zu dieser Kirche habe ich mich auch fernerhin gehalten. Freilich drängte sich der kritische Verstand mit zunehmenden Jahren im Predigtgottesdienst vor. Gar manche Geistesschlacht ist um den Inhalt der Predigt auf dem Heimweg zwischen Frauen- oder Peterskirche zu Görlitz und selbst noch am Mittagstische danach geschlagen worden; und es ist sicher, dass der Teufel, der in der Kritik sehr oft sein Wesen treibt, manches ausgestreute Samenkorn geraubt hat. Auf der erwähnten Altersstufe bemächtigt sich ja der Intellekt (Verstand) nur zu kriegslustig des Lebens und aller seiner Erscheinungen.

Kirche, d. h. das Gebet des Religionslehrers inmitten der Schulgemeinde, leitete das Abiturientenexamen ein, dass ich mit gutem Zeugnis gerade in

Religion und Geschichte bestand. Zuvor hatte ich einmal eine Schulprämie: «Die Schlosskirche zu Wittenberg» erhalten. Ich erinnere mich auch, am jährlichen Fest der Wohltäter der Anstalt als «Stipendiat» eine Rede gehalten zu haben über den Sendbrief Martin Luthers «An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung».

**188** Entlassen wurden wir vom Gymnasium mit einer Rede unseres trefflichen Direktors, eines evangelischen deutschen Pädagogen und Menschen, Dr. Eitner. In ihm hatten evangelisches Christentum und humanistischer Idealismus einen prächtigen Bund geschlossen. Seine Rede knüpfte an Friedrich Rückerts Spruch an: «Wehe dem Becher, der in Scherben geht, ehe er einen Durstigen getränkt hat; wehe dem Menschen, der zum Sterben geht, ehe er Liebe geschenkt hat.» Ein Spruch, über den am Hochzeitstage zu mir mein Jugendfreund und Schwager Justus Wilhelm Hedemann in fortreißenden Worten sprach. Warum ich von diesem durch evangelische Tatfrömmigkeit geläuterten und durchtränkten Spruche so starke Worte mache? Weil Jahrzehnte später bei der Abiturientenentlassung meines Sohnes [Helmuth Hoffmann, 1927 in Göttingen] eine andere Rede erklang, in der sich ein humanistischer Idealist förmlich überschlug: «Jesus spricht, ihr sollt euren Nächsten lieben als euch selbst. Ich aber ermahne euch: Liebt euren Nächsten mehr als euch selbst.» Dasselbe Hinausgehen über Gottes Gebot, wie es dem Satan «auf dem Felde» – nicht im Paradiese – der Eva gegenüber beliebt, das lächerlich wäre, wenn nicht so entsetzliche, folgenschwere menschliche Selbstüberhebung dahinter unverhüllt hervorschaute (1. Mose 3.1).

**189** In meiner Fahnenjunkerzeit in Thorn habe ich mich nicht damit begnügt, den Gottesdienst zu besuchen, wenn gerade mein Regiment an der Reihe war, was bei sieben Truppenteilen im Standort immerhin nicht zu oft geschah, sondern ich besuchte auch den Gottesdienst der bürgerlichen Civilgemeinde. Eine Garnisonkirche ließ Kaiser Wilhelm II. erst später erbauen. Bis dahin galt es, sich mit der ziemlich kahlen Kirche am alten Rathaus begnügen. Noch erinnere ich mich der ungemalten Fenster, vor die man rote Vorhänge spannte, so dass allerdings bei Sonnenschein wundervolles Licht den Kirchenraum erfüllte. Im übrigen befanden wir uns ja auf Diaspora-Boden, auf dem einst polnische Jesuiten die Hinrichtung etlicher evangelischer deutscher Ratsmänner erwirkt hatten. Dem Einspruch des Großen Königs ist es zu danken, dass sich ein solcher Akt religiöser Unduldsamkeit nicht wiederholte. Mich aber trieb der Aufenthalt in der Diaspora frühe in den «evangelischen Bund».

**190** Auf der Kriegsschule zu Schloss Engers bei Koblenz ward manchmal die Aula zum gottesdienstlichen Raum hergerichtet. Hin und wieder durften wir auch aus besonderer Veranlassung am Gottesdienst in der Kirche zu Neuwied teilnehmen, ebenfalls in einer Diasporagemeinde. Nach Erbauung der Garnisonkirche ward die geistliche Versorgung der Truppen in Thorn besser. Ihre Majestät, Kaiserin Auguste Victoria, sorgte übrigens dafür, dass die großen Garnisonen im Reich und an den Grenzen treffliche Kanzelredner erhielten. Den trefflichsten der Armeeprediger, den späteren Feldprobst der Armee, lernte ich in D. Schlegel am Invalidendom zu Berlin 1910–1912 kennen. Seine Gottesdienste besuchten Lehrer und Schüler der Oberfeuerwerkerschule. Er war ein «geistesgewaltiger» Mann, der auch auf den weltzugewandtesten Leutnant «mit dem Worte» eindrang und den Weg zum Herzen fand.

Da ich hier vom Invalidendome rede, will ich auch sagen, welch' tiefen Eindruck die Anwesenheit von Invaliden von 1870/71 im Gottesdienste auf uns machte. Wurden doch etliche von ihnen in Tragstühlen zur Kirche gebracht. Wie schlug das die Herzen von uns jungen Kriegern in Bann, was wieder dem Geistlichen den Weg zu den Herzen für das «Wort» freimachte! Eine ähnliche Beobachtung machte ich auch in Bad Oeynhausen nach dem großen Kriege, wenn ich die fast tausend Menschen fassende Kirche betrat, in die sich stets auch eine Anzahl Mühselige und Beladene im Rollstuhl fahren ließen, um den Trost aus Gottes Wort zu hören.

**191** Eines Erlebnisses von religiösem Wert sei hier noch im Zusammenhang mit dem Invalidenhouse gedacht. Dort lag ein Buch aus, in das sich landfremde Besucher eintragen durften. Wieviel tausend Offiziere aller Länder haben wohl Deutschland und die Einrichtungen seines Heeres vor dem großen Kriege als vorbildlich besucht; den Weg zum Invalidenhouse hat kaum einer gefunden, wo die Helden Ruhe fanden, denen der Krieg die furchtbarsten Wunden schlug. Einer aber, kein Christ, besuchte auch diese Stätte, da man Menschenelend in Liebe und Treue, dem Befehl des Erlösers gehorsam, zu lindern sucht. Ein Japaner tat es, der Bezwiner von Port Arthur (1905), dessen stürmende Divisionen vor den russischen Forts 80.000 Tote ließen. Er wusste, was der Krieg auch für den Sieger bedeutet, auch, ja gerade für ein Volk, bei dem Vaterlandsliebe ein wesentlicher Bestandteil der Religion ist. Wieviel Christen hat der «Heide», General Nogi, beschämt! Es geht eben auch heute oft nach Jesu Christi Wort:... Und dieser war ein Samariter (Lukas 17.16). Von diesem Herrnwort gehen noch einmal die Gedanken schnurstracks zur heutigen deutsch-evangelischen Kirche.

**192** Die Armee habe ich verlassen müssen, als der Versailler Lügen- und Schandvertrag meine stolze Waffe, die schwere Artillerie des Feldheeres, vernichtete; von der Kanzel der evangelischen Kirche habe ich Abschied nehmen müssen, als meine zerbrochene Gesundheit den Dienst an der vordersten Front der ringenden Kirche nicht mehr erlaubte. Soll und darf ich deshalb den Ertrag meines an Gottes Fügungen und Führung so reichen Lebens für mich behalten dürfen? Gliche ich dann nicht dem faulen Knecht im Evangelium, der das ihm von seinem Herrn anvertraute Pfund im Schweiß Tuch behielt, statt damit für seinen König zu arbeiten? (Lukas 19.20) Gibt es doch gewiss keine Gottesgabe, die ein Christ für sich selber behalten dürfte. Wie denn Jesus Christus, der Herr, sagt: Ich muss wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann (Johannes 9.4).

Zwar sehe ich, während ich dies niederschreibe, keinen größeren Kreis, dem diese Aufzeichnungen dienen werden. Das ist gut so. Wer weiß, ob nicht die Stunde meines Wirkens in die Weite längst abgelaufen ist. Rein äußerlich zeigt mir doch Gott durch meinen notwendig gewordenen Rücktritt vom Amt, dass er mein Wirken in die Weite mindestens jetzt nicht haben wollte. So ist denn alles hier Niedergelegte als ein Schatz der Erfahrung an der Hand meines gütigen Herrn gedacht, den meine Kinder einmal haben mögen. Wer kann sagen, wann sie, die mit vollen Segeln aufs Lebensmeer hinausfahren wie ich dereinst, das hier Niedergeschriebene gebrauchen werden?

**193** Der Staat muss versuchen, in allen seinen Maßnahmen «das ganze Volk» zu umfassen, tunlichst das ganze Volk hindurchzusteuern durch die Stürme der Zeit. Aber die Kirche? Kann ihrem Wesen nach die Kirche eine etwa dem Staat gleichsam beigegebene unter gleichen Voraussetzungen arbeitende Einrichtung sein, vielleicht bloß mit ein wenig mehr Tiefenarbeit? Ich lehne solche die Kirche in ihrem heiligsten Wesen verletzende Angleichung der Kirche an den Staat oder Eingliederung in den Staat ab. Ist sie dem Staat übergeordnet? Nimmermehr! Wehe ihr, wollte sie herrschen, statt zu dienen, wie das Leben ihres Meisters Dienen war von der Krippe zu Bethlehem bis zum Kreuze auf Golgatha. Ist die Kirche dem Staat untergeordnet? Nimmermehr! Ihr Aufgabenkreis ist ein solcher und zwar wesenseigener, dass die Unterordnung einer «Kirche vom Evangelium her» unter den Staat, selbst eine freiwillige, nur mit Drangabe eines großen Teiles der Aufgaben der Kirche erkaufte werden könnte.

Staat und Kirche – letztere im Sinne von Herrn-Gemeinde – sind beide Schöpfungen Gottes, welche in diesem Aeon notwendig in Spannung

zueinander stehen müssen, beiden zum Heile. Fällt diese Spannung fort, dann haben sie beide bestimmt ihr gottgegebenes Wesen irgendwie abgestreift, verleugnet; dafür ereilt sie dann das Urteil Gottes: Gewogen und zu leicht befunden (Daniel 5.27). Wofür die Geschichte der christianisierten Staaten und der Kirche Gottes unerschütterliche Beweise gibt. Ein Blick nach Russland gibt unwiderlegliche Aufschlüsse.

**194** So will ich auch in dieser Stunde – Frühsommer 1934 – aus jener heiligen Spannung heraus die Kirche sehen, die mich umgeben hat von Kindesbeinen an bis auf diesen Tag. Ihre Aufgabe? «Die Königsherrschaft Gottes» in der Welt zu verkündigen als die mit Jesu Christo in die Welt ganz neu gekommene und stets neu werdende köstliche Wirklichkeit, bis diese Verkündigung mit der Wiederkunft des Herrn Jesu Christi dem vollendeten Reiche Gottes (Königsherrschaft Gottes) weicht. Der Apostel Paulus drückt diesen Tatbestand für die ums Heilige Abendmahl sich sammelnde, durch es sich stets neu gründende Gemeinde des Herrn (Missionsgemeinde) aus: Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen (neuere Übersetzer: verkündigt ihr des...), bis dass er kommt.

Von dieser heiligen, innersten Verfassung der Kirche aus, die ihr ihr Herr selbst gegeben hat, begreift man, wie vom Donner des Gerichts getroffen, die furchtbare Entfernung der Kirche (Gemeinde des Herrn) im Vaterlande und auf Erden von ihrem Auftrag. Daher das Gericht, in dem die Kirche offenbar steht, das nicht von uns genommen werden wird, bis sich die Kirche zur Heimkehr (Buße) rufen lassen wird.

**195** So steht meine Seele nach Monaten inneren Ringens gegenüber dem «Kirchenstreit». Wir stehen als Christen alle unter dem furchtbaren Gericht Gottes. Nicht, dass es auf der ganzen Linie sofort und in seiner Tiefe erkannt werde, steht zu erhoffen, ist zu erstreben, sondern dass es von etlichen in allen Landen in seiner erschütternden Wirklichkeit klar geschaut, durchlitten werde, die sich zur Umkehr rufen lassen wollen, ja dass ich es selber mir und den Meinen täglich klarer mache, und es uns beten heiße, dass der Herr Jesus Christus sich aufmachen möge und dem Häuflein sehend Gewordener gnädigen Beistand leisten [möge], das ist das eine, das jetzt not tut.

Kirche unter dem Gericht Gottes! Denn es ist Zeit, dass anfangs das Gericht an dem Hause Gottes (1. Petrus 4.17). Höre des Herrn Wort, deutsche, evangelische Gemeinde: Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie. Tue nur weg das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Psalterspiel

nicht hören. Es soll aber das Recht offenbart werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom (Amos 5.23/24). Jesus Christus aber sagt: Es werden nicht alle, die zu mir: Herr, Herr! sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel (Matthäus 7.21). Was heißt das anderes, als dass ein laues, nur sonntags oder festtags zur Schau getragenes Christentum durchaus wertlos ist?

Deutlicher noch redet Jesus Christus: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet... Und sie werden in die ewige Pein gehen (Matthäus 25.42; 43.46). Gleich ernst warnt auch der große Heidenapostel vor dem Steckenbleiben im Seelischen, Geistigen, das seinen Inhalt ohne die Tat verliert: Und ich will euch einen köstlicheren Weg zeigen (1. Korinther 12.31). Und nun folgt jenes unvergängliche Hohe Lied auf die inmitten der Welt aufstrahlende Christus-Liebe (1. Korinther 13.), das wir alle kennen.

Der Apostel Jacobus schließt den geistlichen Ring in voller Harmonie mit der ganzen Heiligen Schrift: Der Glaube ohne Werke ist tot (Jacobus 2. 26). Nicht das ist die Meinung, dass etwa die Christusliebe jemals in der Kirche ausgestorben sei. Aber sie war zu allen Zeiten doch nur das innerste Anliegen zu weniger und zu begrenzter Kreise, deren heilige Liebesglut Gott mit der Tat entgegenschlug. Immer galt für die irdische Gemeinde: Ich habe wider dich, dass du die erste Liebe verlässest (Offenbarung 2.4). Ja, es wird geradezu ein Zeichen des nahenden Endes seien, dass die Liebe in vielen erkalten wird (Matthäus 24.12).

**196** Grübeln wir nur nicht lange, wir Christen der Kirche, was denn ein Werk, wie das «Winterhilfswerk» 1933/34, das dem Willen des Führers entsprang, zu bedeuten habe. Ein Spiegel des Gerichts ist es, den Gott der Gemeinde vorhält, in dem sie sehen kann, woran es ihr fehlte und fehlt. Mit einem Male dröhnt es der schlafende Gemeinde ins Ohr, was denn christliche Demut eigentlich ist, nämlich «Dienemut», Wille zum Dienst. Wahrlich, diese Demut stammt von dem, der da sprach: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele (Markus 10.45). Wenn freilich auch nicht jeder einzelne der an dem großen Winterhilfswerke Tätigen einen Jünger Jesu sich nennen darf, vielmehr auch menschliche, allzu menschliche Antriebe sich einschleichen, so bleibt doch die Tatsache, dass ein solches Werk aufbrechen konnte, ein Zeugnis für das in der Welt waltende Leben

Christi. Heidnisches Altertum vor Christo hätte solches Werk niemals auch nur zu denken gewagt.

**197** Es mag in diesen Tagen als eine manche Kluft auffüllendes Wort gesagt sein: Die Träger der nationalsozialistischen Idee des Winterhilfswerkes mögen sich vielleicht sehr oft nicht als bewusste Kirchenleute auszuweisen vermögen, sie sind zu allermeist trotzdem Träger des Namens Christi; sie sind alle in christlicher Luft aufgewachsen; die allermeisten wollen Christen sein. Ihr Werk kann allerdings nicht als Ersatz des Christentums gelten, sondern es empfängt seinen Wert in Gottes Augen eben doch nur nach dem Maße der darin von Gott gefundenen Betätigung der Selbstlosigkeit, die wieder das göttliche Zeichen des Christus ist.

Ich jedenfalls freue mich von Herzen, dass nach langem In-die-Irregehen uns Gott den Führer gesandt hat, der, was einst die Sehnsucht des Obersten Graf Yorck von Wartenburg war, den zweiten Teil des obersten Gebots der Bibel in unserer Sprache heute so übersetzt: «Du sollst lieben dein Volk von ganzem Herzen und von ganzer Seele und von ganzem Gemüte» (Weltgeschichte in Umrissen, S. 324). Ist etwa die Gestaltung des Lebens der Nation vom göttlichen Gebot ausgenommen? Ist nicht vielmehr die Nation das gottgegebene Betätigungsfeld der Nächstenliebe, welche Jesus Christus, der Herr, der Liebe zu Gott gleich setzt, also dass Liebe zu Gott ohne Nächstenliebe nicht sein kann?

Mit den uns Heutigen zur Verfügung stehenden Mitteln werden wir die Mahnung des Apostels Paulus «Politeuesthe... usw.» sicher richtig übersetzen mit «erfüllt eure Bürgerpflichten würdig des Evangeliums» (Philipper 1.27). In gangbare Tagesmünze umgewandelt heißt der Satz: «Gemeinnutz geht vor Eigennutz.» Er stammt übrigens von einem ganzen Christen: August Hermann Francke. Auch die Überwindung des gemeinschafttötenden Klassendünkels durch den Nationalsozialismus entspricht biblischen Gedanken gerade wie die Hochachtung menschlicher Arbeit jeder Art.

**198** Geradezu prophetisch sagte der christliche Ethiker Hilty in seinem «Glück» (1. Teil, Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung 1910, S. 19/20): «Wie die Sachen heutzutage in der Welt stehen, erscheint die Erwartung gerechtfertigt, dass eine soziale Revolution auch wieder die ehemaligen Arbeitenden zur herrschenden Klasse machen werde, gerade so wie diejenige zu Anfang des 19. Jahrhunderts den tätigen Bürger über den müßigen Adligen und Geistlichen emporgehoben hat. Wo immer dieser Bürger seither ein Müßiggänger geworden ist, der wie seine Vorgänger bloß noch

von seinen Renten, d. h. von der Arbeit anderer leben will, wird er ebenfalls verschwinden müssen. Die Zukunft gehört und die Herrschaft gebührt zu allen Zeiten der Arbeit. «

Danken wir Gott, dass wir in Adolf Hitler den Vollstrecker solchen Gotteswillens erleben dürfen. Danken wir insbesondere Gott auch dafür, dass der Führer, über Hilty hinausgehend, nicht nur eine neue herrschende Schicht schafft, sondern das «Ganze des arbeitenden Volkes» als beherrschende Idee in den Vordergrund seines Schaffens stellt. Weil die christliche Gemeinde nicht in dem notwendigen Maße die Heiligkeit der Arbeit in der Welt betont und gelebt hat, hält ihr Gott heute im Nationalsozialismus den Spiegel des Gerichts vor. Wahrlich, hier ziemt sich kein Richten, sondern Sichrichtenlassen.

**199** Andererseits ruft der große Apostel den nationalsozialistischen Christen zu, zur Demut mahnend: Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? (1. Korinther 4.7). Gewiss im Sinne des Herrn, der da spricht: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren (Lukas 17.10). Ist das nicht der Heilige Geist, aus dem heraus zuletzt und zuhöchst und zutiefst die deutsche Volksgemeinschaft organisch allein erwachsen kann ?

**200** Wer in diesem göttlichen Geiste handelt, bewahrt auf der Höhe des Erfolges jene Tugend der Mäßigung, die allein den weltgeschichtlich dauernd wirksamen Erfolg verbürgt. Weil Karl XII. von Schweden jene Mäßigung fehlte, ward er bei Poltawa geschlagen (1709). Weil Napoleon I. jene Mäßigung ganz abging, brach er in Moskau 1812 und auf den Feldern von Leipzig und Belle-Alliance zusammen (1813, 1815). Im Jahre 1911 hatte ich in Berlin als Lehrer an der Oberfeuerwerkerschule in der Ruhmeshalle des Zeughauses vor meinen Schülern angesichts geschichtlicher Gemälde Vortrag zu halten. Ein Deckengemälde, das die Heimkehr des Heldenkaisers Wilhelms I. in den Himmel darstellt, trägt in den vier Ecken die Namen der vier großen Tugenden: Weisheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und – Mäßigung, eben jener Tugenden, die das Lebenswerk des Monarchen vorwärts trugen.

**201** Mich dünkt, ich sehe das Werk des Kanzlers Adolf Hitler am 30. Januar 1933, auch am 30. Juni 1934 von jenen vier Tugenden getragen, wofür wir Gott nicht genug danken können. Das Evangelium aber ermahnt zur Übung jener – übrigens auch außerchristlichen – Tugenden: Alles, was wahr ist, was würdig, was gerecht, was lieblich, was wohl lautend, ist's irgendeine Tugend oder irgendetwas Lobenswertes, darauf seid bedacht (Philipper 4.8.).

**202** Krönend möchte ich zu dem Ringen um die Kirche allen ersten Streitern sagen: Auch Kirche ist dem Gesetz göttlichen Werdens unterworfen, ja gerade sie. Dies Lebensgesetz enthüllt der Heiland aber im unerhört einfachen gewaltigen Gleichnis (Johannes 12.24): Es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt's viele Früchte. So wäre denn ein Festhalten an Vergangenen bloß um des Festhaltens willen ebenso tödlich im Vollsinn für die Kirche wie ein Vorwärtsschreitenwollen auf nicht gottgewollter Bahn zu neuem Machtstand irdischer Art. Auch, ja gerade die Kirche muss täglich und stündlich sterben wollen – durch Buße –, der Welt ein Vorbild. Und sie darf ganz sicher sich des Trostes erfreuen, durch solches Sich-in-den-Tod-geben wird sie leben. Jedes anders im Innersten bestimmte Handeln der Kirche wird notwendig dem vernichtenden Urteil ihres Herrn und Königs verfallen. In diesem Aeon gibt es nur «Leben durch den Tod hindurch». Dafür bürgen Kreuz und Auferstehung.

**203** Die Natur aber zeigt das gleiche Lebensbild. Milliarden kleinster Lebewesen sterben da, wo die deutsche Ströme ihr süßes Wasser ins Weltmeer senden, in jeder Sekunde. Ihre Leiber bilden das Marschland. Auf ihm wächst das Leben der Pflanze. Diese wieder lässt ihr Sein für das Haustier des Menschen. Dieses gibt sterbend nach Gottes Willen dem Menschen Kleidung und Nahrung: Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen (1. Mose 3.21). Zu Noah aber sprach der Herr nach dem Gericht der großen Flut: Alles was sich reget und lebet, dass es sei eure Speise; wie das grüne Kraut hab ich's euch alles gegeben (1. Mose 9.3). Und der Mensch? Nach Gottes Willen muss jede Generation durch den Tod dahin um der Sünde willen; ja es gilt für alle, sich zu opfern, damit das Volk lebe: Niemand hat größere Liebe, denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde! (Johannes 15.13)

**204** Zu dieser ganzen Welt des Sterbens sagte der Menschensohn, Gottes Sohn, am Kreuz sein Ja, geht in sie ein bis in den Tod, damit sie «sein Leben» empfangen. So lasst es euch denn alle, die ihr es ernst meint mit dem kühnen Wagnis des Glaubens in der Kirche, gesagt sein: «Euer ist der Sieg!» Unser König ruft: Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten (Lukas 9. 24). Wenn das dogmatisch ist, so lege ich Zeugnis vor der Welt ab: «Für dieses Dogma möge mir der Herr Kraft geben zu sterben.» Die wahre Kirche kann nur auf diesem Grunde sich aufbauen. Alles andere ist zum Scheitern verurteilt.

**205** Ich sehe, sobald ich mein Auge über den von allem menschlichen Kampfe aufgewirbelten Staub erhebe und das Ohr dem Geräusch des Tages verschließe, glaubensfroh in die Zukunft, auch in die Zukunft der Kirche. Geht nicht auch in der römisch-katholischen Kirche Deutschlands Bedeutsames vor? Ließ doch der Erzbischof von Köln das Neue Testament unter seiner ausdrücklichen Billigung in deutscher Sprache für seine Diözesanen erscheinen. Ich habe die Ausgabe gelesen; sie ist in biblischer Sprache und doch in sehr gutem Deutsch geschrieben. Was trieb den Erzbischof zu diesem Schritt? Jahre vorher hatte der ehemalige römisch-katholische Professor der Theologie Joseph Wittig den deutschen Katholiken das Evangelium in deutscher Sprache nahegebracht durch sein «Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo». Trotz der Exkommunizierung dieses Mannes ist sein Buch in deutschen römisch-katholischen Kreisen «verschlungen» worden (der Ausdruck geht übrigens auf Offenbarung 10.10 zurück).

Kein Zweifel! Mögen alle mit menschlichen Mitteln unternommenen Versuche einer Einigung der um das Evangelium gescharten Christen wegen ihres menschlichen Irrtums scheitern; ganz unabhängig davon wird die «verborgene Gemeinde» dennoch von ihrem König gesammelt. Sie ist da, heute da, braucht keine irdische Verfassung, wird erst recht da sein am Ende des jetzigen Aeons, der zunehmend deutlicher die Züge des Sterbens an der Stirn trägt, gerade weil er sich so aufbäumt, wie nur ein friedlos sterbender es tut. Jene «verborgene Gemeinde» aber lauscht auch auf den Schritt des Herrn, der über die blutgetränkten Felder Russlands schreitet, das verborgene, niemals totzuschlagende Leben erweckend, wie sie lauscht auf das, was in aller Stille auf den Missionsfeldern sich begibt, sie hört das «Ja, ich komme bald» und wird nicht müde zu beten: «Ja, komm Herr Jesu!» (Offenbarung 22.20)

**206** In welchem großen Ausmaß der Nationalsozialismus, den Gott aufsprühen (neutestamentlich «proballein») ließ aus unsichtbaren Tiefen, durch sein Dasein und So-sein die Kirchen zwingt, sich auf das ihnen wesentliche zu besinnen, zu «reformieren», das habe ich schon gestreift und deutlich gemacht. Er ist für die Kirchenchristen ein rechtes «Problem», nämlich nicht etwas, was allein mit dem Verstand gedeutet werden sollte, sondern ein uns von Gott vor die Schwelle des Kirchenhauses gelegtes Etwas, mit dem wir, es anpackend, mit dem wir uns tätig befassend uns mühen sollen. So wird uns der uns durch ihn von Gott gesandte Segen zuteil werden.

Die Kirchenleute hemmt so manches seiner Kennzeichen, sich ihm zu nähern. Da ist sein Anspruch auf «Totalität». Aber ich frage, ist er nicht

gerade in diesem Stück der rechte Spiegel, in dem wir unsere Versäumnisse erblicken? In der Natur wie im geistigen und geistlichen Leben gibt es keinen leeren Raum, der nicht sofort von irgendwoher anders ausgefüllt würde. Man muss also total, d. h. ganz sein, was man sein möchte. Fordert das nicht eben auch Jesus Christus? Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon (Matthäus 6.24). Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer! (Matthäus 16.6) Das weiß auch Paulus: Darum feget aus den alten Sauerteig, damit ihr ein neuer Sauerteig seid! (1. Korinther 5.7)

Wir Pastoren aber, gerade wir zu Wächtern der Gemeinde bestellten Hirten, ließen in die Kirche herein was immer nur an weltlicher Lehre, Meinung und Heilsweg sich uns darbot, bis denn die evangelische Kirche Deutschlands weithin ein Sprechsaal aller Menschen ward [und] darin ermattete, das Sprachrohr «Gottes in Jesu Christo» zu sein. Gott ließ uns, Seinem Vorsatz gemäß, unsern Irrweg bis zu Ende gehen: Am Ende kam das Gericht, in dem wir stehen. Nicht lautes Schelten auf die «Totalität» des Nationalsozialismus tut not, sondern Buße der Kirche, schleunige Abkehr zum Beispiel vom religiösen Liberalismus, der in Jesu Christo nicht Gottes Sohn sieht, und sofort «ganze Wendung» hin zum göttlichen Herrn der Kirche! Ich erinnere an denen gräulichen Satz Harnacks: «Der Vater gehört ins Evangelium, nicht der Sohn.» Spricht er nicht auch zu uns: Ach, dass du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde? (Offenbarung 3.15/16)

**207** Freilich tritt zwischen einer entschiedenen Gemeinde Jesu Christi und dem Nationalsozialismus eine Spannung ein. Wir brauchen sie auf beiden Seiten wahrlich nicht zu scheuen. Spannungen sind in dieser Weltzeit eine Notwendigkeit, damit Leben sei und bleibe. Der elektrische Funke springt nur zwischen zwei entgegengesetzt geladenen Polen auf. So sprießt alles Leben hienieden aus dem Gegensatz zweier Pole auf. Die Kugel rollt nur, wenn die Ebene, ihre Unterlage geneigt ist. Wind entsteht nur wie der alles erfrischende Regen aus dem Gegensatz von Kalt und Warm, Leicht und Schwer, Trocken und Feucht in der Atmosphäre. Geschichtliches, menschliches Leben entsteht aus dem uns eingeborenen Gegensatz als Bürgern zweier Welten. Gottgesegnete Spannung! Der Liberalismus, voran der religiöse, der gerade jetzt, aus dem Staatsleben verjagt, sich in die Kirche flüchtet, bedeutet Gleichmacherei = Tod.

**208** Dass die Spannung zwischen der evangelischen Kirche auf deutschem Boden und dem Nationalsozialismus nicht das lebenspendende Maß

überschreite, dafür will das Herrnwort sorgen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist (Matthäus 22.21). Damit sind dem Machtanspruch des Staates wie der Kirche Grenzen gezogen. In keinem Falle aber darf die Kirche diese Grenzen überschreiten und Macht über den Staat verlangen. Geschieht die Gebietsüberschreitung durch den Staat, so mag die Kirche das darin für sie beschlossene Kreuz tragen. Dem Staat gegenüber bleibt ihr nur der Gehorsam und die unerschrockene Verkündigung des Willens Gottes als missionarische Aufgabe. Zu seiner Zeit wird der Herr seiner Kirche schon Bahn machen: Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott (Römer 13.1).

Dieser Gehorsam muss und wird einer – sich nur durch das Evangelium auferbauenden – Kirche dem nationalsozialistischen Staate gegenüber umso leichter werden, als dieser das «positive Christentum» ausdrücklich anerkennt. (In einer der letzten Reden nennt es der Führer und Kanzler das «wirkliche» Christentum.)

**209** Manche evangelische Christen nehmen Anstoß an dem großen Optimismus des Nationalsozialismus. Nun, der Optimismus ist an sich auch eine Gottesgabe. Dass wir Deutschen sie in so reichem Maße vom Schöpfer empfangen, dafür wollen wir danken. Hätten wir uns aus den mannigfaltigen Katastrophen unserer Geschichte jemals ohne jenen Optimismus herausarbeiten können? Aber freilich, leichter Sinn läuft, hemmungslos geworden, Gefahr, in Leichtsinn umzuschlagen. Deshalb eben ist es die Aufgabe der evangelisch-deutschen Gemeinde, die natürliche optimistische Anlage in ihrer Mitte heiligen zu lassen durch den Ernst der Wirklichkeit Gottes, den sie schauen darf; gleichzeitig muss die evangelisch-deutsche Gemeinde allen Volksgenossen solchen durchheiligten Optimismus durch die Tat vorleben.

Miesmachertum ist undeutsch und unevangelisch zugleich. Mit Pessimismus schlägt man keine Gefahr aus dem Felde. Und unser Herr und König sah und sieht letztlich die Welt – menschlich gesprochen – optimistisch an, nämlich «inmitten ihrer Heillosigkeit für das Heil Gottes bestimmt». Und das Wort des heute so verschrieenen Paulus: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen (Römer 8.28) ist aus dem frohgläubigen Geiste des «Erstgeborenen der Kinder Gottes» geboren. Wie denn Christusreligion durchaus über Optimismus und Pessimismus hinausschreitet. Wieder also berühren sich, wie wir sehen, Nationalsozialismus und Christentum. Darum sehe ich keinen Anlass zum feindlichen

Auseinandertreten von Nationalsozialismus und christlicher Religion, aber starken Anlass zu wechselseitigem voneinander-Nehmen.

**210** Weiter: Mich dünkt, wir evangelischen Christen müssen uns der nationalsozialistischen Organisation «Kraft durch Freude» im Blick auf diejenigen Brüder herzlich freuen, die bislang nur die Schattenseiten des Lebens erlebten, durch die sie, vergrämt bis zum Hasserfülltsein gegen die Volksgenossen auf der Sonnenseite, dahinlebten. Möge die Kirche nur nicht versäumen, den nun neu an die schöne Heimat zu Kettenden zu folgen, ihre Freude zu vertiefen. Wie wär's, wenn zum Beispiel Wanderprediger auf Schiffen, an Ausflugszielen und in Sälen auch mit «dem Worte» dienten? Mein Zeitzer Superintendent hat es auf einer Erholungsfahrt nach dem Nordkap bereits getan. Beweglichkeit der Kirche tut not, mehr als neue starre Verfassungen. Wie, wenn aus einer gesunden Fortentwicklung des «organisierten Feierabends» sich allmählich eine alkoholfreie oder -arme Kultur ergäbe? Welcher evangelische Pfarrer wüsste nicht, dass von allen Teufeln, die «das Wort» rauben, der Alkoholteufel der gierigste ist, wie schon E. M. Arndt in seiner Antrittsrede vor den Bonner Studenten betonte (R. R. Bendixen, Bilder der letzten religiösen Erweckung in Deutschland, Leipzig, Dörffling und Franke, 1897).

**211** Welcher evangelische Christ muss sich nicht von ganzem Herzen freuen, dass der politischen Zwietracht der deutschen Stämme und Klassen nun starkes Halt geboten wird? Wie entsetzlich hat sich doch die Zwietracht, unsere nationale Sünde gegen Gott, je und je an ganzen Geschlechtern gerächt! Nun soll es anders werden; und da sollte die Kirche, die vom Evangelium herkommt, die zu jeder Zeit mit dem Volke geweint und gelacht hat, nicht fröhlich ja sagen können? Sind doch alle die angedeuteten Aufgaben von der Art, dass die Kirche sie wegen der fehlenden Mittel und Macht gar nicht in Angriff nehmen kann. Wohl kann sie alle diese Ziele durch die Predigt «vertiefen» helfen, Erreichtes dauerhaft gestalten. Wie habe ich mich als Pfarrer gefreut, dass die Erkenntnis des Gottesmannes, Vater von Bodelschwings: «Arbeit statt Almosen» nun vom Staate Adolf Hitlers im Großen in die Tat umgesetzt wird! Stolz bin ich als evangelisch-deutscher Mann, dass es ein Großer im Reiche Gottes war, der uns diesen «Weg» aus seinem christusgläubigen Herzen heraus zuerst gewiesen hat.

**212** Es ist doch eine Freude, wie die N.S.-Frauenschaſt und der Bund Deutscher Mädchen die deutsche Frau und das deutsche Mädchen aus der entarteten Civilisation der Großstadt zurückzurufen beginnen und

Frauenwürde wieder auf den Leuchter zu stellen sich mühen. Wie ist doch das alles dem Geiste der Bibel letztlich abgelauscht! «Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt mit sanftem und stillem Geiste; das ist köstlich vor Gott.» Ein Spruch, der mich immer wieder in einem deutschen evangelischen Hause in meiner Vaterstadt grüßt, dessen Bewohnerinnen von dem stillen Wirken biblischer Weisheit Zeugnis ablegen. Da wird aufs neue der Boden gepflügt, der den Samen des Evangeliums aufnehmen kann, ohne dass ihn sofort wieder die Dornen der Welt ersticken.

**213** Bleibt für mich – [handschriftlicher Einschub des Verfassers:] neben einer unbiblischen Durchführung des Rassegedankens im Raume der Kirche – nur das Bedenken, dass die den deutschen Staat erfüllende nationalsozialistische Bewegung – die übrigens, aktenmäßig von mir beweisbar, von einzelnen Pastoren in die Kirche gerufen ist, nicht umgekehrt – der Kirche ein ihr wesensfremdes Element, den Machtgedanken, bringt, an dem sie zerbrechen müsste. Träte dieser Fall ein, die Schuld läge bei der Kirche, die aus ihrer Bahn wich, niemals beim Staate. Darum muss die Kirche selber auf Grund des lebendigen Wortes mit dem eingedrungenen Schaden fertig werden. Sagt doch schon der Prophet Sacharja: Es soll nicht geschehen durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist (Sacharja 4.6). In Fortsetzung und Erfüllung dieses göttlichen Grundgesetzes lehnt der Erlöser das Machtprinzip für seine Jünger restlos ab: Ihr wisset, dass die weltlichen Fürsten herrschen und die mächtigen unter ihnen Gewalt haben. Aber also soll es unter euch nicht sein, sondern welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein; und welcher unter euch will der vornehmste sein, der soll aller Knecht sein (Markus 10.42–44).

Lassen wir uns nur führen durch Gottes Wort! Den Segen davon wird das ganze deutsche Volk gewisslich empfangen. Wachstümlich, also in der Stille Schritt für Schritt wachsend, dafür aber auch allen Stürmen standhaltend, muss Kirche werden.

**214** Vollends eine Staatskirche offen oder verkappt zu werden, ist einer deutschen, evangelischen Kirche unmöglich. Zu klar ist das göttliche Nein der Bibel zu ihr. An der Verquickung von Staats- und Kirchentum ging Israel als Volk und Staat in der Geschichte zugrunde. An der Verquickung von Kaiserkrone und Bischofshut starb Byzanz. Vermischung von staatlicher Hoheit und kirchlichem Wesen ließ die Herrschaft des deutschen Ritterordens neben seiner mangelnden Land- und Volksverbundenheit

zwischen Weichsel und Düna zusammenbrechen. Die mohamedanischen Staaten ereilte aus gleicher Ursache das gleiche Schicksal. An dieser tödlichen Krankheit ging das zaristische Russland zugrunde. Und es scheint, als könnte sich das vom Verderben durch die Staatskirche heimgesuchte Spanien kaum noch von seiner Erkrankung erholen. Es gibt nur einen Weg zur Rettung für dieses Land, das uns im Weltkrieg eine so ritterliche Haltung erwies, das ist, dass die dort durch Gottes Fügung aufbrechende Evangeliumsbevewegung, zu der Fliedner die Aussaat tat, sich durchsetzt. Mit meinem ganzen Herzen begleitete ich diese Bewegung in Spanien. Wie sollte ich nicht mehr noch den Sieg des Evangeliums von Jesu Christo meinem geliebten Volk und Vaterland wünschen! Der Führer, unser Kanzler, will die Staatskirche nicht. Warum wollen evangelische Nationalsozialisten der Versuchung zur Verbindung von Staat und Altar Raum in ihrem Herzen geben?

**215** Land, Land, Land höre des Herrn Wort! (Jeremias 22.29) Dass die deutsche evangelische Kirche weithin dieser Versuchung erliegen konnte, ist nur begründet in der durch den religiösen Liberalismus erschütterten Treue zur Lutherbibel, mit der eine deutsche evangelische Kirche fällt und steht. Wenn Fürst Bismarck sagt, dass die Staaten nur durch die Kräfte erhalten werden können, durch welche sie geworden sind, so gilt das Wort des großen Mannes erst recht und in viel größerer Tiefe für die evangelische Kirche. Lasst uns um das erneute Verständnis und die neue Geltung der «ganzen Bibel» als «des Wortes Gottes» ringen! Dann wird die Kirche siegen in der Stunde der Versuchung. Unumstößlich steht die Verheißung des gekreuzigten, auferstandenen, wiederkommenden Herrn Jesus Christus: Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen (Matthäus 16.18). Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende (Matthäus 28.20).

Des sind wir Zeugen, wenn wir nur sehen wollen! Gott führt, Gott gab uns, die wir umringt sind von einer satanisch verblendeten Welt, bis ins innerste erschüttert sind von den dunklen Mächten der Zersetzung in der Welt, den starken Führer, der sie zu meistern gesucht auf dem dem Staatsmanne möglichen Wege. Nun ist's an der christlichen Gemeinde, voran der evangelischen, aufzustehen vom Schlaf der Gleichgültigkeit und vom Evangelium her «Kirche» zu bauen.

**216** Ans Werk! Rings um Europa rüsten die farbigen Völker der Erde, um der durchs Evangelium begnadeten weißen Rasse das tausendfache Unrecht heimzuzahlen, das ihnen unter Verrat des Evangeliums zugefügt wurde.

Wer kann heute noch die Sünde übersehen, die darin lag, die farbigen Menschen im Weltkriege als Kugelfänger vor die Geschütze und Gewehre der Deutschen zu hetzen? Eine Gemeinheit, die Frankreich im Falle eines kommenden Krieges um ein Vielfaches vermehren will. Ich habe es in der Winterschlacht in der Champagne 1914/15 mit eigenen Augen schaudernd erlebt, wie die französische Artillerie ihre letzten Schnellfeuerversalven in die eigenen Schützengräben lenkte, um die dort liegenden «schwarzen Franzosen» gegen uns zum Sturm zu treiben. Und wie haben sich die so genannten Kolonialvölker – Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer – vielfach an den Farbigen versündigt, in dem sie ihnen ihr Land raubten um der Schätze willen, die es auf und unter der Scholle barg. Die Schuld des Sklavenhandels lastet auf der weißen Rasse. Der Tag der Rache naht. Der Weltenrichter, der die Waage hält, kennt seine Stunde. Noch wäre es Zeit, das heraufziehende Wetter aufzuhalten. Aber nur ein gottesfürchtiges, Jesu Christo erneut zufallendes Volk kann das Gotteswunder vollziehen. Lasst uns in diesem Sinne ein «Gottesvolk» werden!

**217** Schritt um Schritt eroberte Japan, die Vormacht der Gelben, den Stillen Ozean. Die Verblendung der Sieger von Versailles gab ihm selber die Stützpunkte Karolinen, Marianen, Marschall-Inseln, Samoa. Schon weicht Amerika, strategisch östlich umgangen, vor den Japanern zurück von den Philippinen. Schon rühren sich auch, von Moskau her verhetzt, die Malaien in Holländisch-Indien. Die Braunen Englisch-Indiens warten nur auf das Signal, das ihnen von den Gelben gegeben wird, um frei zu werden. Eben diese Gelben haben an der gefährlichsten Stelle der englisch-indischen Grenze, in Afghanistan, eine japanische Gesandtschaft errichtet, die bis nach Persien und Ost-Turkestan hineinwirkt. Schon verhandelt Japan in Abessinien um eine Pachtung und Stützpunkte militärischer Art in der Flanke der Verbindungslinie London-Gibraltar-Malta-Suez-Aden-Karatschi (Indien). Japanische Kreuzer kreuzten bereits im Mittelmeer. Eine geheime Parole fliegt seit Jahren von Kairo bis Kapstadt: «Afrika den Afrikanern!» Was kann ein Negeraufstand in Nordamerika im Falle eines japanisch-amerikanischen Krieges bedeuten?

**218** Dazu ist die größte Völkerwanderung der Geschichte im Gange. Über 20 Millionen Chinesen wanderten in die Mandschurei und Mongolei ein, gezwungen durch die Dauerrevolution in ihrer Heimat seit 1912 und durch die ungeheuren Überschwemmungen dort und die Hungersnot im Gefolge beider. Schon spüren Russland und die Türkei den Druck der in

Bewegung geratenen gelben Massen. Nimmt man dazu die Hungersnot in Russland infolge des gottlosen Bolschewiken-Regiments, die unter Umständen Millionen zur Abwanderung nach Westen zwingen wird,... die Weltdürre von 1934, und man wird wohl ganz unmittelbar an das Wort der Offenbarung (16.12) erinnert: Der sechste Engel goss aus seine Schale auf den großen Wasserstrom Euphrat; und das Wasser vertrocknete, auf dass bereitet würde der Weg den Königen (Mächten) von Aufgang der Sonne... Wahrlich, der Allmächtige, von dem man so gerne schweigen möchte im gottfernen Europa, hat zu reden begonnen: Wer Ohren hat zu hören, der höre! (Matthäus 11.15)

**219** Es kann in Bälde «von Gott her» um der Verstockung der Weißen willen eine Weltlage herbeigeführt werden – wir stolpern keineswegs etwa nur hinein –, die ihresgleichen nur in derjenigen findet, die in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (451 nach Christus) der Entscheidung entgegenreifte. Jeder Tag kann den Zusammenstoß Japans mit dem russischen Koloss bringen, bei dem die übrige Welt einfach nicht neutral bleiben kann. Dann hat die Schicksalsstunde des deutschen Volkes einmal wieder geschlagen. Sie muss uns stark finden in geistiger und geistlicher Geschlossenheit. Dass diese letztere nicht in Einerleiheit bestehen kann, ist sicher; sie wäre nur unter Preisgabe der Wahrhaftigkeit zu erlangen und bräche beim ersten Anstoß von außen in sich selber zusammen. Aber Einheit in der Mannigfaltigkeit geistlichen Lebens kann werden, bei der jeder Deutsche gehorsam sich vor der Forderung Gottes beugt und dankbar für seine Gnade nach dem Maße und in der Weise der ihm geschenkten Erkenntnis in Treuen das höchste Opfer für das Dasein seines Volkes bringt.

Handeln wir so als Deutsche für Deutschland, wird der Lenker der Völker uns auch für wert erachten, durch eine neue Ausgießung seines Geistes das Maß der Einheit im Glauben nach seiner Weisheit zu erhöhen. Wir können solche Glaubenseinheit nicht machen, aber Gott kann sie uns schenken aus Gnaden als ein neues «deutsches Pfingsten». Es wird kommen, wenn auch unter tausend Schmerzen geboren, wenn wir «treu» sind dem Gott der Treue, der uns inmitten aller Not «den Führer» sandte. Bis dahin wollen wir im edlen Wettstreit der Bruderliebe dem Herrn das Kreuz nachtragen, auch das Kreuz der Mannigfaltigkeit in Kultus und Lehre!

**220** An dieser Hoffnung vermag mich auch die entstandene «Deutsche Glaubensbewegung» nicht irre zu machen. Im Gegenteil! Ihr Dasein erinnert die Kirche daran, dass sie zwar ihr Haupt im Himmel hat, aber den Boden,

in dem sie wurzelt, das Volkstum als Gottes Ordnung nicht unbeachtet lassen darf, wie das auch in der deutschen evangelischen Heidenmission längst anerkannter Erfahrungssatz geworden ist. Nicht einfach ausrotten kann ihr Ziel sein, sondern schonende Pflege des Erhaltenswerten, anknüpfen an vorhandenes Weistum, fortführen, vollenden, heiligen. Dazu gehört schier endlose Geduld, die wir von der Geduld Gottes lernen können.

Auch Sippe und Stammeseigenart sind Schöpfungen Gottes; ihre erneute Wertschätzung ist eine dankenswerte Folge der großen völkischen Bewegung. Der Blick auf Sippe und Stamm kann uns bei der Niederringung von krankhaftem Individualismus und Familienegoismus wertvollen Führerdienst leisten. Hat doch auch der Herr Jesus Christus bei der Wahl seiner Jünger offenbar mit Bedacht an die gottgesetzten Bande irdischer Gemeinschaft angeknüpft (Johannes 1.36–51).

**221** Nur kann sich eine aus dem Evangelium erwachsende Kirche mit den Formen und dem Inhalt der irdischen Gemeinschaft allein nicht begnügen. Sie muss sie immer aufs neue durchheiligen, «lebendig» machen aus Jesu Christi heiligen Geiste heraus. Und dazu bedarf es der rastlosen Mitarbeit jedes einzelnen Gemeindegliedes, vor allem an sich selbst. Wie der Prophet Jesaias sagt (vom Knecht Gottes): Er hat mit seiner Seele gearbeitet; darum wird er seine Lust sehen (Jesaias 53.11). Wie denn des Erlösers Erdenwallen ein einziges großes Ringen mit Satan war, dem Widersacher Gottes, auf Tod und Leben. Also heißt's ja im Evangelium: Da verließ ihn der Teufel eine Zeit lang (Lukas 4.13). Hören wir's, nur eine Zeit lang! Und es kam, dass er mit dem Tode rang, und er betete heftig; es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde (Lukas 22.44).

Die Masse unserer evangelischen Deutschen aber will sich noch immer nicht mühen um «das Wort des Lebens». In Glutwüsten und Eiswüsten zieht der Mensch, um irdische Schätze zu ergraben. Tausende geben dabei ihr Leben dran, aber die Schätze der Bibel, die auch nicht als einfach abzuerntende Früchte am Lebenswege wachsen, in die man sich vielmehr Schritt um Schritt hineinarbeiten muss, lässt man unbeachtet. So herrscht denn eine geradezu uferlose Unkenntnis über die Bibel, vor allem bei den sogenannten Gebildeten. Menschen, die sich bestimmt schämen würden, ein Wort Homers, Virgils, des Horaz, Walthers von der Vogelweide, Dantes, Goethes, Schillers, Shakespeares, des Mahatma Gandhi oder Rabindranath Tagores nicht zu kennen, erröten nicht eine Spur, wenn sie auf Verlangen nicht einmal den Ort im Hause anzugeben wissen, an dem ihre Bibel liegt. Andere, namentlich im «nicht gebildeten Volksteile», bewahren ihre Bibel

fein säuberlich eingehüllt auf, die sie als ein unberührbares Heiligtum ansehen, von dessen Dasein in der Familie magische Heilkräfte erwartet werden. Darüber verschaffte mir seelsorgerischer Besuch bei einer eben Witwe gewordenen Frau volle Klarheit.

Dabei nannte sich dieses ganze sterbende Zeitalter in völliger Blindheit das der «Gottsucher». Wenn man mit der Stange ziellos im dicken Nebel um sich und in sich herumtappen «suchen» nennen will, dann, aber auch nur dann, hat dieses Zeitalter Recht gehabt. Dieses Zeitalter hat denn auch nicht gefunden. Denn Gott kann nur da gesucht und gefunden werden, wo er gesucht und gefunden sein will, in Jesu Christo. Es wird immer dabei bleiben: dass Christum liebhaben besser ist als alles Wissen (Epheser 3.19), oder, wie man auch übersetzt:... auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übertrifft.

222 Nimmer kann trotz alledem für einen evangelischen Christen das Forschen an sich Sünde sein. Darum lässt Goethe den Teufel mit Recht sagen:

*Verachte nur Vernunft und Wissenschaft...  
So hab ich dich schon unbedingt.  
(Faust I, bei Reclam Vers 1851–55)*

Der Gott, der befahl: Füllet die Erde und macht sie euch untertan! (1. Mose 1.28), hat gewiss das Eindringen in die Geheimnisse der Natur und des Geistes dem Menschen verordnet. Aber die Tatsache des mit jedem Schritt vorwärts nur größer und unergründlicher werdenden Geheimnisses von Natur und Geist sollte uns zur Demut mahnen. Auch die Tatsache, dass die Forschungsergebnisse sich stets widersprechen, dass die Philosophie besonders seit Jahrtausenden doch eigentlich immer nur beim Bankrott endet, beim «ignoramus, ignorabimus» (wir wissen nicht, werden nicht wissen), sollte uns vor dem Dünkel bewahrt haben und bewahren, von «Wissenschaft» im Sinne von abgeschlossenem Wissen vor den Menschen zu reden. Man sollte überhaupt das Wort «Wissenschaft», das leicht mit Besitz abgeschlossenem Wissen verwechselt wird, zum mindesten in der Theologie dem Worte «Forschung» opfern.

223 Nun hat Gott geredet und dem ganzen wissenschaftlichen «Turmbau zu Babel des 19. Jahrhunderts» den tödlichen Schlag versetzt. Es wäre nicht dazugekommen, hätte christliche Bescheidenheit verhindert, ge-

liehenes, geringes Licht mit dem Quell des Lichtes zu verwechseln. Der Zusammenbruch musste kommen aus der Anmaßung der Wissenschaft. Ich habe ohne Schaden in den langen, finsternen Nächten im Unterstande an der französischen Front naturwissenschaftliche und philosophische Bücher gelesen, gerade wie nachher in der Studienzeit. Unangefochtener Glaube ist – in diesem Zeitalter – nicht möglich, wäre überhaupt nicht Glaube. Aber Gottes Führung hat mich davor bewahrt, vor Hypothesen (wissenschaftliche Annahmen), die sich als abgeschlossene Erkenntnis, als gesichertes Ergebnis ausgaben, die Waffen zu strecken. Die Gefahr solcher Waffenstreckung wächst, je einsamer man seinen Kampf kämpft. Mit Recht ruft Schleiermacher es deshalb den Gottsuchern zu: «Dass ihr den Herrn nur nicht in der Wüste (Einsamkeit) sucht, indessen Er verheißen hat, bei seiner Gemeinde zu sein» (nach dem Gedächtnis geschrieben).

**224** Wie lange hat es gedauert, bis ich mir habe durch D Barth die Augen öffnen lassen für das Ungereimte, wenn Kant den «Schöpfer aller Dinge» das «Ding an sich» nennt! Festeres Wurzeln in der Gemeinde, in der jedes kampferprobte Mütterchen den Widersinn der Worte durchschaut, hätte mich schneller zur Wahrheit geführt. An die hundert Jahre hat es gedauert, bis einer – D Stange – den inneren Widerspruch, in dem sich Kant bewegt, entdeckte: «Nirgends in der Welt kann etwas gut genannt werden, es sei denn ein guter Wille», womit jede Lohnvorstellung und oder gar -sucht abgewiesen wird, während an anderem Orte der große Denker nach dem «Gotte» ruft, «der die Dissonanz – das Missverhältnis – zwischen der sittlich guten Tat und dem irdischen Geschick ihres Trägers ausgleiche» (nach dem Gedächtnis geschrieben).

Sieben Gottesbeweise hat Kant für immer zerstört. Der seinige ist nun auch zerflattert. Ich trat vom lebendigen Leben in die Studierstube, kannte nur den «ganzen Menschen». So hat mich Kants Trennung der Vernunft in eine «reine» und eine «praktische» keine Minute in ihren Bann schlagen können. Aber das ist nicht mein Verdienst, sondern ich danke es der gnädigen Führung Gottes, dass ich in einem Alter studieren durfte, in dem das Rückgrat des Glaubens stark genug war, den Winden der stets wechselnden Weltmeinung zu trotzen.

**225** Gott führt nun auch hier eine gewaltige Sprache, in dem er durch den Nationalsozialismus der Wertschätzung des nicht auf die Wirklichkeit des Volkes bezogenen Denkens einen schweren Stoß versetzen lässt. So darf und muss auch die Kirche einer Theologie den Abschied geben, die Jesum

Christum, den Gründer der Kirche, leugnet. Jener preußische General aber, dem ich in der Somme-Schlacht einen meiner braven Reserveoffiziere vorstellte, der fast in jeder Gefechtspause einen Philosophen las, weil er ein Doktor der Philosophie war, hatte zweifellos nicht ganz Unrecht, als er den tapferen Mann fragte: «Was macht man denn damit?» Dass wir es doch nicht übersehen möchten: Karl Marx war ein Schüler des Philosophen Hegel, der einst Europa ein collegium logicum – logische Vorlesung – las; freilich stand Marx auf dem linken Flügel der Hegelianer.

So ist denn die religionslose marxistische Sozialdemokratie, wie Oberst Graf Yorck von Wartenburg voraussagte, «auch nicht der Schöpfer (Demiurg) der neuen Zeit geworden, sondern sie hat nur die tabula rasa – den Kehraus – dafür herstellen müssen» (Weltgeschichte in Umrissen, S. 503). Sie hat mit aller Ehrfurcht vor dem lebendigen Gotte und seiner Ordnung dergestalt aufgeräumt, dass eine Vergewaltigung des lebendigen Lebens eintrat, sodass das Zeitalter der Demokratie zum Sterben reif wurde. Es starb und stirbt an Gott. Volk und Staat wären mitgestorben, wenn nicht in Gottes Auftrag der Führer und Kanzler Adolf Hitler das Steuer herumgerissen hätte. Wir müssen alle, wie einst Kaiser Wilhelm I. am 2. September 1870, dafür dem Ewigen danken: «Welch eine Wendung durch Gottes Fügung». Dieser Dank muss freilich in die Tat umgesetzt werden.

**226** Allerdings kann der Staat das marxistisch-bolschewistische Denken durch treffliche Maßnahmen auf allen Gebieten des Lebens des Volkes eindämmen, es mit Taten überwinden, wie er es tut, notfalls mit Gewalt eingreifen. Aber darüber hinaus erwächst den glaubensbewussten Christen eine heilige Aufgabe an den von der «Deutschen Glaubensbewegung» als einer in vieler Hinsicht national-bolschewistisch verseuchten Bewegung ergriffenen Volksgenossen. Diese Aufgabe muss gelöst werden von Herz zu Herz, von Mensch zu Mensch. Die Zeit der Möglichkeit der Überwindung im Großen scheint mir bereits vorüber zu sein. Es gilt die Deutschgläubigen in missionarischer Einzelarbeit zu überzeugen, dass die Religion, die sie sich zurechtmachten, ein bloßes Gedankengebilde ist, dass der Gott, der in ihrem Herzen gerade eben Platz hat, niemals der Herr der Welt ist, der alle Wirklichkeit in Händen hält, dass ihr Gottesbild durchaus ein Götzenbild ist, das in der Stunde der eigenen Not und der Volksnot in alle Winde zerflattern wird.

Dass unsere Deutschgläubigen das nicht merken, dass sie im Grunde genommen nur ein Gottesbild gelten lassen, das ihren eigenen Wünschen entspricht, niemals das Bild des Gottes, dem sie tief verhaftet und verpflicht-

tet sind, der sie trotz ihrer menschlichen Sünde in seine Gemeinschaft ruft, eben das beweist, dass sie dem Altmeister der Verführung, Satan, ins Garn gegangen sind. Sie weilen in der Gottesferne, wännen aber «heimgefunden» zu haben. Sie stecken im Elend. Darum muss jeder, der einen Verwandten, Freund oder Berufsgenossen unter jenen irrenden Brüdern hat, ihm auf den Weg helfen, wenn anders er selber es spürt: «Mir ist Erbarmung widerfahren.» Möchte doch jeder die Verantwortung spüren, einem der irrenden Volksgenossen zum Philippus zu werden (Apostelgeschichte 8.1).

**227** Früher, als die Deutsche Glaubensgemeinschaft noch im Entstehen war, hauptsächlich durch das Haus Ludendorff gefördert, versuchte ich, die Gemeinde Jesu durch zwei Aufsätze im «Reichsboten» aufzurütteln. Sie waren auch als Kampfschrift gedacht. Danach wandte ich mich an den damaligen Führer jener Volksgenossen, General Ludendorff. Ich habe alle Register der christlichen Liebe und der geschichtlichen Beweiskraft gezogen. Es blieb vergebens, es sei denn, dass es mir durch Gottes Fügung gelungen ist, den großen Mann wenigstens von der Reinheit meines Wollens zu überzeugen, auch wohl davon, dass ich um seine Seligkeit bange. Er hat die evangelische Bruderhand, die sich ihm entgegenstreckte, nicht ergriffen.

So wird es gewiss vielen unter uns bei ähnlichem Versuche ergehen. Das darf uns nicht abhalten, das gleiche immer wieder zu versuchen. Wir dürfen unsern Herrn nicht kränken mit der Kainsfrage: Soll ich meines Bruders Hüter sein? (1. Mose 4.9) Das tiefen Ernst atmende Wort des Propheten soll uns den Weg weisen: Wenn ich dem Gottlosen sage: Du musst des Todes sterben, und du warnst ihn nicht, damit der Gottlose sich vor seinem Wesen hüte, auf dass er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut (Leben) will ich von deiner Hand fordern (Hesekiel 34.10). Allein das vermindert die Verantwortung aller Glieder einer Kirche des allgemeinen Christentums nicht. Wie oft haben sie ja selber gerufen: «Wir wollen keine Pastorenkirche!»

**228** Um aber zu solchem Dienst tüchtig zu werden, müssen alle, die sich noch zur Kirche halten, die Offenbarung der Majestät Gottes «in der ganzen, ungeteilten Bibel» aufs neue in ihr Herz hereinlassen. Wie ich das meine? Man lese doch z.B. einmal an der Hand eines biblischen Wörterbuches (Konkordanz) das Zeugnis der Bibel über die Treue und Wahrhaftigkeit Gottes von 5. Mose 7.9 und 1. Mose 24.27 bis Offenbarung 19.11, und man wird erst einmal selber wieder im Herzen fest werden, so dass man den suchenden Brüdern den «wahrhaftigen und treuen Gott» bringen kann:

So sollst du nun wissen, dass der Herr, dein Gott, ein treuer Gott ist (5. Mose 7.9). Gelobet sei der Herr, der Gott meines Herrn Abraham, der seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit nicht vergessen hat (1. Mose 24.27). Danach die köstliche Offenbarung, die der Seher Johannes empfängt vom Siegesanzug des himmlischen Königs am Ende der Zeiten. Und ich sah den Himmel aufgetan; und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hieß «Treue und Wahrhaftig». Und sein Name heißt «Das Wort Gottes» (Offenbarung 19.11 und 13).

So habe ich zur Generalkirchenvisitation in der Oberlausitz (Niesky und Rothenburg) im Mai 1933 dem Generalsuperintendenten D Schian beigegeben, den «König der Könige» predigen zu dürfen als den «wahrhaftigen und treuen». Von ihm allein stammt auch eine Uroffenbarung in den Herzen germanischer Deutscher, die der Dichter [Robert Reinick, 1805–52] in ein Lied kleidete, dass man einst auf deutschen Schulen lernte:

*Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!  
Lass nie die Lüge deinen Mund entweihn!  
Von alters her im deutschen Volke war  
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.*

**229** So sind sie zusammengewachsen, germanisches Deutschtum und Christusreligion, jenes mit der tiefen Sehnsucht nach Treue und Wahrhaftigkeit im Herzen von seinem Schöpfer begabt, diese alle Erfüllung solcher Sehnsucht in ihrem Schoße tragend in der Gestalt des Einen, der in Wahrhaftigkeit und Treue für die Seinen lebt, kämpft und stirbt. Er hat den germanischen Stämmen das Herz abgewonnen durch seine Sendboten. Dafür ist der «Heliand» des Sängers der Sachsen ein heute wieder lebendig werdender Zeuge. Dieser treue und wahrhaftige Gott hat uns Deutsche durch die entsetzlichen Katastrophen der Geschichte hindurchgeführt und erhalten, weil wir ihn in unserer Mitte wohnen ließen. Man denke nur an Völkerwanderung, Ungarn- und Hussitenkriege, Pest, Dreißigjährigen Krieg, napoleonische Zeit, Weltkrieg 1914–18. Er hat sich mit der Tat zu seinem Worte bekannt: Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was Er zusage, das hält Er gewiss (Psalm 33.4). Ich habe es bestätigt gefunden in den Stunden tiefster Not des eigenen Lebens und des Elends meines Volkes: Hat nicht Gott uns aus der Tiefe unseres Volkes heraus eben jetzt wieder den Führer gesandt, der uns retten will und wird, wenn wir nur auch dem Gott der Wahrhaftigkeit und der Treue, der uns in Jesu Christo begegnet, die Treue halten und dem «Abfall» ein Ende machen.

**230** An ihm und der Treue zu ihm entscheidet sich das deutsche Schicksal – und an sonst nichts: Den Hoffärtigen widersteht Gott, aber den Demütigen gibt er Gnade (1. Petrus 5.5). Darum, wer sich dünken lässt, er stehe (auf seiner eigenen Kraft), mag wohl zusehen, dass er nicht falle (1. Korinther 10.12). Wir stehen ja alle nicht, sondern werden allezeit vom Herrn, unserm Gott, «auf die Füße gestellt». Leben aus Führung. In dem Augenblick, wo wir das vergessen, sind wir tatsächlich schon gefallen. Wir arbeiten nur solange mit echtem Erfolg, auch wenn er lange unsichtbar bleibt, solange die Kraft, aus der wir wirken, die Kraft des Herrn ist. Ein Beispiel: Samuel Zeller, einer der ganz Großen im Reiche Gottes, gestorben 1910 in der Schweiz, war so ein Mann, dessen Leben und Wirken uns anmutet wie eine einzige stetige Führung durch seinen Herrn Jesum Christum, ein Leben, das sich einem wie eine Fortsetzung der Apostelgeschichte darstellt, wie es ja eben auch von der Wirkung des Heiligen Geistes getragen war.

Aus einem in der Knabenzeit gottfernen und als Jüngling noch in die Irre gehenden Menschen schuf sich der Herr in ihm einen klaren Christen, einen gehorsamen und darum siegreichen Diener. An der Hand seines Herrn, im Gebet ununterbrochen die Gemeinschaft Gottes suchend, die er nach dem Bekennen einer jahrelang verschwiegenen Kindheitssünde empfing, werden ihm auch die Geister der Dämonen untertan. Er wird ein Nothelfer ganz wunderbarer Art. Der Gnadengabe der Heilung teilhaftig, versammelt er Kranke aus aller Herren Länder um sich, die bei ihm Genesung für den «ganzen Menschen», Heilung an Leib und Seele durch Gott suchen. Bald schreiten schweizerische Ärzte gerichtlich ein, weil er ohne Heilerlaubnis ihnen ins Handwerk pfusche. Samuel Zeller wird freigesprochen. Er heilt ja ohne medizinische Mittel, nicht für Geld, und nur Menschen, die sich zum Glauben an Jesum Christum führen lassen, und in der Kraft des Gebetes.

Eines Tages hat er, zu einem Tobsüchtigen gerufen, die wie jener Gadarener im Evangelium einer war (Markus 5.1–17), den Besessenen beruhigt und stille gemacht. Einen Augenblick nur denkt Samuel Zeller, vom bösen Feind überrascht, wie schön, dass du das kannst! Da sprang der Besessene auf und begann ein Ringen mit Zeller auf Tod und Leben. Ja, niemand möge sich unterfangen, anders als in Verbindung mit dem Satansüberwinder dem Satan zu begegnen. Ein Augenblick des Abfalls vom Herrn, und man ist in Satans Gewalt. Nicht seine eigene Ehre, sondern die Ehre seines Herrn suchen, muss der Lebensinhalt eines jeden Christen werden, der in den Werken des Reiches Gottes, in der Inneren und Äußeren Mission, in «Vollmacht» arbeiten will.

Ein Prediger, und zwar ein rechter Gottesmann, wird von seinem Kirchenoberen im Gottesdienst besucht. Dieser ist nach dem Gottesdienst des Lobes voll. Kaum hat die Gemeinde das Gotteshaus verlassen und die Lobrede ist so recht im Gange, da beginnt der alte Kirchturm zu wanken und herabzustürzen. «Sehen Sie», sagte der Gottesmann, «solange wir Gott allein die Ehre geben, hat der Turm gehalten; nun aber, wo wir Menschenwerk treiben, stürzt er in sich zusammen.»

**231** Das alles schreibe ich – nach dem Gedächtnis – nieder im Blick auf den in der Kirche aufbrechenden Willen zur inneren Mission, zur sogenannten «Volksmission». Dies Wort ist meines Erachtens an sich schon irreführend, weil sich mit größerer Wahrscheinlichkeit die sogenannten «Intellektuellen» nicht zu dem zu missionierenden «»Volke» rechnen werden, unter denen ja gerade die kaleidoskopartige Verwirrung des Gottglaubens durch andere, mit christlichen Fäden schlecht verhüllte Geistesmeinungen nur menschlicher Herkunft am weitesten um sich gegriffen hat. Und doch müsste gerade hier der Anfang gemacht werden. Erst recht möchte ich warnen, den Feldzug gegen den Unglauben und Halbglauben ohne vorherige innere Zurüstung der Mannen zu beginnen, die als «Stoßtrupps» in den Feind einbrechen sollen. Noch verschweigt man ihnen ja vielfach diesen Feind überhaupt, geschweige dass man sie auf seine Stärke vorbereitet. Womit der ganze Feldzug, wie das am Tage ist, von vornherein zu kläglichem Ende verurteilt ist. Ein paar schreiende Plakate und Massenchöre tun es nicht; Satan lacht ihrer als einer Spielerei. Ein missionarischer Stoßtrupp, der nicht aufs Beste über den Gegner unterrichtet ist, in dessen Stellung er einbrechen soll, und ohne die einzig siegbringende Waffe, Jesus Christus, das Fleisch gewordene Wort, muss scheitern.

**232** Aber noch geht es auch da zur Zeit in Auswirkung des liberalistischen Zeitalters mit seiner ihm gemäßen Theologie nicht um den letzten Ernst, und Satan spottet deshalb: Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte (Faust I, bei Reclam Vers 2780/81). Wie ich denn auch in meiner Offiziers-, Studien- und Amtszeit bei Offizieren, Professoren und Amtsbrüdern, erst recht bei den Laien recht selten eine volle Erkenntnis der ungeheuren Gefahr gefunden habe, in der sie selbst und die Gemeinden tief stecken. Ich höre noch den einen der Gelehrten auf dem Katheder sagen: «Den Teufel, den alten Herrn, wollen wir doch nicht wieder erwecken!» Andererseits sagte mir ein Bruder, der ein trefflicher Seelsorger und Kanzelredner war, an ihn machten sich manchmal auf dem Weg zur Kanzel

so böse Gedanken heran, dass sie unmöglich aus ihm kommen könnten. Nur sofortiges Gebet zu Gott mache ihn wieder frei. Ein anderer, wie der erste ein gefeierter Kanzelredner, klagte mir: «Mir bangt vor meinen Erfolgen.» Und ich gab ihm recht. Denn «besessene» Frauen in den Kirchstühlen meinten den Geist eines großen Predigers und Liederdichters auf der Kanzel zu sehen, wie er dem Redner auf der Kanzel Wort für Wort einflüsterte.

**233** Wie hat mich, namentlich in meiner ersten Gemeinde, Satan bestürmt, wenn er mich auf dem Gang zum Altar in die leeren Kirchenbänke blicken ließ. Und wie habe ich deshalb wohl zu allermeist vor der Predigt still gebetet: «Herr, behüte mich, dass mich der Anblick der fast leeren Kirche nach all der mühsamen Predigtvorbereitung nicht zornig mache, dass ich nicht die, die noch kommen, dein Wort zu hören, die Schuld der Fernbleibenden eifernd entgelten lasse.» Pastoren, die zwar noch singen lassen: «Der alt' böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint...», aber diesen Feind selbst leugnen oder gröblich unterschätzen, gleichen den Führern der preußischen Armee, «die auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen waren» (Königin Luise) und «dem Manne nicht zutrauten, mit Kanonen den Landgrafen-Berg bei Jena zu besteigen, der mit Mann und Ross und Tross die Alpen überstiegen hatte» (Gneisenau nach der Schlacht bei Jena 1806).

Ich bin gerade durch meine Amtszeit überzeugt worden, dass deswegen so wenig Angriff und Einbruch ins Reich Satans in den letzten Jahrzehnten erfolgte, weil Hirten und Herde das Dasein dieses Reiches weithin kaum ahnten oder ganz bestritten, dafür aber ihm weithin verfallen waren. Denn Gott hat uns, die Schlafwandler, in seichten optimistischen, rationalistischen Träumen auch diesen Weg zu Ende gehen lassen, hat uns «dahingegeben» (Römer 1.24), dass wir an den Folgen unserer Sünde des «Abfalls vom Worte Gottes» unseren Irrweg erkennen und umkehren möchten. Noch ist Gnadenzeit! Aber einmal wird sie abgelaufen seien.

**234** Ja, möchte Gott, der Herr, mit seinem Heiligen Geiste daherfahren und uns ein «deutsches Pfingsten» und ein «Weltpfingsten» schenken:

*«... Herr Gott, gib Sturm... lass deine Flammen lodern,  
Stürz die Altäre (d. h. die selbstgemachten), brich die Tempel ein;  
Lass uns're Kraft, lass unser Werk vermodern,  
Und stell uns Sünder in dein Licht hinein. «*

(Fritz Woike, von Wegfahrt und Heimkehr, S. 64/65, bei Emil Müller, Barmen)

Was der gottbegnadete deutsche evangelische Arbeiter und Dichter hier erfleht, ist, so dünkt mich, im Anbruch, aufbrechend freilich nicht bei den «Kopfarbeitern», sondern eben bei diesem Mann der Handarbeit, aber gerade deshalb verheißungsvoll für die Kirche. Möchte von solchem Manne etwas ausstrahlen auf die Männer in den Körperschaften unserer deutschen, evangelischen Kirche, damit sie fähig werden, echten Dienst in und an der Gemeinde Jesu Christi zu tun.

**235** Wie schwer habe ich die 11 Jahre als Gemeindepfarrer auf dem Lande darunter gelitten, dass ich fast allein stand und stritt, erfüllt von all dem Reichtum, den ich unter einer gnädigen Führung Gottes aus Leben und Gottes Wort empfangen hatte. Der überwältigende Großteil der Männer versagte sich – meist aus falscher Scheu – dem Pfarrer, wie der Gemeinde. Zwar sind die Männer ganz hilflos dem Ansturm jeder Weltmeinung preisgegeben; aber sie «gehen förmlich hoch», wenn man zu ihnen von der Notwendigkeit des Besuchs der Bibelstunden oder eines der Erfahrung Erwachsener angepassten Katechismus-Unterrichts spricht. So etwas schickt sich nach ihrer rationalistisch-pharisäischen Anschauung nur für Frauen, Mädchen und Kinder. Deshalb waren denn auch meine Bibelstunden, die ich im Pfarrorte und in vier Außenbezirken im Winter 1931/32 und 1932/33 im Hause je eines Bauern abhielt, zwar durch 90%, an einer Stelle sogar 100%, der Frauen und einigen ihrer Töchter besucht, aber die Männer fehlten fast ganz. Dabei stellte ich alle möglichen Tagesfragen: Arbeit, Lohn, Boden und Religion, Ehe, Familie, Krieg und Frieden, Gott, Christus und der Mensch, das Kreuz, Auferstehung, Wiederkunft des Herrn, Glaube und Aberglaube usw. in das Licht der «ganzen Bibel».

**236** Nimmt man zum Beispiel ein Wort wie: Arbeit, und was damit zusammenhängt, und schlägt in einem Bibelwörterbuch (Konkordanz) nach, wo und was in der Bibel darüber gesagt wird, so macht man mit wachsender Entdeckerfreude die Erfahrung, dass alle Aussagen Alten und Neuen Testaments über den Gegenstand ein großes, erschöpfendes «Ganzes» bilden. Was gibt es schöneres als Entdeckerfreuden für Jung und Alt? Solche Entdeckerfreuden bereitete mir, angeregt durch Wilhelm Schlatter, die angedeutete Bibelarbeit, und ich suchte sie anderen mitzuteilen.

Sehen wir einmal zu, wie es um die «Arbeit» in der Bibel steht: Füllet die Erde und machet sie euch untertan (1. Mose 1.28). Stehen wir nicht mitten in diesem Ringen? Erobern wir nicht sogar bereits mit unserem Geiste die Planetenwelt um uns, die ungeheure Welt jenseits unseres Planetensystems,

gerade wie die Klein- und Kleinstwelt auf der Erde? Wir hören aber auch von dem göttlichen «Nein» zu unserer Sünde und der deshalb erfolgenden Versuchung des irdischen Arbeitsertrages des Menschen: Verflucht sei der Acker um deinetwillen! (1. Mose 3.17). Wahrlich, wir spüren den Fluch, gleichviel, wo wir den Acker des Lebens bestellen, der Arbeit des Pfarrers, des Staatsbeamten, des Lehrers, des Arztes, des Wissenschaftlers, des Künstlers, des Handwerkers, des Bauern, des Lehrers der Handarbeiter usw.: Muss nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden, und sind seine Tage nicht wie die eines Tagelöhners? Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, dass seine Arbeit aus sei, also habe ich wohl ganze Monden vergeblich gearbeitet, und elender Nächte sind mir viel geworden (Hiob 7.1–3). Um dies Leid wissen sie doch alle recht gut, der Kärner, wie der Pfarrer. Aber die Bibel weiß auch, dass wer seine Arbeit mit und für Gott ohne Murren tut, den Segen der Arbeit empfängt, dass er sagen darf:... Und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen (Psalm 90.10). Noch nicht das Herrlichste! Wir erfahren von Gottes Liebeswillen zum rechten Feiertage für Tier und Mensch (2. Mose 20.10).

**237** Was für ein Geheimnis ist es doch um den Feiertag der Bibel, den siebenten Tag! In gleichförmigem Wechsel mit den Arbeitstagen unterbricht er die Zeit von einem Vollmond zum anderen viermal. Nicht mehr, aber auch gewiss nicht weniger brauchten wir zur Erhaltung unserer geistigen und körperlichen Gesundheit, wenn unser Leben sich nicht von Gottes Geboten entfernt hätte. Ein Nervenarzt, der sonst recht kritisch im Punkte christliche Religion eingestellt war, sagte mir in Bad Oeynhausen von der Weisheit der Aufrichtung des Feiertages, er wisse um die Zerrüttung der menschlichen Gesundheit durch die Nicht-innehaltung des Feiertages.

Schon erkennt auch der Jugendführer des Deutschen Reiches die Bedeutung des Sonntages, und im Verein mit dem Reichsunterrichtsminister erstrebt er, der Jugend den Sonntag zurückzugeben. Möge die Zeit kommen, wo auch die erwachsenen Männer «ihrer Seele wieder den Sonntag geben können und wollen»! (D Werdermann, Hannover) Die Versammlung «der Gemeinde» im Gotteshause um «das Licht des Wortes» ist zudem eine soziale Tat höchsten Ranges (D Paul Althaus). Auf die Dauer kann Volksgemeinschaft im göttlichen Sinne ohne die Versammlung des «Haufens» (Luther) vor Gottes Antlitz nicht bestehen. Deshalb schafft der Bolschewismus Russlands den gemeinsamen Feiertag der Familienglieder ab. Daran werden aber die Gottlosen scheitern. Auch die französische Revolution 1789 ging dem göttlich geordneten, natürlichen Wechsel von

Arbeit und Feiertag zu leibe; man feierte den 10. Tag. Man trieb damit den Geist Gottes aus dem Leben aus und bekam dafür den «Ungeist» mit seinem Fluche, unter dem das Frankreich unserer Tage dahinsiecht, und wenn es sich noch so stark gebärdet. Es hat den tödlichen Wurm in sich.

**238** Wir müssen jedenfalls zum «biblischen Feiertag» durch- und vorstoßen für die Familie samt Hausgenossen und das ganze Volk. Dieser Feiertag ist ja nicht, wie die Weimarer Verfassung törichterweise sagte, ein Tag der seelischen Erhebung, sondern – ganz im Gegenteil – des gütigen Herabsteigens Gottes zu uns! Wie denn Gottesdienst in erster Linie Dienst Gottes in Christo Jesu an uns ist. Darum ist dies die Sünde des Fernbleibens vom Gemeindegottesdienst deutscher evangelischer Menschen, dass wir diesen Dienst der Ewigen Liebe verachten (s. Luthers Erklärung zum Dritten Gebot). Letztlich bereitet uns Gott am Feiertage für den Himmel: Was kein Auge gesehen hat (wonach das Herz eines jeden sich dennoch bewusst oder unbewusst sehnt) und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben (1. Korinther 2.9). Das lässt uns Gott am Sonntag in alle Erdennot hineinsagen, nämlich den Ruf zur Gemeinschaft mit ihm durch die Vergebung der Sünden um des Blutes Jesu Christi willen. Das lässt Gott uns jeden Sonntag predigen: Euer Leben ist nicht «vergebens», wenn ihr euch von mir führen lasst, sondern auf eurem Grabstein darf einmal stehen: «Vergeben». Zuletzt heißt es: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Denn sie «ruhen von ihrer Arbeit», und ihre Werke folgen ihnen nach (Offenbarung 14.13). Leben aus Führung kommt sicher ans Ziel, nicht aus Lohnsucht erstrebt, sondern vom himmlischen Vater geschenkt.

**239** Zu dem Gotteswerk, das wir auf Erden zu tun haben, gehört aber auch, dass wir jede Arbeit, die in Treue getan wird, richtig lohnen. So sagte der Heiland zur menschlichen Gesellschaft: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, (Lukas 10.7). In heiligem Zorn spricht der Herr zu den Führern seines Volkes, die diesen Lohn durch steuerliche Maßnahmen unerträglich kürzen: Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Dill und Kümmel – Hausbedarf des kleinen Mannes – und lasset dahinter das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben (Matthäus 23.23).

**240** Wie schwer hat es sich doch gerächt, dass wir Christen vor dem Kriege nicht wirklich sozial waren, die Familienväter nicht so lohnten, dass die

Mütter ihre Kinder daheim betreuen konnten, sondern in die Fabriken gehen mussten. Wie zerstört diese Tatsache Familie und Volk! Kurz nach dem Kriege fuhr ich einmal mit einem Deutsch-amerikaner in der Eisenbahn von Koblenz nach Berlin. Er deutete mir die Ursache unseres Zusammenbruchs so: «Hättet ihr den Weltmarkt nicht so rücksichtslos durch Niederhaltung der Löhne erobern wollen, sondern euch mit geringeren Gewinnen bei besserer Lohngestaltung begnügt, ihr ständet nicht da, wo ihr heute steht.»

Die Kirche als Gemeinde Jesu Christi hat in diesem Punkt in Unerschrockenheit der Verkündigung und Beispiel ihrer Glieder versagt. Sie büßt dafür heute. Schon das Alte Testament ruft: Wehe dem, der seinen Nächsten umsonst arbeiten lässt und gibt ihm seinen Lohn nicht (Jeremias 22.13). Der Apostel aber warnt die menschliche Gesellschaft: Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land geerntet haben, der von euch «abgebrochen» (gekürzt) ist, der schreit, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des «Herrn Zebaoth» (des Herrn der Sterne [nein: «Heerscharen»], Jakobus 5.4).

**241** Ein anderes Beispiel von dem Heiligen Geiste, der wie ein himmlisch leuchtendes Band die «ganze ungeteilte Bibel» durchzieht. Nehmen wir das Wort «Weg». Wie sind wir doch, der Einzelne und das Volk, davon durchdrungen, dass unser Leben ein Weg ist; ein Weg von der Wiege zum Grabe für die Trostlosen; ein Weg aus Gottes Hand durch die Zeit zu Gott, oder «von Ewigkeit zu Ewigkeit» für alle, die sich von Gott führen lassen. Geheimnisvoll ragte mitten im Paradiese der Baum des Lebens zum Himmel. Hätten sich die Menschen an Gottes Vaterhand als Seine dankfrohen Kinder «führen lassen» von Stufe zu Stufe der Erkenntnis, nicht gegen Ihn, ohne Ihn Erkenntnis suchend, ewiges Leben wäre ihr Teil geworden. Der Tod in seiner jetzigen Gestalt mit seinem Schrecken brauchte nicht zu sein. Die Verklärung des Herrn auf dem Berge (Matthäus 17.1–9) zeigt uns, dass der Allmächtige und Allgütige den Sündlosen ohne Tod, seine irdische Hülle verklärend (verwandelt ins himmlischen Kleid: 1. Korinther 15.51), hätte von der Erde zurücknehmen können in den Himmel. Des Menschen Weg wäre ungebrochen «von Ewigkeit durch die Erdenzeit zur Ewigkeit» gegangen.

**242** Aber vor die freie Entscheidung gestellt, diesen Weg aus Führung zu gehen, vertraute sich der Mensch teuflischen Mächten an. Sich zum Fluche! Nun wird ihm als Strafe und als Gnade Gottes zugleich, die ihn nicht ewig sündigen lassen will, der bitteren Tod gesandt, der «Weg zum Baum des

Lebens» gesperrt: In diesem Sinne ist der Tod tatsächlich ein Befreier vom Leid, vor allem vom Sündenleide. In diesem, selbstverständlich nicht erschöpfenden, Sinne ist der Tod tatsächlich ein Erlöser. Und der Vers, den einige Landsleute auf das Grab der Minna Herzlieb auf dem Friedhof meiner Vaterstadt setzten, hat ein gut Teil recht:

*Goethe's Liebe schmückte dir einst die glückliche Jugend;  
Goethe-Liebe sie schmückt dir das erlösende Grab.*

Darum heißt es, dem doppelten Sinne des Todes Rechnung tragend: Da ließ ihn Gott, der Herr, aus dem Garten Eden, dass er das Feld baute, davon er genommen ist. Und trieb Adam aus und lagerte vor dem Garten Eden die Cherubim (Schuld und Gewissen) mit dem bloßen, hauenden Schwerte, «zu bewahren den Weg zum Baum des Lebens» (1. Mose 3.24). Nun ist die Menschheit auf der Flucht vor Gott mit wildem Herzen. Allein der Ewig-Gütige stellt hinein in diese dunkle Welt an den Weg des Menschen seinen Wegweiser, das göttliche Gesetz, Warnungstafel und Richtungsweiser zugleich für den irrenden Menschen: Siehe, ich lege euch heute vor den Segen und den Fluch, den Segen, so ihr gehorchet den Geboten des Herrn, eures Gottes, die ich euch gebiete, den Fluch aber, so ihr nicht gehorchen werdet... und abweicht von dem «Wege», den ich euch gebiete... (5. Mose 11.26/28).

243 An diesem ehernen, göttlichen Sittengesetz soll und kann sich auch das verirrte Geschlecht unserer Tage wieder zurechtfinden. Es ist die feste Grundlage der menschlichen Gesellschaft, nach deren Wegfall die Katastrophe, die «Endkrisis» der Völker, fürs erste derjenigen der weißen Rasse, eintreten muss. Freilich ist's ein beschwerliches Wandern mit dem Gesetz in der Brust; und wer es damit ernst meint, kann wohl auch einmal zusammenbrechen auf der Wanderschaft wie Elias und sprechen: Es ist genug, Herr; so nimm nun meine Seele (Leben) von mir (1. Könige 19.4). Aber die Stunde solcher demütigen Erkenntnis, wahrhaft göttlicher (gottgesandter) Trauer wird dann wie bei Elias zu einer Stunde der Kraftschöpfung. Tröstend hört der am Wegrand Zusammenbrechende, der seinen Gott mit glühender Seele sucht: Du hast einen großen Weg vor dir (1. Könige 19.7). Zu diesem Wege gibt dann Gott jedes Mal, wie ich mit allen Kindern Gottes weiß und bezeuge, die nötige Kraft Leibes und der Seele, von Tag zu Tag, von Fall zu Fall, die immer neue Kraft fröhlicher Gewissheit der Vergebung durch den gekreuzigten, auferstandenen und stets im Kommen befindlichen Herrn Jesum Christum, die Kraft der Rechtfertigung aus

Gnaden, die Kraft dessen, der in die Welt ruft: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich (Johannes 14.6).

**244** Wahrlich ein stolzer, starker, in sich geschlossener, strahlender Bau, Gottes Ewiges Wort, die Bibel! Und nur wer sie nie von innen her geschaut und erkannt hat, kann ihre Herrlichkeit schmähen wie Mathilde Ludendorff, die geistlich blinde Frau, die ein Agitator einmal in Zeitz unter Missachtung des Feldherrn, ihres Gatten, die geistvollste Frau Deutschlands nannte, begabter noch als der Feldherr. Die armselige Frau und die noch armseligere Menschen, vor allem die armseligen Männer, die sich von dieser Frau verführen lassen, das Heilige von sich zu werfen.

Es stehen und laufen eben viele Menschen vor der Bibel wie Fremde vor dem Fürstenschloss der Hauptstadt. Sie gucken von ferne bald hier, bald da durch ein Fenster, sehen wohl auch einmal einen Diener des Schlossherrn vorüberhuschen, vielleicht auf einen Augenblick den König selber. Aber das im Schlosse waltende «Leben» bleibt ihnen verborgen. Sie scheuen die Mühe, um Einlass zu bitten, manche hohe Treppe zu steigen, sich durch Kammern, Gemächer und Säle hindurchzuarbeiten. Gleichwohl ließ der König des Tor weit auf tun und den Weg zum Thronsaal bekannt machen. Wer sich aber freudig und gehorsam naht, dem lässt es der Herr des Schlosses gelingen, dass ihn Zeit und Mühe, Laufen und Warten gewiss nicht reuen. Eines Tages öffnet sich aus königlicher Gnade die Tür zum Thronsaal. Der Besucher steht plötzlich vor seinem König und schaut seine Herrlichkeit. Ganz dieselbe Erfahrung macht der Mensch, der in den Wunderbau der Bibel eintritt und darin vorwärts dringt. Der steht gewiss eines Tages vor dem Allerheiligsten. Und nun jubelt es in ihm: Dein Wort, o Herr, das mich einlud, war meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Lebenswege (Psalm 119. 105).

**245** Jenes Wort, das man gerade heute in Deutschland weithin verachtet. Viele suchen nur Kraft in sich selbst. Suchen in der Bibel hält man für Schwäche. Sonderlich die Entfaltung germanisch-deutschen Wesens halten gar viele allein schon für hinreichend, die Nation zu starker Entwicklung zu bringen. Aber der 30. Juni 1934, in den uns Gott, der Herr, hineinführte, gibt uns allen die eindrucksvollste Lehre, dass auch das germanisch-deutsche Wesen zerbricht, wenn seine Träger sich nicht vor «Gottes Ewigem Worte» beugen.

Man meint auch Martin Luthers «Stehen» vor der versammelten Macht des Erdkreises aus seinem germanisch-deutschen Blute allein erklären zu

können. Aber solche Meinung entbehrt ganz der geschichtlichen Wahrheit. Martin Luther stand auf Gott in Jesu Christo als ein mit jeder Faser seines Herzens deutscher Mann. Möchte die deutsche evangelische Gemeinde (Kirche) erwachen und aus der Luther-Bibel die Kraft empfangen, die Nebel zu zerreißen, die den Weg des deutschen Volkes bedecken, dass es scheitern müsste, folgte es je dem Rufen der irrenden Brüder unter den Deutschgläubigen. In der Stunde der Gefahr zerflattert alles enthusiastische Gefühl (Schwärmertum); Führer aus der Nacht ins Licht können dann nur durch Gottes hell machendes Wort sehend gewordene Männer sein. Das bezeugen sie alle, die Helden deutschen evangelischen Wesens.

So klingt's aus dem Herzen des leidgeprüften Paul Gerhardt:

*Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich,  
Sooft ich ruf' und bete, weicht alles hinter sich.  
Hab' ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott,  
Was kann mir tun der Feinde und Widersacher Rott'?*

*Nun weiß und glaub' ich feste und rühm' s auch ohne Scheu,  
Dass Gott der Höchst' und Beste, mein Freund und Vater sei  
Und dass in allen Fällen er mir zur rechten steh'  
Und dämpfe Sturm und Wellen und was uns bringet Weh'.*

*Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut;  
Das machet, dass ich finde das ew' ge, wahre Gut.  
An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd',  
Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert...*

*Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein,  
Ist voller Lust und Singen, sieht lauter Sonnenschein.  
Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ;  
Das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.  
(Prov. Sächs. Gesgb. 150)*

246 Man sagt unter anderem, Urreligion der Germanen sei «Gott-Freund-Religion» gewesen. Ist die Christus-Religion des Paul Gerhardt nicht Gott-Freund-Religion im erhabensten Sinne, ihr lieben Deutschgläubigen Brüder? Sinne nach, du mein liebes deutsches Volk: Halte, was du hast, dass niemand deine Krone nehme! (Offenbarung 3.11) Lauschet aufs neue, ihr Deutschen, alle Ernst Moritz Arndt, dem Sänger der Freiheitskriege, der

doch durch und durch evangelischer Christ war; dieser Mann, der Jesum Christum «das Licht der Höhe» nannte, den «diamantenen Felsen», mahnt uns:

*Auf, bleibet treu und haltet fest,  
So wird euch mehr gelingen!  
Wer sich von Gott nicht scheiden lässt,  
Der kann die Hölle zwingen.  
Der alte Gott, der treue Gott  
Lässt sich noch immer schauen  
Und macht des Teufels List zu Spott  
Und seinen Stolz zu Grauen.*

*Auf, bleibet treu und haltet aus,  
Wie Lug und Trug auch schnauben!  
Der Herr dort oben hält noch Haus  
Und schirmt den rechten Glauben:  
Den Glauben, dass die Welt vergeht,  
Wenn Männertreue wanket,  
Den Glauben, dass wie Sand verweht,  
Was um die Lüge ranket.*

*Denn Treue steht zuerst, zuletzt  
Im Himmel und auf Erden.  
Wer ganz die Seele drein gesetzt,  
Dem soll die Krone werden.  
Drum mutig drein und nimmer bleich,  
Denn Gott ist allenthalben;  
Die Freiheit und das Himmelreich  
Gewinnen keine Halben.  
(Prov. Sächs. Gesgb. 570)*

247 So sind sie alle, die Männer, die Deutschland bisher hochgebracht haben, Diener Jesu Christi gewesen, zugleich die wahrhaftigen Herrn und Freien, die vor den Menschen «aufführen, wie Adler». Auch der deutsche Recke, Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, der heute, an dem Tage, an dem ich diese Seiten niederschreibe, heimgeholt worden ist zu seinem himmlischen Vater, der Sieger von Tannenberg, der Feldmarschall, der Präsident des Deutschen Reiches, Vater des Vaterlandes. «Die Treue ist das Mark der Ehre»: Das ist sein Vermächtnis an uns, auch, ja zuerst, die Treue gegen Gott in Jesu Christo.

«Tag ist's und bleibt's trotz allen finstren Mächten!» Das weiß ich mit Karl Gerok («Deutsche Ostern»). Weil ich dieses Glaubens bin, des Glaubens an den Endsieg des Lichtes «über alle finsternen Mächte», des Sieges derer, die ihren Willen Jesu Christo übergaben, um wahrhaft heldenhaft herrschen zu können, muss ich es sagen, ehe ich selber zum König der Könige gerufen werde: «Es gibt für uns deutsche, evangelische Menschen gar keinen sieghaften freien Willen in dieser und jener Welt, als den, der sich durch das Wort Gottes an Gott in Jesu Christo binden ließ! Dieser Wille allein erlebt froh und tapfer «Leben aus Führung».

**248** Es zeigt nur sachliches Nichtkennen, wenn Alfred Rosenberg in seinem Buche «Der Mythos des 20. Jahrhunderts» von Jesus und Luther schreibt: «Uns wird die Seelengewalt der deutschen Mystiker, eines Luther, die Lebenshingabe vieler für eine Idee kämpfender Männer vors Gemüt treten, die Gestalt des Weltüberwinders aus Nazareth, kurz alle die Persönlichkeiten, die den «freien Willen» allen Gewalten entgegen im Leben dargestellt haben. Er starb als Herr und nicht als Knecht.» («Mythus», S. 332)

Wir deutschen evangelischen Menschen danken es dir, ringender deutscher Bruder, dass du so edle Sprache von Jesu Christo, dem König der Welt redest. Aber du irrst, Deutscher Bruder. So sagt die Bibel, die einzige ursprüngliche Quelle der Geschichte über das Leben Jesu Christi: Jesus antwortete ihnen und sprach: «Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. Und so jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede» (Johannes 7.16/17). «Ich muss wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann» (Johannes 9. 4). – «Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!» (Lukas 22.42) – Ganz hingegeben an den Willen des Vaters, ist Jesus Christus nun «der Freie» unter den Menschenkindern in Leben und Sterben. So geht er dem Tod entgegen, frei von den Menschen, guten und bösen, frei von der Welt, ruhend in Gott! Nicht im freigewählten Märtyrertum, sondern als die Gottesstunde, die Weltenstunde geschlagen hat (Johannes 12.27). – «Es ist genug, die Stunde ist gekommen; siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünde Hände» (Markus 14.41). – «Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben herab gegeben wäre» (Johannes 19.11).

Welch ein Trost für uns Menschen: auch das Böse ist nicht frei. Das hat auch Goethe gewusst, freilich rationalistisch entstellt:

*Du darfst auch da nur frei erscheinen,  
 Ich habe deinesgleichen nie gehasst.  
 Von allen Geistern, die verneinen,  
 Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.  
 Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,  
 Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';  
 Drum gab ich gern ihm den Gesellen zu,  
 Der reizt und wirkt und muss als Teufel schaffen.*  
 (Faust I, b. Reclam Vers 336–343)

**249** Was aber Luther anlangt, den Alfred Rosenberg so ganz und gar nicht versteht, so sei meinen lieben deutschen Zeitgenossen in allen Lagern gesagt: Es gibt ein Buch Luthers «Vom unfreien Willen». In diesem Buche rechnete der von seinem Gott in Jesu Christo durchglühte, beileibe nicht nur für eine Idee begeisterte Reformator mit seinem – weltliches Wissen und Philosophieren mit dem Glauben vermischenden – gelehrten Gegner Erasmus von Rotterdam ab. In diesem Buche haut Luther den Christusglauben aus dem Gestrüpp irdischer Ranken und Dornen heraus. Von diesem Buche, dem Großen Katechismus, und noch einem Werke, das meinem Gedächtnis entfiel, wollte der große Gottesmann, es möchte nicht untergehen, auch wenn alle anderen untergingen.

Da schreibt der Reformator (S. 334): «Ich will für mich bekennen: Ich wollte nicht, ob es [auch] geschehen könnte, dass mir ein freier Wille gelassen wäre und dass etwas in meiner Hand gelassen wäre, mit dem ich könnte nach der Seligkeit streben. Nicht allein darum, dass ich in so viel Anfechtungen, bösen Tücken und Anläufen des Teufels nicht wüsste zu bestehen und zu bleiben – da ein Teufel stärker ist denn alle Menschen und nicht möglich wäre jemandem, selig zu werden – sondern, wenn auch keine Fährlichkeiten, keine Anfechtung, kein Teufel wären, so wäre doch alle meine Arbeit aufs Ungewisse getan, als der in die Luft streicht. Und mein Gewissen, wenn ich auch an den Jüngsten Tag lebte und wirkte, wäre nimmer sicher und gewiss, wieviel ich tun sollte, dass Gott genug geschähe. Aber so nun Gott meine Seligkeit aus meinem freien Willen genommen hat und in seinen freien Willen gestellt und zusagt, mich nicht durch mein Leben oder da, sondern durch seine Gnade und Barmherzigkeit zu erhalten, so bin ich sicher und gewiss, dass er stark und gewaltig genug ist, dass kein Teufel noch Widerwärtigkeit ihm können etwas anhaben oder mich ihm wegreißen.»

**250** Mit diesem Bekenntnis Luthers zur «Gerechtigkeit allein aus der Gnade Gottes» und nicht aus unserm freien Willen stehen wir deutschen, evangelischen Männer gegen alle katholisierenden Neigungen der Zeit. Ja, wir wissen, dass auch die Priester der römisch-katholischen Kirche jeden ihrer «sterbenden» Gläubigen in der letzten Not einzig und allein auf die Gnade Gottes verweisen und nicht auf ihre «Haltung im Leben in Taten des freien Willens». Von dieser Wahrheit, in der «das Leben» steckt, werden wir bewusst evangelischen Deutschen, wenn Gott Gnade gibt, nicht weichen, zu Gottes Ehre, zum Heile des deutschen Volkes, in deutscher Treue zu unseren tapferen Vätern.

Wie ein Magnet hat mich diese schwere, aber herrliche Lutherschrift «Vom unfreien Willen» (deutsch von Friedrich Gogarten, Verlag Christian Kaiser, München 1924) nach dem Kriege an sich gezogen. Ich musste darin arbeiten, ob ich wohl manchmal mich daran zerquälen wollte. Heute danke ich Gott ganz besonders für diese Führung. Denn hier empfang ich die Waffe wider alle Irrtümer der Zeit, in denen «der alte böse Feind» sich verbirgt. Möge die deutsche evangelische Gemeinde «diesen Schild und dieses Schwert» bald erneut gebrauchen! Dann wird der Tag, da der Feind flieht, bald kommen, als viele heute zu hoffen wagen. Solche Glaubensgewissheit erwuchs Luther aus der Vertiefung in die «ganze, ungeteilte Bibel», wie man das ganz besonders beim Durcharbeiten seiner Streitschrift «Vom unfreien Willen» erkennt.

**251** Als Leutnant habe ich die Bibel das erste Mal zur Hand genommen, als ich durch einen leichten Gelenkrheumatismus, den mir Gott sandte, ans Bett gefesselt war. Es war im Jahre 1903, dass ich mehr aus einem dunklen Empfinden heraus als mit klarem Willen nach dem Buch der Bücher griff. Und wie es zu geschehen pflegt, wenn man ohne Anleitung an das Heilige Buch herangeht, so sah ich nur das Gericht. Ich schlug es bei der Offenbarung des Johannes auf, trat also durch eine recht enge Pforte in das Heiligtum ein.

Später, als Pastor 1922, erlebte ich an einem alten Generalmajor, der sich nach dem Kriege in meiner bäuerlichen Gemeinde niedergelassen hatte, dass auch er die Bibel vom letzten Buche her «aufrollen» wollte. Wie schön war's, dass ich ihm, belehrt durch eigenen Missgriff, sagen konnte, man müsse nicht bei der «Wiederkunft Christi» anfangen, um zum Glauben zu kommen, deren Gewissheit vielmehr der Glaube als Krönung davonträgt. Und doch, mancher mag durch das drohende Gericht erst einmal zum Nachdenken über sich selbst angeregt werden. Gott führt sicher jedes Menschenherz nach seiner Weisheit seinen besonderen Weg.

252 Ich jedenfalls musste erst durch den Krieg krank werden und bei den Bibelhaus-Schwestern in Pniel zu Bad Oeynhausen Erholung suchen, ehe mir die Bibel erschlossen wurde. Neben den Schwestern mühten sich Hausgeistliche aus vielen Gauen des Vaterlandes und glaubensereifere Gäste, Lichtträger zu sein im Dunkel der Zeit. Dazu traten Zeitschriften [wie] «Beth El», «Für Alle», «Der Zionsfreund», «Licht im Osten» und andere Missionsgeist ausstrahlende Blätter, so dass allmählich «die Religion aus dem Kopfe ins Herz drang». (So drückte mein erster Superintendent den «Gnadenwillen Gottes für mich» aus, als ich erkrankte.)

253 Gar viel danke ich für Zeit und Ewigkeit auch dem christlichen Tageblatt «Aufwärts», das in Bethel erscheint. Sonntagsschriftbetrachtung von ganz besonderer Tiefe, Wärme und Klarheit über Gott und Welt findet sich dort. Der Kampf dieses Blattes für angewandtes Christentum, alkohollarme Kultur, Landsiedlung, gegen die Anbetung des Goldes, für volksorganisches Denken, Bibel und Mission, für einen vertieften Sozialismus, für Wahrheit im öffentlichen Leben, Sittenreinheit, sein klarer Blick für das Heraufziehen der Gefahr von seiten der farbigen Völker, gaben mir gar viel Anregung für meine Erkenntnis und für meinen Gestaltungswillen.

254 Jedenfalls brauchte ich, als der Nationalsozialismus siegte, keinen großen Schritt mehr auf ihn zu tun. Mein Weg war in hundert Dingen der Welt längst gleichlaufend zu ihm gelaufen, gelenkt von biblisch-christlichem, ethischen Wollen. Freilich habe ich mich als Gemeindepfarrer in keine politische Bindung gegeben, wie ich auch heute noch überzeugt bin, dass nur eine an «das ganze Wort Gottes» sich bindende deutsche evangelischen Kirche dem neuen Staate und dem von ihm zu gestaltenden Volke den höchsten Dienst tun kann und muss.

255 Einst sang Emanuel Geibel in seinem Gedicht «Deutschlands Beruf» prophetisch:

*«Macht und Freiheit, Recht und Sitte,  
Klarer Geist und scharfer Hieb  
Zügel dann aus starker Mitte  
Jeder Selbstsucht wilden Trieb;  
Und es mag am deutschen Wesen  
Einmal noch die Welt genesen.»*

Aufjauchzen möchte ich, dass der Herr der Welt mich als Deutschen von Blut und Überzeugung diese Jetztzeit schauen lässt, die mich wie eine «Gnadenfrist» für mein Volk anblickt, in der wir jene christlichen Tugenden – Recht und Sitte, klaren Geist, der mit scharfem Hieb die satanischen Nebel zerteilt, Gemeinschaft unter den Volksgenossen – aus einem uns geschenkten Kraftzentrum heraus entfalten sollen, in dem das Herz und der Wille des Führers und Kanzlers Adolf Hitler steht. Allein als deutscher, evangelischer Bibelchrist weiß ich auch, dass solche innere Wiedergeburt meines geliebten Volkes letztlich nur durch Beugung unter den «Heiligen Geist Gottes in Christo» erfolgen kann.

**256** Dass hier die Kirche, meine liebe, evangelischen Gemeinde, den Anfang mache, dass ein Jeder sich zur «Buße» rufen lasse, ist mein letzter irdischer Wunsch, zur Abkehr von aller um uns schwärmenden «Geisterei», durch das enge Tor der Reue über eine versäumte Zeit und versäumten Weg, hin zum Kreuz des Erlösers, der allein uns innerlich wirklich erneuern kann. Es gilt fortan, nicht selbstgewählte Wege zu schreiten, so hell sie immer zu sein scheinen. Sie führen alle ins Dunkel und Verderben. Es gilt, uns von Gott führen zu lassen, wie meine Mutter es nannte, uns vom Ewigen «ins Gebet nehmen» zu lassen:

Schaffe in uns, Herr Gott, ein reines (frei von Weltmeinung) Herz und gib uns allen einen neuen (glaubens-)gewissen Geist! (Psalm 51.12) Sofort werden wir Jesu Christi Antwort hören: Siehe, Ich mache alles neu (Offenbarung 21.5). Lass dich nur von Mir gürtet und führen! (Johannes 21.18) Den Weg des Kreuzes und Auferstehens, den Weg des Sieges!

Auf dem von Emanuel Geibel wenn auch nur zaghaft angedeuteten Wege – über ein erdichtetes, in der Wirklichkeit auch niemals vorhandenes deutsches Wesen an sich – werden wir nicht genesen. Die große Welt aber lehnt es ab, uns als ihren Arzt anzunehmen. Mit Recht. Denn es steht geschrieben: Ich bin der Herr, dein Arzt! (2. Mose 15.26)

**257** Auf, deutsche evangelische Kirche, handle nach dem Vermächtnis deines getreuen Eckehard, deines heimgegangenen Hindenburg, der als deutscher und evangelischer Christ auf seinem Sterbelager sich durch die Losungen der Brüdergemeinde, einen Auszug aus der ganzen Bibel mit evangelischen Liederversen, stärkte zum letzten Gang. Mit sterbender Hand strich er noch die «Losung vom 16. Juni 1934» an: Mit der einen Hand führten sie das Schwert, mit der anderen arbeiteten sie (Nehemia 4.11). Ein Wort, nach dem der alte Recke gehandelt hat, bis Gott Feierabend gebot. Ein Wort,

nach dem wir Deutschen alle handeln müssen, wie einst Israel nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft. Möchte die Kirche dem Willen des toten Helden nachkommen: «Sorgen Sie dafür, dass Christus in Deutschland verkündet wird» (geäußert zum Reichsbischof).

Dann wird Deutschland das «unbesiegbare Leben» in seiner Mitte haben. Und brausten alle Höllenmächte zugleich gegen uns heran, wir werden «stehen» in der Kraft des Herrn. Denn:

*Getrost! Berg-ragend steht der Herr der Welt,  
Und Gottesliebe treibt den Stundenlauf.*

(Fritz Woike, Fern leuchtet ein Land, bei Müller, Barmen 1925)

Damit lege ich «fürs erste» die Feder aus der Hand.

258 Der Herr der Zeit schloss ein Zeitalter, als am 7. August 1934 die sterbliche Hülle des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls von Hindenburg beigesetzt wurde. Ein neues ist heraufgekommen aus dem Meer der Ewigkeit. Der 19. August 1934 schon hat bewiesen, dass «der Führer und Kanzler» berufen ist, Deutschland durch Sturm und Wetter zu führen. Der Segen des Herrn, der das A und das O ist, der Anfang und das Ende, sei und bleibe bei uns bis in die fernsten Zeiten! Ich aber darf und muss bekennen:

*Ich bin durch die Welt gegangen  
Und die Welt ist schön und groß,  
Und doch ziehet mein Verlangen  
Mich weit von der Erde los.  
Ich habe die Menschen gesehen,  
Und sie suchen spät und früh;  
Sie schaffen und kommen und gehen,  
Und ihr Leben ist Arbeit und Müh'.*

*Sie suchen, was sie nicht finden  
In Liebe und Ehre und Glück;  
Sie kommen belastet mit Sünden  
Und unbefriedigt zurück.*

*Es ist eine Ruhe vorhanden  
Für das arme, müde Herz!  
Sagt es laut in allen Landen:  
Hier ist gestillet der Schmerz!*

*Es ist eine Ruhe gefunden  
Für alle fern und nah  
In des Gotteslammes Wunden  
Am Kreuz auf Golgatha!*

*Amen*

(Prov. Sächs. Gesgb. 593, Reichslieder, [von Eleonore Fürstin Reuß])

# Nachwort

259 Noch manches wäre diesen Blättern einzufügen und anzufügen. Insbesondere [dies]: Gott, der Herr, ließ und lässt mich fortschreitend erkennen, dass die Naturwissenschaft in Abkehr vom Materialismus begriffen ist. Die Forschung über das Wesen der Materie, das Werden des Menschen, die Welt der Sterne, in der wir «Geschichte» finden, ist längst nicht mehr im Widerstreit mit «Gottes Wort». Echte Forschung kann auch nichts finden, was «Gottes Wort» – recht verstanden – verdrängen könnte.

Die «Forschung mit dem Spaten» in den in der Bibel erwähnten Ländern fördert immer mehr ans Licht, was unser Vertrauen zum biblischen Bericht in äußeren Dingen stärken kann.

Die Heidenmission predigt den erstarrten Kirchen der Heimat und ihren glaubensmüden Gliedern: Jesus Christus lebt und siegt, gestern, heute, immerdar.

Gewisse Vorgänge in Israel auf dem Erdenrunde, das Anwachsen des «antichristlichen Geistes», der auch bei uns in Deutschland mitnichten tot ist, macht es den Stillen im Lande deutlicher als zuvor: Ihr Herr ist im Kommen; stärker, freudiger, rastloser erheben sie Herz und Hände zum Gebet: Ja, komm, Herr Jesu!» (Offenbarung 22.20)

*Du, Vater, Du rate!  
Lenke du und wende!  
Herr, Dir in die Hände  
Sei Anfang und Ende,  
Sei alles gelegt.  
(Eduard Mörike)*

Der Verfasser



# Anhang 1

## Lebensdaten von Georg Woldemar Richard Hoffmann

6.11.1877	geboren zu Lomnitz, Kreis Hirschberg, Reg.bez. Liegnitz, in Niederschlesien/Preußen, Wohnung später in Görlitz, Grüner Graben
Juni 1887	Besuch des Gymnasium Gorlicense
17.3.1896	Fahnenjunker und Eintritt bei 5. Kompanie Fußart.-Regiment Nr. 11
17.8.1896	Unteroffizier
18.10.1896	Fähnrich
20.7.1897	Leutnant
1902/1903	u.a. Ausbildung zum Luftschiffer
19.2.1906	Heirat mit Margarethe Kummer, geb. 13.1.1879 in Pillau, gest. 16.7.1967 in Görlitz
20.7.1907	Oberleutnant
11.05.1908	Geburt der Zwillinge Helmuth und Magdalene Hoffmann
19.11.1909	Geburt von Milly Hoffmann
21.4.1910	Dienst bei Oberfeuerwerkerschule (in Berlin)
13.9.1912	Hauptmann
1.10.1912	als Hauptmann und Batteriechef zum Fußart. Regiment Nr. 9
Kriegsbeginn 1914	ausgerückt als Chef der 7. Batterie, III. Fußart.-Reg Nr. 9, VIII. Armeekorps
Aug. – Sept. 1914:	Einsätze bei Neufchateau (Bièvre), Schlacht an der Maas (Ledun), am Ardennenkanal (Montgon) und an der Marne
9.9.1914	Eisernes Kreuz II. Kl.
13.9. – 19.12.1914	Stellungskämpfe in der Champagne
20.12. – 30.12.1914	Schlacht bei Souain, Perthes les Hurlus und Beauséjour
Sept. 1914 – Mai 1915	Einsätze in der Champagne, bei Souain, Perthes les Hurlus, Massiges und Beauséjour, zwischen Maas und Mosel
11.5.1915	Eisernes Kreuz I. Kl., danach Einsatz bei La Bassée und Arras

Aug. 1915 – März 1916	wegen Nervenschmerzen im Lazarett Braunlage, danach Lehrer an Fußart.-Schießschule Jüterbog.
April 1916 – Juli 1917	Bataillonskommandeur bei Fußart.-Regiment 22, Einsätze bei Verdun, an der Somme, an der Siegfried- Stellung
30.7.1917	Feststellung umfangreicher Dienstbeschädigung
Aug. 1917 – März 1918	wegen Nervenschwäche im Lazarett Nassau, danach Lehrer an Fußart.-Schießschule in Wahn bei Köln
1.4.1918 – 9.11.1918	Vorstand des Artilleriedepots Koblenz
November 1918 – Januar 1919	Demobilmachung
29.1.1919	Einschreibung an der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen
25.4.1919	Abschied infolge Dienstunfähigkeit mit gesetzlicher Pension, Aussicht auf Anstellung im Zivildienst und Erlaubnis zum Tragen der Uniform des Fußart.-Reg.s Nr. 11
19.1.1920	Beförderung zum «Charakter als» Major ohne Majorsbezüge
22.9.1921	Erstes theologisches Examen bestanden
29.1.1922	Dienstauszeichnungskreuz, verliehen durch das Reichswehrministerium
26.9.1922	Zweites theologisches Examen (mit «fast gut») bestanden und zur Übernahme in den Kirchendienst vorgesehen
21.4.1923	Bestallung als evang.-lutherischer Pfarrer in Niedernjesa
10.12.1929	Versetzung nach Gleina, Kirchenkreis Zeitz, in Sachsen- Anhalt
1.1.1934	Eintritt in den Ruhestand, Wohnung in Görlitz, Blumenstr. 35
7.4.1934	Verleihung der «Kriegsdenkmünze 1914/18», als Mitglied des «Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser»
9.3.1935	Verleihung des Ehrenkreuzes für Frontkämpfer (gestiftet von Reichpräsident Hindenburg)
25.12.1935	Tod (in Görlitz)

## Anhang 2

Richard Hoffmann, Erinnerungen, für seine Mutter (1901)

*Für wen dies Büchlein hier  
zur Freude ward ersonnen,  
zeigt diese Seite dir,  
voll Zuversicht begonnen.*

1 Was kann den einfachen Fußartillerie-Leutnant bewogen haben, seinen Lebensgang als Knabe aufzuzeichnen? Diese Frage klingt wohl berechtigt und müsste notwendig zum Nachteil des Verfassers beantwortet werden, wenn der kühne Jünger der Heiligen Barbara nicht mit dem «für wen» sich der liebevollen Beurteilung seiner Gegner [der Augen seiner Mutter] von vornherein versichern könnte. Nicht fremden Augen zur Kritik, einzig und allein für seine Mutter sind diese Zeilen geschrieben. Für all das Gute, das ihm in seiner Jugend im Elternhause zuteil geworden, seiner Mutter nach oft mühevoller Arbeit wenigstens Dankbarkeit in der Würdigung offen zu bekunden, machte die Stunden, die einer glücklichen Erinnerung gewidmet waren, zu den schönsten

des Verfassers  
Richard Hoffmann

*Ein hilflos Schiff  
in Sturmes Wellen –  
ein einzig Riff:  
es muss zerschellen.*

*Doch gab ein glückliches Geschick  
dem Schiffer Anker und Tau;  
sie geben sicher ihn zurück  
der Heimat glücklicher Au.*

*Des Menschen Schifflein gar niemals zerschellt,  
wie weit es auch irrt in der weiten Welt,  
wurzelt der Anker der Liebe [zur Mutter] nur tief  
im Herzen, die einst an der Wiege ihn rief.*

*Riss Tau auch und Seil ihm im Weltenmeer,  
die Liebe zur Mutter bricht nimmermehr.  
«Nun tobe du Sturm in wilder Lust;  
nie reißt du den Anker mir aus der Brust.»*

2 Am 6. November 1877 – die Sonne stand im Sternbild des Schützen – begrüßte ich in Lomnitz am gleichnamigen Flüsschen im schlesischen Gebirge das Licht der Welt. Mein Vater befand sich an jenem Tage gerade auf Jagd, und wenn ich recht unterrichtet bin, hatte seine Kugel einem Rehbock den Tod gebracht. Wie dem auch sei, unter dem Zeichen des Krieges mit der Natur, aber auch des Sieges über dieselbe war mein erster Lebenstag dahingegangen. Der Kampf begann.

In den ersten Lebensjahren meist recht krank, war ich ein Kind der Sorge meiner Eltern. Ich habe später von meiner Mutter gehört, dass ich mehr wie ein Mal nur durch ein Wunder den Flügeln des Todesengels entrissen bin. Und in der Tat müssen die Aussichten, dereinst als Soldat ein brauchbarer Weltbürger zu werden, damals sehr gering gewesen sein. Wollte doch meine Kinderfrau, die «Wächtern», von den Geschwistern auch «Ama» oder «Wama» genannt, nur ungern mit dem kleinen Hoffmännlein spazieren fahren, aus Angst, von den Dorfleuten ein herbes Urteil über ihre Tätigkeit zu hören. Musste doch die treue Mutter stets erst ein Ärmchen in sorgliche Tüchlein hüllen, ehe das andere der Wohltat des Wassers teilhaftig wurde.

Nur das Sprechen habe ich alsbald gelernt, wie der Leser bemerkt haben wird. Freilich nützte ich diese Kunst nicht immer in zarter Weise, wenn ich einer harmlosen Fliege eine Ohrfeige versprach mit den Worten: «Du, du, Fliege, Backpfeif geben!», oder wenn ich undankbar grollte: «Wächtern, ich schmeiß dich ni' die Bache!» Dass ich schon damals die mich umgebende Natur mit Liebe beobachtet hätte, will ich nicht behaupten, muss aber doch einen nachhaltigen Eindruck von den Bergen mitgenommen haben, da ich ihnen noch heute glühende Liebe bewahre. Mitgenommen – denn mein Vater siedelte nach wenigen Jahren nach Leopoldshayn bei Görlitz über.

3 Die Reise hinterließ keinen Eindruck, wenn ich nicht in ihr die Anregung zu einem späteren Spiele erblicken darf. Ein glückliches, harmloses Leben begann nun mit den beiden jüngsten Geschwistern, Magdalene und Hedwig. Den unruhigen Geistern Tätigkeit zu schaffen, gab uns der Vater ein Fleckchen Erde im Garten, das wir nach eigenem Geschmacke bepflanzten, an dem wir alle drei mit großer Liebe hingen. Des Morgens bedurfte es nur der an sich nicht gerade einwandfreien Drohung: «Du, ich mache dir dein Beet kaputt!», um uns drei gleichzeitig in den Garten zu treiben, wo wir

alsbald in Geschwisterliebe den Grund unseres eiligen Erscheinens vergaßen. Eigennützig nahmen Magdalene und ich Hedwig, scherzhaft das fünfte Rad am Wagen genannt, stets Reseda und Stiefmütterchen fort, indem wir ihr die Schönheit von Moos und Unkraut glaubhaft machten. Drohte so eine kleine Abkühlung im einträchtigen Zusammenleben, dann einte uns sicher gar bald der Drang, den Mohrrüben, Schoten und Oberrüben [?], die Magdalene stets «Charlotten» nannte, einen Besuch abzustatten, deren Ertrag frisch aus der Erde im Kinderwagen verschwand. Hedwig hielt es überhaupt für besonders ehrenvoll, schwarze Erde, mit Wasser zu einer Babe [?] geformt, zu essen. Die Wege des Gartens durften wir von Unkraut säubern helfen, wofür uns der Vater selbst am Sonnabend nach allen Leuten mit einigen Pfennigen belohnte, die dann die Wächtern uns sparte, um uns oft eine Freude zu machen.

Wie alle Kinder spielten wir mit dem, was uns am nächsten war, Erde und Wasser, aus denen wir immer und immer wieder eine Landeskrone formten, die wir dann mit Bächlein umgaben und mit Bäumen bepflanzen. Da stand eine große Tonne im Garten, voll von Wasser zum Begießen der Beete, gewöhnlich halb von einem Brett überdeckt. Hier spielten wir oft mit den darin schwimmenden grünen Blättchen, bis ich eines Tages meiner kleinen Schwester ein Bad für nützlich hielt und sie ritterlich hineinwarf, wofür ich sogar nicht einmal den verdienten Lohn erntete, da gerade Besuch da war. Bald war Hedwigs Groll geschwunden, so dass ich einen erneuten Schubs – in den Ententeich – wagte, aus dem sie nur mit Mühe durch eine Magd gerettet wurde. Dies schadete jedoch unserer Geschwisterliebe nicht.

4 Gemeinsam warfen wir uns, wenn's Herbst wurde, aufs Äpfel- und Nüssesammeln. Da lagen wir friedlich unterm Nussbaum, um sogleich um die Wette zu rennen, wenn uns ein gütiger Windstoß die harten Dinger in den Schoß warf. Kam dann der Winter, so vergnügten wir uns im Zimmer. «Eisenbahn mit Umsteigen!», so hieß das schöne Spiel. Stühle dienten als Wagen, eine kleine Kommode als Lokomotive. Dann kamen die Puppen an die Reihe, ich mit Hans, geziert durch pechschwarzes Haar, dem ich stets sein rotes Sammetkleid auf den Leib nähte. Zerbrach sein Porzellanschädel, dann gab's eine Heulscene, die erst der mit dem Milchwagen geholte »neue Hansenkopf« beendete. Wir, die Eltern der Puppen, gefielen uns in der Rolle von Onkel und Tante, wobei wir für die erste Würde stets «Tantrich» sagten. Wahrscheinlich nahmen wir diese Bezeichnung aus dem uns geläufigen Enten- ins Menschenreich hinüber. Hatten wir uns müde gespielt, dann zeigten die Schwestern das beginnende Kochtalent, Hedwig namentlich bezüglich der Einbrenne, Elisabeth vor allem bezüglich der «Bähschnitten»,

auf glühender Platte geröstete Brotstücke.

Dann musste uns die Wächtern Geschichten erzählen, deren Helden durchaus Magda, Hedwig und Richard heißen mussten, wenn uns selbstsüchtigen Menschlein die Erzählung Spaß machen sollte. Ich hörte stundenlang zu, ohne die Müdigkeit zu gestehen, die meinen noch immer kränklichen Körper befahl, so dass ich lieber plötzlich an eine Wand gelehnt einschlief. Hatten wir artig zugehört, so setzten einige von der Wächtern selbst auf schwarzem Drahtgeflechte getrocknete Birnen die bescheidenen Kinderherzen in förmliche Jubelrufe. Der Sinn für Schönheit wurde auch gepflegt. Da wurden Papiermännchen unter Leitung der Mutter geschnitten und Papierblumen gedreht. Auf die Pflege meines Kopfschmuckes legte ich hohen Wert, indem ich allerdings lauter kleine Zöpfe, geschmückt mit roten Wollfäden, für sehr schön hielt.

Doch trat die Neigung zur Eitelkeit noch einstweilen zurück. Ob daran wohl der tüchtige Kutscher schuld war, dessen Kürassiermütze meine Blicke gefangennahm und dessen politische Weisheit in dem Satze gipfelte: Wenn der Kaiser stürzt, wird Krieg? Jedenfalls aber hob er mich zum ersten Male auf ein Pferd. Diesen soldatischen Studien kam auch eine Einquartierung zustatten, deren Antreten im Kuhstalle mir noch völlig in der Erinnerung liegt. Aus diesen Tagen ist mir auch ein ganz äußerliches Ereignis im Sinn geblieben, das mich durch seine Erhabenheit in Staunen setzte – ein Hochwasser, das die nahen Wiesen überflutete und wie es noch heute stets einen überwältigenden Eindruck auf mich macht.

5 Besondere Freundschaft hatten wir mit dem Pfauenhahn des Hofes geschlossen, dem wir – schlimm genug – seine bunten Federn mit Holz und Steinen abjagten. Das heitere Leben ging über in Streiche aller Art, wenn die beiden ältesten Geschwistern, die bereits zur Schule gingen, Elisabeth und Ludwig, heimkamen. Dann ging es im Hui durch alle Scheunen und Ställe. Kein Fleck hatte Ruhe vor uns, wofür sich denn auch manchmal die Rache einstellte, wenn zum Beispiel die alte Katze ihre Jungen gegen unserer Händchen verteidigte, oder ein wütender Vogel des Hofes einem seiner Peiniger ins Gesicht sprang oder auch indem ein böser Fall die flinken Knie rot färbte. Unter großem Staunen ließ ich mir ein Katapultschießen von meinem Bruder vorführen; doch siehe, ein Steinschuss traf anstatt der ersehnten Walnuss sein eigenes Auge. Ein Grund mehr, mich scheu von diesem Werkzeuge zurückzuhalten. Am wildesten war wohl Elisabeth, die uns jüngeren Kindern «Guten Tag» gewünscht hatte, als sie den mitgebrachten Tornister in die Ecke warf und verschwand.

Den Mut des Knaben habe ich bei unseren Spielen eigentlich nicht be-

wiesen, den man auch wohl von einem oft kranken Kinde nicht verlangen kann. Jedes Dorfhündlein veranlasste mich, schleunigst die Schürzen unserer Wächtern als Schild gegen den Feind zu gebrauchen. Eine tote Fliege ließ mich selbst bei reinstem Gewissen nicht Schlaf finden. Ein wenig besser wurde es mit dieser Tugend, als ich, älter geworden, mit dem Bruder Schlitten fuhr, auch wohl einer Schneeballschlacht gegen ihn nicht auswich und ich mit ihm schwimmen ging, worin er mir unendlich überlegen war. Einstweilen aber hatte ich vor vielen Dingen eine höllische Furcht, so vor dem Blitz, bei dessen Flimmern Hedwig und ich immer die Augen zukniffen, woran ein in seinen Folgen erlebter Blitzschlag in einer Pappel des Hofes sicher mit Schuld trug. Selbst der Hinweis meiner Mutter auf die Notwendigkeit des Donners in der Natur konnte daran nichts ändern. Auch vor dem Vieh hatte ich gewaltigen Respekt, namentlich seitdem mein Bruder, als einst ein Ochse sich losgerissen hatte, es vorzog, mich mit dem Tier allein zu lassen.

6 Hie und da brachte in unser sich gleich bleibendes Leben die gewünschte Abwechslung eine schöne Fahrt zu Wagen nach dem benachbarten Hermsdorf zu den Verwandten. Merkwürdigerweise erinnere ich mich auf den mit Birken eingezäunten Garten mit Schaukel, die dunklen Zimmer, das Schloss und den Hof daselbst weit genauer als an die Örtlichkeit in Leopoldshayn, von der ich weiter nichts weiß als eine Tapetetür mit gläserner Schlosseinfassung, den dunklen Raum unter der Haustreppe, hinter der wir uns manchmal zu verbergen wussten, wenn wir ein Sahnetöpfchen geleert und dabei zerschlagen hatten oder durch eine andere Tat unser Gewissen belastet fühlten. Ein großes Fest bildete das Karpfenfischen im Stern- oder im Großteich. Da guckten wir zu, wenn die Leute mit hohen Stiefeln hineinwateten in den kalten Schlamm, sich dann und wann an dem daheim gekochten Warmbier labend, das auch uns so vortrefflich mundete, dass wir es für eine Belohnung ansahen, wenn wir des Sonnabends unter der Bedingung solches erhielten, artig den nassen Schwamm über unsere Gesichtchen gleiten zu lassen. Dunkel erinnere ich mich, dass auf dem Teiche einst ein Jäger vom Kahn aus wilde Enten schoss. Deutlich dagegen habe ich einen alten, ehrwürdigen Eichenstamm in der Erinnerung, unter dessen Ästen wir immer die niedlichen Eichen sammelten.

Der einzige Knabe, mit dem ich um diese Zeit Umgang hatte, war der Sohn des Försters, dessen grünroter Brummkreisel und Stiefel mit Hackschäften [?] großen Eindruck auf mich machten. Auf meinen Sonntagsschmuck war ich übrigens ebenfalls sehr stolz, die Strümpfe mit den schönen Mustern, die allerdings die Mücken sehr zum Kriegen reizten, und vor allem auf mei-

nen Rock mit den goldenen Knöpfchen. Freilich kostete er mir auch einmal Schläge. Zum Geburtstage erhielt ich ihn samt einem rot gestrichenen handfesten Wagen. Die Freude des Besitzers aber war nur halb, weil ich mich nicht hineinsetzen sollte. Schnell genug war das Verbot leichtfertig übertreten. Die Folge war ein roter Abdruck auf meinem schönen, goldenen Anzug. Ob die goldenen Knöpfe mir, seitdem ich meinen Vater in Uniform gesehen, so sehr gefallen haben, weiß ich nicht; aber möglich ist es immerhin. Soll ich doch stets staunend neben dem Vater gestanden haben, wenn dieser seine Uniform einer peinlich genauen Mustering vor dem Spiegel unterzog.

7 Ab und zu wurden wir nach vielen guten Ermahnungen auch mal zum Pastor geführt, vor dem ich eine gehörige Angst hatte, seitdem ich gehört, dass er seine Jungens unterrichtete und ich vom Schulunterricht nichts Gutes erwartete, nachdem meine sonst geduldige Mutter meiner Schwester Magdalene beim Buchstabieren das ganze inhaltsreiche Buch auf «einen Wurf» in das lebensfrohe Köpfchen bringen wollte. Auch die große und kleine Rechenmaschine regte in mir mehr den Lern- als den Spielgeist an. Zählen konnte ich indessen, indem ich für den mir unbekanntem Zehner «dreißig» einfach «zehnzwanzig» sagte und es so bis auf 50 brachte. Nie aber bin ich vor meinem Eintritt in die Schule mit Lernen gequält worden. Das ABC brachte mir meine Großmutter väterlicherseits auf ihren Knien bei in Versen. Dahingegen arbeitete meine Mutter frühzeitig an der Förderung des in uns schlummernden Gemütes, wenn sie uns des Abends zum Himmelvater beten ließ: «Breit aus die Flüg'lein beide» oder «Ich bin klein, mein Herz ist rein» oder das «Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Augen zu», mit welchem sie für meinen sterbenden Vater betete, als ihm die Krankheit die Stimme genommen hatte, oder wenn sie uns vorsang: «Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt», und wenn sie uns das Lieblingslied ihres eigenen geliebten Vaters hersagte: «Weil ich Jesu Schäfflein bin...».

Mit dem Erwachen des eigenen Denkens über Gott gründete sich mein Glaube auf Schlüsse aus der unendlichen Natur. Und es versteht sich von selbst, dass in Anschauungen über Gott erweitert werden mussten, als ich zur Schule ging, namentlich als in den oberen Klassen die Philosophie kurze Zeit an die Stelle der Religion trat und mich in Zweifel stürzte. Mir ist noch lebhaft mein Erstaunen im Gedächtnis, dass Sokrates und Plato schon vor dem Heiland an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, dass namentlich der erstere, in dem für ihn die Begriffe «Gut» und «Nützlich» zusammen-

fielen, einen Vergleich mit Christus auszuhalten schien. Als aber die Wogen menschlicher Weisheit dem Gewissen den sicheren Tod drohten, hat mich lediglich der Hinblick auf das felsenfeste Gottvertrauen meiner Mutter vor diesem Sturze von sittlicher Höhe bewahrt, in welchem ich einen vollgültigen Beweis überirdischer Triebkraft im Menschen erblickte. Da waren es die Stunden der Erörterung mit der Mutter unter der alten Küchenuhr, die den hinausstürmenden Knabengeist wieder in die alten Bahnen zurücklenkten.

8 Immer mehr trat der künftige Beruf dem Knaben vor Augen. Des abends, wenn der Vater seine Zeitung gelesen und von den sorgenvollen Gedanken ein wenig ließ, dann quälten wir ihn oft genug, uns von den Dänen, den Österreichern und Franzosen zu erzählen. Da sprach er dann von dem Husaren, der in Jütland Einkäufe machte und, als es zur Bezahlung kam, säbelklirrend meinte, er habe sein Geld in der Säbelscheide. Da erzählte er von dem Jammer der Dänen, als ihr stolzes Danewerk gefallen war, von den Biwaks im durchnässten und gefrorenen Boden. Dann kam die Rede auf den Sturm auf Bahnhof «Skalitz», bei dem er für den gefallenen Fahnenträger das Banner mit dem Preußenaar im vernichtenden Feuer aufhob, enthüllte, stürmend voranging, den Warnungsruf seiner Führer nicht achtend; den Schlachtruf der Schlesier im Walde: «a Reh, a Reh, a Reh!», den Alarm in der Nacht, den Marsch nach Königgrätz, den mörderischen Kanonendonner des 3. Juli 1866, den Sieg, die Nacht zwischen den gefallenen Österreichern, den Glückwunsch des Königs für seinen Helden: «Das war brav von Ihnen, ich gratuliere».

Gerne hörten wir auch die Episode von dem mit Seitengewehr gefangenen Schwein und wie er einem Kameraden, dem er hungernd 2 requirierte Eier im Schlafe genommen hatte, vor dem toddrohenden Kampfe sein Gewissen erleichterte; oder der Vater nahm die Bilder des belagerten Straßburg und sprach dazu von seiner lebenswürdigen Wirtin und ihrem anfänglichen Argwohn gegen die preußische Landwehr.

Ich war und bin stolz auf meinen Vater, dessen Wahrheitsliebe und Mannessinn mir tiefste Achtung einflößten. Mit ihm habe ich vornehmlich die Wahl des künftigen Berufes besprochen. Während meine Mutter gerne einen Arzt, weil's ihres Vaters Beruf war, aus mir gemacht hätte oder auch wohl einen Theologen, wie's ihrem Gemüte zusagte, machte mein Vater nicht durch Zureden, lediglich durch den Eindruck seiner Persönlichkeit einen Soldaten aus mir. Seine Anschauungen machte ich zu den meinigen. Seine Devise: «christlich-monarchisch, deutsch-national» legte den Grund

zu meiner politischen Überzeugung, von dem ich mich nur insoweit entfernte, dass ich unter «christlich» «evangelisch» verstehe. Und ich glaube, mein Vater hat es auch so gemeint. Nur verschmähte sein allem Zanke abholder Sinn den Streit um den gemeinsamen Gott.

9 Demgegenüber entwickelte sich aus anerzogenen Meinungen, eigener Überlegung und Erfahrung sowie durch Erörterungen mit den Geschwistern, vorzüglich mit der Mutter, mein religiöses Bekenntnis, das ich, konservativ wie mein Vater, wohl nicht mehr ändern werde: Es gibt einen mit dem Verstande unbeweisbaren, mit dem Herzen jedem Menschen fühlbaren Gott, der alles geschaffen hat; Christus, ein Mensch wie ich, hat das Göttliche in sich bis zur völligen Gottgleichheit zur Erscheinung gebracht. Gleich ihm ist die Seele des Menschen unsterblich und vereinigt sich mit Gott nach dem Tode, wenn sie ihren Zweck erfüllt oder wenigstens gewollt hat, Liebe mit Hintansetzung des eigenen «Ich's» zu üben. In diesem nie erlöschenden Kampfe jedes Menschen gegen den Kern der Sünde, den Egoismus, unterstützt den ringenden und ständig mit wechselndem Erfolge kämpfenden Menschen der Geist des Heilandes, der einen jeden zu Gott ziehen will.

10 Doch ich kehre vom Manne zum Knaben zu rück. Ich wende mich wieder der trauten Abendrunde im Elternhause zu. Ich höre den Vater von seinem Linda erzählen, dem Gute seines eigenen Vaters, wie er mit seinen Brüdern die Kartoffelfelder des nachts bewacht, wie sie ihre Furchtlosigkeit bewiesen, indem sie am Waldsaum gegenüber der errichteten Wachhütte mit Queckenfeuer [?] einen Signalschuss abgaben, wie sie des sonnabends heimeliten aus der nahen Stadt und Sonntag des nachts in die nämliche ärmliche Pension zurückfuhren, wo in kalter Stube beim Schein des brennenden Kiens «geochst» wurde, wie sie die Schwestern neckten und der Mutter beim Backen in die Quere kamen.

Um's gleich zu sagen, alles war wie bei uns daheim. Ob mein zu früh von seinem Gott gerufener Vater wohl geahnt hat, dass er uns ein gleiches, trautes Vaterhaus geschaffen hat, wenn nicht ein noch fröhlicheres? Er, der oft meinte, durch sein eigenes Unglück im Leben uns, seine Kinder, um vieles Glück gebracht zu haben, hat uns, nicht am wenigsten mir, beides gegeben, das ungetrübte, harmlose Glück des Kindes und schließlich durch die Achtung, die die Welt seinem Namen zollte, eine geachtete Stellung unter den Mitmenschen.

Hatte uns der Vater dann lange genug erzählt, so trat die Mutter in ihr

Recht. Die Kinder gingen zu Bette. Aber nun gab's noch einen Hauptspaß. Der Vater wurde so lange gerufen, bis er an unserem Bettchen erschien, in das wir uns inzwischen verkrochen hatten. Nun gab's ein Suchen der über das Fernsein ihrer Kleinen betrübten Eltern, das wir schließlich mitleidig durch leises Kichern belohnten. Einen leisen Nachklang ans Fischefangen im Sternteich erblickte ich in folgendem: Der Vater musste abends «kreb- sen» kommen, d. h. unsere Beinchen haschen, bis er schließlich einen großen Krebs oder Karpfen gefangen hatte. Ein andermal musste er uns aus Decken und Kissen ein so genanntes Hasenlager bauen, aus dem nur unser Näschen hervorgucken durfte. Dabei erzählte er die Geschichte von den jungen Häschen, die sich vorwitzig aus dem Winterlager herausbewegen und dann vom alten Hasen gestraft werden. Kurzum, mein Vater war Kind bei seinen Kindern. Die Mutter ihrerseits musste aus unseren Decken einen der kindlich begehrten Äpfelstrudel herstellen.

11 Wer möchte sich da wundern, dass wir, gestützt von solchen Eltern, selig träumend einschliefen? Von allen den furchtbaren Sorgen, die meine Eltern um uns Geschwister hatten, hat als Kind wohl keines eine rechte Ahnung erhalten. Nur einmal, an einem Weihnachtstage, ging der Kummer des heftig erregten Vaters auf uns Kinder über, so dass keines mehr die sonst so begehrten Mohnklöße essen wollte. Oft genug sprach der Vater zu uns, lehrend und zum Fleiße mahnend. Und wie freue ich mich heute, ihn oftmals getröstet zu haben, wenn ich ihm das grüngelbe Kissen unter das müde Haupt schob! Gerne denke ich zurück an die kleinen Spaziergänge, auf denen ich mit ihm Meinungen austauschte und oder Späße aus dem Schulhaus und Freundeskreise erzählen durfte. Jeder schöne Ausblick, jeder seltene Baum fesselte sein Interesse, jedes muntere Vögelchen beschäftigte sein Herz, und ich weiß, wie glücklich er war, dass ihm seine nie ganz weichende Krankheit immer noch gestattete, die herrliche Gottesnatur zu genießen.

Furcht vor der Strenge meines Vaters hatte ich nicht nötig; ohne Scheu durfte ich ihm jeden Tadel in der Schule, jedes begangene Unrecht mitteilen. Und doch soll ich beinahe an einer Feigheitslüge gescheitert sein, als ich meines Vaters Zollstock zerbrochen hatte. Mit Schlägen hat mich überhaupt weder Vater noch Mutter erzogen, wenn ich von manchem von den Geschwistern «Schneiderling» genannten Jagdhieb absehe.

Mit Deutlichkeit weiß ich nur drei Fälle, in denen die Rute den Ausdruck der Elternliebe bilden musste. Der eine ist schon geschildert. Die zweite Veranlassung gab der Tag, an dem Magdalene und ich, sie im neuen Kleide, ich im von Ludwig geerbten Mantel uns am Brunnen vergnügten und

trotz vorheriger Warnung patschnass nach Hause kamen. Und schließlich nahm uns die Mutter übel, dass wir mit des Bruders Reisegeld Verstecken spielten. Nun, lange Trauer gab's nicht; brachte uns doch unsere gutmütige Kinderfrau gar zu schnell die tröstenden Puppen ins Bett, das wir in solchen Fällen zur Strafe aufsuchen mussten. Die Puppen! Lange genug habe ich mit ihnen gespielt, selbst im späteren Knabenalter. Am besten vergnügten wir uns mit dem blondgelockten «Malchen», wie ich sie nannte.

**12** Die Mädchen hatten indessen auch Interesse an meinen Spielen. Wie oft mussten sie eine Paradeaufstellung meiner Zinnsoldaten bewundern! Dann kam die Schlacht. Papierkugeln sausten in die Reihen, bis alles tot auf dem Tische lag. Nur meine Lieblingshusaren fielen nie, immer fochten sie siegreich. Dafür hatte sie mir auch die Mutter geschenkt. Allein dabei blieb es nicht. Bald zog es mich unter die lebendigen Soldaten. Zog da eines Nachmittags eine Kompanie mit Trommeln am Elternhause vorbei. Schnell die Mütze geholt und nach ging es ihnen mit dem älteren Bruder, der obendrein noch gescholten wurde, mich verführt zu haben, als wir müde des nachts heimkamen. Streckenweise hatte er mich tragen müssen. Und doch verlor sich nach jenen ersten Versuchen, es den Soldaten gleich zu tun, nicht die Lust an ihrem Treiben. Immer häufiger nahm ich teil an ihren Märschen und Übungen und machte daheim stets ein vergnügtes Gesicht, wengleich die Hitze des Tages mir oft genug unangenehme Schmerzen verursachte.

**13** Wenn ich die Erzählung von meinen Knabenjahren begonnen habe, so darf und will ich an der Tatsache der früh auftauchenden Neigung, ein Mädchen zu verehren, nicht vorübergehen, weil ich der Überzeugung bin, dass jedes Mädchen, dem meine knabenhafte Zuneigung gehörte, durch die hervorgerufene Begeisterung veredelnd auf mich gewirkt hat. Im Verkehr mit den Schwestern und ihren Freundinnen lernte ich die grundsätzliche Achtung vor den Frauen, wie er mich andererseits für die bloße Vergötterung eines weiblichen Wesens und Charakters nicht fähig machte. Manch ein Lied verdankte seine Entstehung den vorübergerauschten Stunden der Neigung. Aber auch viele ernstes Streben knüpft sich an diese Lieder, bei deren Durchsicht ich heute lächelnd den Wunsch des Knaben erblicke, ein Mann zu werden.

**14** So scheint der Schütze, der meiner Geburtsstunde leuchtete, Recht behalten zu haben; mein Kindesleben war ein Kampf auf allen Gebieten unter zwei edlen und kampfeskundigen Führern [den Eltern], Schulter an Schulter mit einem treuen Kriegsgenossen [Bruder Ludwig?], dem der alte Gott der Schlachten den Sieg nicht versagen wird, wenn der Streiter als Jüngling und Mann die eherne Waffe, den Grund seines Vaterhauses, nicht verlässt.

Schluss

*Mit farbenreichen Bildern,  
zu luft'ger Plauderei,  
ein Kindesleben schildern  
wollt ich ohn' Zeit und Reih'.*

*Wie in so mancher Stunde  
mir's um das Herze war,  
davon tun frohe Kunde  
der Wörtlein große Schar.*

*Und wenn in diesem Kinde  
die Mutter mich erblickt,  
jauchz' ich in alle Winde:  
Mein Werk, du bist geglückt!*



## Anhang 3

Brief Richard Hoffmanns vom 18. Mai 1934 aus Görlitz an seinen Sohn Helmuth

[Der Anlass des Briefes war folgender:

Richard Hoffmann war Anfang Mai 1934 von seinem Sohn gebeten worden, beim militärischen Standortältesten in Neisse zusätzliche Auskunft über seinen Urgroßvater Nathan Mendelssohn, Vater seiner Urgroßmutter Ottilie M., einzuholen (vergeblich, wie er seinem Sohn antwortet). Zu dem Zeitpunkt hatte sich mein Vater bereits einen am 8. Mai 1934 ausgestellten Taufschein des evangelischen Pfarramtes der Stadt Neisse schicken lassen, wonach Karl Theodor Nathan und Marianne Henriette Mendelssohn, geborene Hitzig, ihre Tochter Ottilie Mendelssohn wenige Tage nach ihrer Geburt dort hatten evangelisch taufen lassen, am 25. Juli 1819. Vom dortigen Büro des Königlichen Divisionspredigers war ihm gleichzeitig bestätigt worden, dass Nathan Mendelssohn damals in Neisse «königlich preußischer Lieutenant und Fabriken-commissarius» an der königlichen Gewehrfabrik in Neisse war. (In der Bescheinigung waren auch die Taufzeugen aufgeführt: alles Offiziere und/oder deren Frauen.)

Die Urgroßmutter Ottilie war also Christin von Geburt. Waren aber auch die Eltern Christen, wenigstens zum Zeitpunkt der Taufe ihrer Tochter? Das war in diesen Bescheinigungen nicht festgehalten, wurde aber, sofern es im Taufregister keine anderslautende Eintragung dazu gab, gewöhnlich unterstellt. Zudem war der Vater ja auch preußischer (Landwehr)offizier und in herausgehobener Stellung gewesen. (Hätte er da überhaupt jüdischen Glaubens sein können?) Die Namen «Nathan» und «Mendelssohn» waren allerdings verdächtig jüdisch, und jemand, der sich auskannte, wäre vielleicht auch darauf gekommen, dass sich hinter dem anderen Familiennamen «Hitzig» der Name «Itzig» verbarg.

Die Eintragung «evangelisch» hätte es meinem Vater erlaubt, es im Rahmen seines «Ariernachweises» dabei bewenden zu lassen. So aber musste er noch mehr fürchten, gefragt zu werden, ob Nathan Mendelssohn getauft war und vor allem: wann er getauft war. Was immer mein Vater Anfang Mai 1934 über Nathan Mendelssohns Taufe bereits wusste oder nicht– die-

se Frage brauner Prüfer musste er unbedingt vermeiden, denn schon nach der bloßen Wahrscheinlichkeit standen die Dinge nicht günstig. Hätte sich der 1782 geborene jüngste Sohn Moses Mendelssohns (der 1786 gestorben war) noch vor dem kritischen Jahr 1800 taufen lassen, hätte er dies mit höchstens 18 Jahren getan. Das war nicht sehr wahrscheinlich. Es war mit einiger Sicherheit ein späterer Zeitpunkt, vielleicht in Verbindung mit seiner Verheiratung.

So war es tatsächlich. Genau ein Jahr später, im Mai 1935, teilte meinem Vater eine Schwester seiner Mutter, die nachgeforscht hatte (offenbar auf seine Bitte, weil die indirekte Nachfrage für ihn weniger riskant war) schriftlich mit, dass Nathan Mendelssohn sich am 25. April 1809 in der Friedrich-Waisenhauskirche in Berlin-Rummelsburg als Carl Theodor Nathan Mendelssohn hatte evangelisch-reformiert taufen lassen. Wenig später erhielt er einen beglaubigten Auszug aus dem Taufregister der französischen Kirche zu Potsdam, wonach Nathan Mendelssohn und Marianne Henriette Hitzig am 3. September 1809 in Potsdam getraut worden waren.

Was mein Vater zum Zeitpunkt des vorliegenden Briefes also schon vermuten musste, wurde ihm ein Jahr später amtlich bestätigt: Sein Urgroßvater Nathan Mendelssohn war erst nach 1800 Christ geworden. Da brauchte er für die Urgroßmutter, Henriette Hitzig, keine weiteren Nachforschungen anzustellen. Tatsächlich hatte ihm die o. e. Tante hierzu gleichzeitig geschrieben, ihre Nachfragen in Potsdam hätten ergeben, dass Henriettes Vater, Elias Daniel Hitzig (1755-1818), Gerbereibesitzer und Stadtrat in Potsdam, 1808 noch Itzig hieß, ab 1809 aber Hitzig. Offenkundig hatte er sich 1809 taufen lassen. 1809 aber ist auch das Jahr der Taufe Nathan Mendelssohns und seiner anschließenden Verheiratung mit (H)itzigs Tochter Henriette. Die Vermutung liegt nahe, dass die Tochter (und übrige Angehörige seiner Familie?) zusammen mit dem Vater getauft wurde. Auch Henriette Hitzig war also sehr wahrscheinlich im Jahre 1800 noch nicht Christin. Einer ihrer Brüder, Isaak Elias Itzig (1780-1849), der als Jurist und Literat berühmt gewordene Julius Eduard Hitzig, hatte sich allerdings schon 1799 auf diesen Namen taufen lassen.]

«Lieber Helmuth!

Kaum warst du weg, da schrieb der Standortälteste/Neisse. Er weiß nichts über K[arl]., Th[eodor]., N[athan]. M[endelssohn]. - Aber er gab mir die Anschrift des Reichwehr-Min./Truppenamt J IV Berlin W35 Tirpitzufer 72-76, wohin ich mich nun umgehend gewandt habe. Eventuell geben diese Leute die Sache ans Reichsarchiv Berlin W66, Leipzigerstr. 5 weiter. Das Originalschreiben behalte ich hier.

Du mögest aber [?] vorerst beruhigt sein. Das Graf Pücklersche Amt schreibt wegen des Oberamtmannes Reimann [Hoffmannsche, nicht Kummersche Linie] bedauernd ab. Soll ich nun nach Wien schreiben, wo die Schwester der Großmutter M.[endelssohn] verheiratet war? [Muss ein Irrtum sein. Otilie Mendelssohn hatte keine Schwester, wohl aber eine Tochter, Marie Kummer, verh. Schwarz, Schwester von Helmuths Großvater Ernst Nathanael Kummer, mit deren Nachkommen mein Vater dann auch korrespondiert hat.] Ich werde den Versuch machen, obwohl eben [?] Familie Bandian [?] dort von Hedemanns nicht gefunden wurde.

Ich beglückwünsche dich zur Wohnung in Breslau, die mir große Vorteile zu bieten scheint, vor allem Ruhe und doch wohl – des Gartens wegen – gute Luft. Du wirst selbst sehen, ob Du besser bei billigerem Preise wohnen kannst und sollst.

Hier ist nun die «große Stille» eingetreten, welche die Schwalben schon nach ein zwei [?] Monaten durchmachen [?], wenn die Schwälbchen den Flug in die Welt antreten. Zunächst etwas ungewohnt für uns. Mutter räumte zunächst viel auf, packte deine Kiste und ein längst gewünschtes [?] Päckchen für Milly. Und ich ging deinen Abmeldeschein zum Po[lizei]. Rev[ier]. tragen. Das erste Mal vergeblich. Das Büro war geschlossen. Das zweite Mal in schwüler Luft mit Erfolg. Nun ist hier wieder Wolkenhimmel. Aber keine Aussicht auf Regen.

Der Kirchentag der «deutsch-evangel. Bekenntnisfront» ist bei Abwesenheit alles Sensationellen ein ganz großer Erfolg. Bischof Zänker nahm durch die Verlesung einer Botschaft an die «evangelischen Gemeinden» teil. Sie liegt mir im Druck vor. Berlin mit dem Reichsbischof wird allmählich von allen 4 Winden eingekreist. Die «deutsch-evangel. Bekenntnisfront» schließt sich und wird – inzwischen ist's wohl schon geschehen -, sich als die rechtmäßige deutsch-evangel. Kirche bezeichnen. Hier ist organisches Wirken von der «Schrift» aus. Verlaß dich darauf, diesem gehört die Zukunft, wenn's auch über noch unabschätzbare Hindernisse geht. – Durch den «V[ölkischen]. B[eobachter].» wirst du wenig davon er-

fahren, da die Reichskirchen-Regierung – das ist das Unerhörte – über Württemberg geradezu Erlogenes hineinlanciert hat, wie Bischof Meiser / Bögner [Börgner?] und Bischof Wurm im Ulmer Bekenntnisgottesdienst öffentlich bekannt gaben.

Doch genug! Auch meinerseits soll alles geschehen, dich in der nun notwendig ganzer Arbeit gewidmeten Zeit nicht abzulenken. Ich sitze nun wieder an meinem «Leben aus Führung» – und *horribile dictu* bei – Dantes *divina* («erbauenden») *Commedia* (nicht! «göttlichen»).

In Treue grüßt den Sohn  
der Vater»

# Anhang 4

Brief Richard Hoffmanns vom 08. November 1935 aus Görlitz an  
das Ehepaar Hedemann  
(anderthalb Monate vor seinem Tode)

1 Lieber Wilhelm! Liebe Hedl!

Nun lasst mich Euch – doch nahezu umgehend – für Eure herzlichen Geburtstagswünsche danken und Wilhelm angesichts des zerrissenen Schuldbriefes still die Freundeshand drücken.

Mir wird je länger je mehr alles Vergängliche zum Gleichnis, gerade wie des Dichters Wort es sagt<sup>1</sup> und wie der Größte der Menschenkinder in der Wirklichkeit die Dinge der Welt behandelt hat.

Merkwürdig, dass gerade die ganz schlichten Menschen, wie der Arbeiter (Schlesiens) Fritz Woike<sup>2</sup> Tat und Wort des Erlösers am besten verstanden und verstehen. Nach meinem Studium fielen mir seine Bändchen in die Hände. Fast alle zwei Jahre lege ich mir ein neues zu. Darf ich Euch, da ich mit nichts anderem dienen kann, mit einem seiner Lieder dienen, das mir in der Sekunde einfiel, da ich meinen Schuldbrief von Wilhelm durchstrichen fand?

*Ich stand in Nacht und schaute bang empor  
Nach einem Sternenfünklein Hoffnungslicht,  
Und meine Seele schrie zum Himmelstor  
Und – fand es nicht.  
Ringsum war Nacht, drin alles Hoffen schlief,...  
Wohin ich blickte, stählern harte Wand;  
Denn bergelastend lag der Schuldenbrief  
In meiner Hand.  
Kein Ausweg war...Wie sehr ich angstgequält  
Nach allen Seiten auch trosthungrig sah...  
Da...in das Dunkel ward das Kreuz gestellt  
Von Golgatha.  
Ich stürzte hin...und sah zum Kreuz empor  
Und klammerte mich hilfesuchend an.*

*Heil!...trostdurchlichtet ward das Himmelstor  
Mir aufgetan.  
In meine Seele floss der Himmelsglanz;  
Von meinen Tränen ward der Stamm benetzt;  
Denn droben hing im blut'gen Dornenkranz  
Der Brief – zerfetzt.*

(Fr. Woike, Fern leuchtet ein Land, Emil Müller, Barmen)<sup>3</sup>

2 --- Und nun schalte ich um. Die kleine, aber doch das Größte bergende Welt versinkt, und die bunte große Welt taucht vor dem Geiste auf – ein Augenblick, und ich stehe auf den Bergen Abessinien, auf denen einst Athanasius Jesum Christum als «wahren Menschen und wahren Gott» gelehrt hat, ehe er auf die Universität Alexandria zog und der Schöpfer unseres Glaubensbekenntnisses wurde. Ich stehe auf den in 2000-4000 m Höhe ein Land von der doppelten Größe Deutschlands bedeutenden Bergen, von denen einst die Königin von Saba auszog, den König Salomo zu begrüßen (um 970 v.Chr.).

Die heutigen Großen des Landes führen ihre Familie auf einen flüchtigen Bund der beiden Genannten zurück. Ich stehe auf den Bergen, auf denen man das paradoxe Geheimnis Jesu (Mensch und Gott) nicht ertrug, sich darum von der Großkirche löste und die «alleinige Gottheit» Jesu lehrte (Monophysiten) – etwa 450 n.Chr. Die Kirchen dieser abgesplitterten Gemeinde des Herrn stehen noch heute. Sie haben dem heidnischen Negertum (Nachkommen Hams, Sohnes des Noah) widerstanden. Der Sturm der Scharen Mohameds und der Kalifen nach 600 p.Chr. vermochte sie nicht zu erschüttern. Die «amharisch» (Am Harish ist hebräisch = Bergvolk) geschriebene Bibel hat auch den mehrfachen Versuch Roms, dort Fuß zu fassen, verhindert. Leider hat das Land das Verständnis der Bibel mit der fortschreitenden Veränderung der amharischen Sprache verloren. Es ist so, als wenn wir die Bibel in der Sprache des Ulfilas (got. Bischof in..[?]) lesen müssten.

So ist das Land religiös erstarrt. Aus dieser Erstarrung wecken es nun die krachenden Bomben der Faschisten auf.

Das ist die erste Bedeutung der Kämpfe von ungeheurer Tragweite.

Gott ist immer am Bauen seines Reiches.

Hier in Abessinien dreht es sich darum:

I. Wird die Botschaft von Christus Jesus, getragen von einem abendländischen Volk, siegen? Oder wird hier das Abendland besiegt werden und

damit das Signal zur Erhebung der Millionen Mohamedaner in Afrika und ganz Asien gegeben werden?

Niemand sieht den Ausgang des dort begonnenen Krieges. Denn zu gleicher Zeit ringt das protestantische England mit dem päpstlich-faschistischen Italien um den Einfluß dort.

Siegt Mussolini, so hat das Papsttum einen gewaltigen Stützpunkt gegen den Weltmohamedanismus gewonnen, behält England-Amerika in Addis Abeba freie Hand, so wird die amharische Bibel eine Neubelebung erfahren. Und evangelisches Wesen wird in der kommenden Zeit gegen Mohamed Vorkämpfer werden.

Dies der religiöse Hintergrund, auf dem sich das Drama in Abessinien abhebt.

Er ist nicht Nebensache sondern Angelpunkt bei den ganzen Wirren, die dort entstehen.

II. Diese Wirren haben nun weiterhin ein rein irdisches Antlitz:

a. Siegt Mussolini, so hat er den Großteil seines weltweiten Zieles gewonnen.

Ihm liegt wenig an dem Land an sich (Besiedlung, Rohstoffland).

Alles liegt ihm an der Errichtung der italienischen Mittelmeerherrschaft. Hat er Abessinien in der Hand mit 350.000 Mann, so kann Frankreich nie mehr seine Schwarzen und Braunen nach Europa holen. Eine Entblößung von Alger, Marokko, Togo, Kameruns, des franz. Sudans, von Truppen brächte Mussolini ganz Nordafrika wie eine reife Frucht ein. Dicht darauf fielen die Savoyer Alpen Mussolini in die Hände. (Deshalb, weil Frankreich im Mittelmeer das Reich Mussolinis kommen sieht, nähert es sich England.)

b. Siegt Mussolini, so steht er an den Quellen des Nil, bedroht den englischen Sudan und Ägypten – und was sich noch ernster für England auswirken müsste: Italien stünde in der rechten Flanke des Seeweges ?. Gibraltar - Malta – Sues – Aden – Karatschi (Indien).

Damit stürzte das englische Weltreich so sicher und so völlig in sich zusammen, als ich zusammenbräche, wenn mir einer die Halsschlagader durchschnitt.

(Deshalb sucht England alles aufzubieten, um einen Sieg Mussolinis zu hintertreiben; es stärkt Griechenland, dem der Italiener Korfu einfach wegnahm...; es befestigt Cypern gegenüber von Alexandria. Es befestigt Akaba in Transjordanien an der Nordspitze des Golfs von Akaba, Suez, Aden usw. Es erlaubt uns die Aufrüstung.)

c. Ein Aufeinanderstoßen England-Frankreich einerseits, Italien andererseits aber müßte Indien und Japan ermuntern, das in Europa gebundene Weltreich aus Asien zu verjagen. Schon hat Mahatma Gandhi, was seit zweieinhalb Jahrtausenden unmöglich schien, den Parias, den kastenlosen 90 Millionen Hindus die Tempel geöffnet, der erste Schritt zur Einigung der Inder.

Man wird sagen, die Mohamedaner Indiens werden aber die unkriegerischen Hindus überwältigen! Aber ein Kampf zwischen Hindus und Mohamedanern in Indien, wie er bei einer Bindung Englands in Europa ausbräche, würde den Zusammenbruch des engl. Regiments in Indien zur Folge haben und damit in der ganzen Welt.

d. Mit ihm zugleich bräche das Insulinde der Niederlande zusammen (Java, Celebes, Sumatra).

e. Damit wäre der Weg Japans nach Australien frei, wo 80 Millionen Japaner leben könnten, weil sie, bedürfnislos, das Land bebauen könnten, was der Europäer nie kann.

f. Wir treten nun an die große Sphinx Russland heran. Englands Zusammenbruch würde dem weltrevolutionslüsternen Russland ganz gewaltigen Auftrieb geben. Die Verarmung in der ganzen weißen Welt müßte noch mehr bolschewistische Stützpunkte in Amerika, England, Frankreich schaffen, was von unabsehbaren Folgen werden müßte.

Ich vermute, kriegerisch werde Russland sich fürs erste nur gegen Japan zu wenden versuchen, das dann, englischer Hilfe beraubt, den «fernen Osten» - das warme Meer - wieder in seine Gewalt zu bekommen trachten würde.

(aa) Die Ukraine würde - nach Jahrhunderten der Unterjochung - dabei nicht mittun. Sie hat schon 1905 gegen Japan nicht mitgefochten. Ihre Regimenter blieben daheim.

(bb) Ein Emporkommen der Ukraine müßte eine Schwächung der polnischen Macht in Galizien und Ostpolen zur Folge haben. Könnte uns lieb sein, denn die Ukraine fängt an, lutherisch zu werden.

g. Und wir?

3 Uns hat der Weltenlenker noch einmal eine Gnadenfrist gegeben. Ist sie abgelaufen und das Neuheidentum hat Deutschland erobert inzwischen - dann hat die kurze Blüte, die wir erlebten und noch zu erleben hoffen, ein

Ende. ....Ich meine, der Führer weiß das und macht deshalb den Versuch, die evangel. Kirche wieder auf die Füße zu stellen. Denn sie allein, nicht Hauer<sup>3</sup> und Ludendorff<sup>4</sup> können das päpstliche Italien innerlich überwinden. Der Staat kann und wird nie Kirche von innen her bauen können. An uns Evangelischen ist es, uns aufs neue aus dem religiösen Sumpf herauszuarbeiten und für Christus brauchbar zu werden. Sonst werden wir an ein siegreiches neues Imperium Romanum (Offenbarg.) «dahingegeben». Das Reich des Antichristen (Rom) würde anheben, bis dann Jesus Christus wiederkommt und dem Furchtbaren ein Ende macht.

Über das alles kann man nur phantasieren; und das hat keinen Wert. Wert hat allein, dass die Evangel. Gemeinde den Weg zu Christus zurückfindet, damit das Unheil noch einmal vom Weltenrichter aufgehalten werden kann. Hier sehe ich meine Aufgabe im Altpfarrerkreis, der total erstarrt ist, [im] Diakonissenhaus, und wo ich hinkomme und spüre, dass noch die letzte Verstockung der Herzen nicht eingetreten ist. Aber – wie oft stoße ich auf sie! (z.B. v. Falk [offenbar der Sohn des – wohl geadelten – Kultusministers, seines Veters zweiten Grades] im Briefe zum 6.11. [R.H.s Geburtstag]).

Wie vernichtend das für mich ist, kann niemand ahnen. Umso mehr zehre ich von mir geschenkten Freuden: Die Gemeinde im Werden in Hannover, gewaltige eigene Gebetserhörungen, von denen ich schweige. Sie sind zu zart, als dass man sie ans Licht bringen könnte. Lasst Euch genügen, Jesus Christus lebt und regiert!!! Der königliche Herr der Zeit!

Inmitten der alle möglichen Deutungen zulassenden Lage hat der Führer Deutschland dem chaotischen Völkerbund entrissen, baut innen auf, rüstet stark, um im entscheidenden Augenblick das deutsche Schwert in die Waagschale zu werfen. Zögern (?), wenn Italien abgekämpft ist? (Es braucht 1.000.000 in Abessinien, nicht wie sein Generalst(ab). meint, 350.000.) Niemand weiß, ob Mussolini es auf solch ein Verbluten ankommen lässt.??? Wird er Frieden machen, ehe es dahin kommt, und als politisch geschlagener Mann heimkehren? Was wird dann aus Italien? Stürzt dann Mussolini?

Muß uns nicht dann Österreich zufallen, wenn England uns gegen Verzichte «draußen» den Rücken deckt? Wird aber Russland und Frankreich uns die Vereinigung mit den österr.en Blutsgenossen ohne weiteres erlauben? Das hängt von Japans Erfolg gegen Russland ab...–

4 Kein Prophet kann sagen, was Frühling 1936 sein wird. Eines nur ist ganz sicher. Siegt Hauer-Ludendorff in Deutschland, haben wir das religiös-sittliche Recht verwirkt, sowohl auf Machtstellung in Europa wie in der Welt.

Darum stehe ich jetzt in Verhandlungen mit der Wehrmachts- u. Schutzpolizei-Mission. Das ist eine Laienbewegung von christusgläubigen Männern. Dort trägt man Bedenken, mich zu nehmen, weil ich Pastor bin, also das bibel- und christus- ungläubig machende Studium im Leibe habe. Nun, ich hoffe, den Major von Owen [?] in einer zweiten ernsten Unterredung davon zu überzeugen, dass ich kein toter Christ bin, von denen die Kanzeln wimmeln....(namentlich in Thüringen).

Wie aber, verleugne ich dann nicht die Kirche?? – Fragen über Fragen! Gott, der Herr möge mich führen! Ich entscheide nicht von mir aus, sondern harre auf Seinen Wink.

Und nun lasst Euch grüßen, auch Willi [sein Neffe, einziger Sohn von Hedemanns, wenig später als Geistesgestörter in Bethel] will ich demnächst schreiben.

Gott mit uns!

Euer Bruder  
Richard

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Schlußverse Goethes Faust II

<sup>2</sup> Arbeiterdichter Fritz Woike, 1890-1962

<sup>3</sup> Seit 1933/34 versuchte die «Deutsche Glaubensbewegung», in der viele Freireligiöse aufgingen, für die Konfessionslosen im Deutschen Reich eine Position zu sichern. Jakob Wilhelm Hauer wurde Vorsitzender des «Bundes der Freikirchlichen Gemeinden Deutschlands» und der «Deutschen Glaubensbewegung».

<sup>4</sup> Der «Bund für Gotterkenntnis Ludendorff e.V.» unter der Leitung Ludendorffs und seiner okkultistisch orientierten zweiten Frau Mathilde, eine der nicht wenigen rechtsextremistischen esoterischen Kleingruppen, hatte Schwierigkeiten mit dem Nationalsozialismus, teilte aber dessen Chauvinismus, Antisemitismus und Antiliberalismus uneingeschränkt.

## Lebensdaten Herbert Hoffmann-Loss

15. Oktober 1938	Geboren in Bautzen, als Sohn des Landgerichtsrats Helmuth Hoffmann (gefallen 1943 in Russland) und seiner Frau Agnes, geb. Loss.
Ab 1945	Die Familie lebt in Göttingen.
1958	Abitur am humanistischen Max-Planck-Gymnasium.
1959–1966	Studium der klassischen Altertumswissenschaften in Göttingen, Berlin und Athen.
1966	Promotion (über den Vorsokratiker Empedokles) in Göttingen.
1966–67	Lektor für Griechisch an Theologischer Fakultät der Universität Göttingen.
1968–70	Attaché-Ausbildung im Auswärtigen Amt (AA).
1970–74	Botschaft Tel Aviv.
1974–76	Botschaft Islamabad.
1976–80	VN-Abteilung des AA.
1980–84	Botschaft Athen (Leiter Wirtschaft).
1984–88	Abrüstungsabteilung des AA in Bonn.
1987–91	Botschaft Athen (Gesandter).
1991–96	Botschaft Peking (Leiter Wirtschaft)
1996–2000	Referatsleiter im AA (VN).
2000–2003	Generalkonsul in Istanbul.
Seit 2003	Im Ruhestand

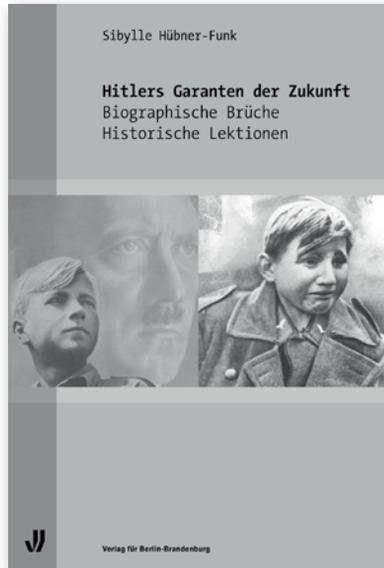
Sibylle Hübner-Funk

## **Hitlers Garanten der Zukunft**

*Biographische Brüche  
Historische Lektionen*

2., erweiterte Auflage 2005,  
444 Seiten, brosch.  
30,00 EUR

ISBN 978-3-935035-67-5



Hitlers Garanten der Zukunft ist eine Untersuchung der Re-Zivilisationsprozesse, die die Angehörigen der Hitlerjugend-Generation nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches« durchlaufen haben. Die Autorin, die zur Generation der jüngeren »Kriegskinder« gehört, nimmt die Überlebenden in ihrer – individuellen wie kollektiven Lebensleistung ernst und versucht, ihre mühsamen Wege zu einem zivilen, friedlichen Dasein sozialwissenschaftlich verstehend zu beschreiben: »Zu leben nach so viel Tod, aufzubauen nach so viel Zerstörung, wahrhaftig zu sein nach so viel Lüge!«



**Verlag für Berlin-Brandenburg**

Stresemannstraße 30/... 10963 Berlin

Telefon (030) 88 46 89 - 44 /... Telefax (030) 88 46 89 -11

[www.verlagberlinbrandenburg.de](http://www.verlagberlinbrandenburg.de)